

# PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der  
Universität Paderborn



# PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der  
Universität Paderborn



TITELBILD: „Der Schulmeister“. Kupferstich von Chr. Weigl, Abbildung der Gemeinnützlichen Hauptstände, Regensburg 1698. Quellennachweis: Van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 3: Religion, Magic, Aufklärung 16.-18. Jahrhundert, 2. Aufl. München 1999, S. 171.

## **IMPRESSUM**

PHM, vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn  
Nr. 19, 2006, Heft 1.

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.  
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn  
Dr. Margit Naarmann, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut

Redaktion: Dr. Guido Berndt, Giersstraße 30, 33098 Paderborn  
Ulrike Claßen, Aspenstr. 32a, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten  
Dr. des. Stefanie Dick, Detmolder Straße 185c, 33100 Paderborn  
Martin Dröge M.A., Wolbecker Str. 249a, 48155 Münster  
Gunnar Grüttner M.A., Birkenweg 15, 33102 Paderborn  
Manuel Koch, Giersstr. 31, 33098 Paderborn  
Ansgar Köb M.A., Schlesierweg 9, 33104 Paderborn  
Roland Linde, Am Kreuztor 6, 48147 Münster  
Dr. Mareike Menne, Am Kleeberg 14a, 33178 Borchen  
Dr. Joachim Rüffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest  
Dr. Michael Ströhmer, Faulensieksweg 11a, 33034 Brakel  
Peter Tilly, Lüneburger Str. 32a, 29223 Celle

E-Mail-Adresse: PeterTilly@aol.com

ISSN: 1437-6660

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

## INHALT

### *Aufsätze*

- MANUEL KOCH, Überlegungen zur westgotischen Einwanderung auf die Iberische Halbinsel.....4
- MAREIKE MENNE, Untertanenpflicht im Hochstift Paderborn – Beginn und Erfolg der Schulpflicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ..... 25

### *Miszellen*

- ANDRÉ ROBRECHT, Heim oder Heimat? – Deutsch-amerikanische ‚Mischlingskinder‘ zwischen Rassismustraditionen und Schicksalsromantik am Beispiel von Kinofilm, Schlager und Boulevard der frühen Nachkriegszeit. Ein Nachtrag zum historischen Gesprächskreis..... 39
- STEFANIE SCHNIETZ, Kloster Dalheim – Eine lange und spannende Geschichte bis in die Gegenwart ..... 49
- RAINER PÖPPINGHEGE, Zwischen gallischem Hahn und preußischem Adler – das Paderborner Land zu Beginn des 19. Jahrhunderts ..... 56
- ULRIKE CLAßEN, Schlagfertige Studenten..... 62
- Vorankündigung: 15. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ ..... 63

### *Rezensionen* ..... 64

Fischer, Paderborn (*Köb*) – Schmalor, Die westfälischen Stifts- und Klosterbibliotheken bis zur Säkularisation (*Laubinger*) – Buberl, Conrad von Soest *und* Schilp/ Welzel, Dortmund und Conrad von Soest im spätmittelalterlichen Europa (*Köb*) – Pfau/ Seidel, Nachkriegszeit in Siegen 1945–1949 (*Grüttner*)

### *Autorenverzeichnis*..... 73

### *Vereinsnachrichten*..... 74

# Überlegungen zur westgotischen Einwanderung auf die Iberische Halbinsel\*

von Manuel Koch

Um militärische Aufgaben im Dienste des römischen Reiches auszuführen, wurden die Westgoten im Jahre 419 im Einvernehmen mit dem weströmischen Kaiser als föderiertes Heer nach Aquitanien, in die südliche *Gallia* beordert.<sup>1</sup> Massiv begünstigt durch den Desintegrationsprozess des weströmischen Imperiums und den mit ihm verbundenen Rückgang kaiserlicher Machtentfaltung in den Provinzen im Laufe des 5. Jahrhunderts entstand aus jener Ansiedlung eines Föderatenheeres ein eigenständiges und vom Imperium unabhängiges westgotisches Königreich. Ironischerweise kündigt der erste Quellenbeleg, der dieses Reich nach der Hauptstadt als Tolosanisches<sup>2</sup> bezeichnet, gerade von dessen Untergang: „Das Tolosanische Reich ist zerstört worden.“<sup>3</sup> Der unbekannte Autor der hier zitierten *Consularia Caesaraugustana*<sup>4</sup> setzte diese lakonische Bemerkung an das Ende seiner knappen Ausführungen zu einer Schlacht zwischen Franken und Westgoten im Jahre 507 bei Vouillé, die für die Letztgenannten einen katastrophalen Ausgang genommen hatte: Der westgotische König Alarich II. war in der Schlacht getötet, die Hauptstadt des Reiches eingenommen und der Königsschatz als Beute von den Franken geraubt worden.<sup>5</sup>

\* Der Aufsatz geht zurück auf einen am 13. Juli 2005 im Rahmen des „Historischen Gesprächskreises des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn“ gehaltenen Vortrag. In einer leicht veränderten und übersetzten Version erscheint dieser Beitrag auch unter dem Titel: *Gotthi intra Hispanias sedes acceperunt. Consideraciones sobre la supuesta inmigración visigoda en la Península Ibérica*, in: *Pyrenae* 37/ 2 (2006), S. 83–104.

<sup>1</sup> Vielfach ist diese Maßnahme mit dem Jahr 418 in Verbindung gebracht worden, was jedoch auf einen Datierungsfehler zurückzuführen ist, wie SCHWARCZ, Andreas: *Relations Between Ostrogoths and Visigoths in the Fifth and Sixth Centuries and the Question of Visigothic Settlement in Aquitaine and Spain*, in: POHL, Walter/ DIESENBERGER, Maximilian (Hg.), *Integration und Herrschaft. Ethnische Identitäten und soziale Organisation im Frühmittelalter* (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 301; Forschungen zur Geschichte des Frühmittelalters 3), Wien 2002, S. 217–226, S. 217–220, gezeigt hat.

<sup>2</sup> Gemeint ist die heute französische Stadt Toulouse, lateinisch *Tolosa*.

<sup>3</sup> *regnum Tolosanum destructum est*, in: *Consularia Caesaraugustana*, hg. v. Carmen CARDELLE DE HARTMANN (Corpus Christianorum, Series Latina 173 A), Turnhout 2001, 88a, S. 28.

<sup>4</sup> Die hier in Anlehnung an die in Anm. 3 zitierte Edition als *Consularia Caesaraugustana* bezeichnete Quelle ist auch als *Chronica Caesaraugustana* bekannt. Die unterschiedlichen Bezeichnungen stehen in Zusammenhang mit einer neuen Einordnung des Textes in der Edition von Carmen CARDELLE DE HARTMANN im Vergleich zu der lange Zeit maßgeblichen Edition von Theodor MOMMSEN, in: MGH AA 11, Berlin 1894 (ND 1961), S. 221–223.

<sup>5</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 88a, S 28; siehe ausführlicher dazu auch Gregor von Tours, *Historia Francorum*, II,37, hg. v. Bruno KRUSCH/ Wilhelm LEVISON (MGH SS rer. Mer. 1/1), Hannover 1951 (ND 1992), S. 85–88 sowie Prokop, *De bello Gothico*, I,12, hg. v. Otto VEH, Werke, Bd. 1, Stuttgart 1966, S. 100–103.

Der mit dem Jahr 507 verbundene Waffengang und dessen Vorlauf sind in der Forschung zur Geschichte der Westgoten sehr häufig als einschneidende Ereignisse bewertet worden.<sup>6</sup> Besondere Aufmerksamkeit verdient in diesem Zusammenhang die Frage nach einer westgotischen Immigration auf die Iberische Halbinsel, die vielfach ursächlich mit den fränkisch-westgotischen Auseinandersetzungen und dem daraus resultierenden Machtverlust nördlich der Pyrenäen in Verbindung gebracht worden ist. Entwickelt hatte sich der westgotisch-fränkische Konflikt vor allem seit dem ausgehenden 5. Jahrhundert, als die expansive fränkische Politik unter ihrem außerordentlich erfolgreich agierenden König Chlodwig dazu führte, dass sich die Interessengebiete der beiden *gentes* zu überschneiden begannen. Eine Reihe an Ereignissen legt Zeugnis darüber ab, dass es zu solchen Konflikten kam: Die durch eine Kriegsdrohung an Alarich II. bekräftigte Forderung Chlodwigs etwa, den Römer Syagrius – den Chlodwig besiegt und dessen Herrschaftsgebiet im nördlichen Gallien er sich im Jahre 486 einverleibt hatte – an ihn auszuliefern, nachdem dieser nach seiner Niederlage in der westgotischen Hauptstadt Toulouse Zuflucht gefunden hatte. Alarich II. gab dieser Forderung nach und Syagrius damit seinem Schicksal preis.<sup>7</sup> Ferner berichtet Prokop von der Furcht der Westgoten vor den immer mächtiger werdenden Franken, denen lediglich noch das Schutzversprechen des ostgotischen Königs, Theoderich der Große, Einhalt geboten habe.<sup>8</sup> Vielleicht waren es die Verhandlungen der beiden Herrscher im Jahre 502, welche die kriegerischen Auseinandersetzungen, wie etwa die bis weit in westgotisches Gebiet vordringenden fränkischen Kriegszüge der Jahre 496 und 498<sup>9</sup>, noch einmal vorübergehend einzudämmen vermochten, die massiven Interessengegensätze, die schließlich in die folgenschwere Schlacht von Vouillé mündeten, sind jedoch nicht zu übersehen.<sup>10</sup>

Über viele Forschergenerationen und nationale Grenzen hinweg findet man in den wissenschaftlichen Publikationen zur Frage der westgotischen Einwanderung nun in etwa die folgende These: Ausgelöst unter anderem durch den von Norden her ausgeübten fränkischen Druck auf das westgotische Reich und schließlich noch wesentlich intensiviert durch die verheerende Niederlage im Jahre 507 habe es „bereits 494 und dann wieder 497

<sup>6</sup> Repräsentativ für diese Bewertung befindet z. B. Herwig WOLFRAM: „Dagegen wirkte Vouillé gleich einem Dammbbruch, der das westgotische Reich hinwegzuschwemmen drohte.“, in: Die Goten und ihre Geschichte, München 2001, S. 101.

<sup>7</sup> Syagrius wurde nach seiner Auslieferung auf Chlodwigs Geheiß hin getötet; vgl. Gregor von Tours, *Historia Francorum*, II,27, (Anm. 5), S. 71ff.

<sup>8</sup> Prokop, *De bello Gothico*, I,12, (Anm. 5), S. 97ff.

<sup>9</sup> Siehe dazu *Auctarium Havniense*, a. 496 und a. 498, hg. v. Theodor MOMMSEN (MGH AA 9), S. 331.

<sup>10</sup> Zum Treffen zwischen Alarich II. und Chlodwig siehe Gregor von Tours, *Historia Francorum*, II,35, (Anm. 5), S. 84. Zu dem Komplex des frankisch-westgotischen Konfliktes siehe ferner CLAUDE, Dietrich: *Die Geschichte der Westgoten*, Stuttgart 1970, S. 33–37; ORLANDIS, José: *Época visigoda* (409–711) (*Historia de España* 4), Madrid 1987, S. 62–65; HEATHER, Peter: *The Goths*, Oxford 1998, S. 200f.; WOLFRAM, Herwig: *Die Goten – Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographic*, München 2001, S. 195ff.; GIESE, Wolfgang: *Die Goten*, Stuttgart 2004, S. 103–106.

[...] die ersten Anzeichen einer regelrechten westgotischen Einwanderung“ nach Spanien aus den Gebieten nördlich der Pyrenäen gegeben.<sup>11</sup> Auf die methodisch äußerst problematische Schätzung zur Zahl eingewanderter Westgoten, die von unterschiedlichen Ansätzen ausgehen, soll hier nicht vertieft eingegangen werden, die Vermutungen dazu liegen zwischen 80.000 bis 200.000 Personen.<sup>12</sup> Mochte es jenen Forschern, deren Sicht auf die Ereignisse der sogenannten Völkerwanderungszeit noch ganz geprägt war von dem klassischen Bild eines nach außen geschlossenen „Volkes“ – das als monolithische Gruppe, von seinen eigenen Interessen und den Bedingungen die es vorfand geleitet, quer durch Europa zog – nicht weniger als folgerichtig erscheinen, dass die gerade skizzierte politisch-militärische Entwicklung zu einer neuerlichen Wanderung dieser *gens* führen musste, so erscheint diese Konsequenz auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes keineswegs zwingend.<sup>13</sup> Längst schon ist für das Tolosanische Westgotenreich gezeigt worden, dass Goten und Römer bereits zu jenem Zeitpunkt keineswegs zwei durch ihre unterschiedliche Ethnizität strikt voneinander getrennte Elemente der gleichen politischen Struktur waren, die Ramón d'ABADAL noch als zwei „ethnische“ Staaten des gleichen Reiches bezeichnet hatte.<sup>14</sup> Zwischen den römisch-senatorischen und westgotischen Eliten herrschten vielfältige Verflechtungen, die beispielsweise dazu führten, dass die westgoti-

<sup>11</sup> Zitat aus WOLFRAM, Goten (Anm. 10), S. 196. Als Belege für die lange Fortdauer und weite Verbreitung der Einwanderungsthese vgl. z. B. SCHMIDT, Ludwig: Die Ostgermanen (Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung 1), München 21941 (ND 1969), S. 502; ABADAL, Ramón de: Del reino de Tolosa al reino de Toledo, Madrid 1960, S. 45f.; CLAUDE, Westgoten (Anm. 10), S. 59f.; THOMPSON, Edward A.: Romans and Barbarians. The Decline of the Western Empire, London 1982, S. 191–193; ORLANDIS, Época visigoda (Anm. 10), S. 60ff.; GARCÍA DE CORTÁZAR, José A.: La época medieval (Historia de España 2), Madrid 1988, S. 25f.; BIERBRAUER, Volker: Archäologie und Geschichte der Goten vom 1.–7. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz, in: FMSt 28 (1994), S. 51–171, S. 156; RIPOLL, Gisela/ VELÁZQUEZ, Isabel: La Hispania visigoda. Del rey Ataúlfo a Don Rodrigo (Historia de España 6), Madrid 1995, S. 26; COLLINS, Roger: Early Medieval Spain. Unity in Diversity (400–1000), London 21995, S. 34f.; JIMÉNEZ GARNICA, Ana María: The Settlement of the Visigoths in the Fifth Century, in: HEATHER, Peter (Hg.), The Visigoths: From the Migration Period to the Seventh Century. An Ethnographic Perspective (Studies in Historical Archaeoethnology 4), San Marino 1999, S. 93–115, S. 108f.; HEATHER, The Goths (Anm. 10), S. 200; CAEROLS, José J.: El encuentro entre godos e hispanorromanos. Un análisis filológico, in: URSO, Gianpaolo (Hg.), Integrazione, mescolanza, rifiuto: incontri di popoli, lingue e culture in Europa dall'antichità all'umanesimo, Rom 2001, S. 199–238, S. 229; ARCE, Javier: Bárbaros y romanos en Hispania (400–507 A. D.), Madrid 2005, S. 146–149.

<sup>12</sup> Einen Überblick dazu liefert RIPOLL LÓPEZ, Gisela: The Arrival of the Visigoths in Hispania. Population Problems and the Process of Acculturation, in: POHL, Walter/ REIMITZ, Helmut (Hg.), Strategies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities (300–800) (Transformation of the Roman World 2), Leiden/ Boston/ Köln 1998, S. 153–187, S. 160ff.

<sup>13</sup> Neben einer Vielzahl weiterer wichtiger Publikationen, die hier unmöglich alle angeführt werden können, wird der aktuelle Forschungsstand vor allem auch durch die Schriftenreihe des von der ESF geförderten internationalen Forschungsprojektes „The Transformation of the Roman World“ repräsentiert, die mittlerweile in 14 Bänden vorliegt.

<sup>14</sup> „Hemos visto [...] un Estado dentro otro Estado, un Estado de carácter étnico dentro un Estado de tipo territorial.“, ABADAL, Tolosa (Anm. 11), S. 58.

sche Unterstützung Avitus, dem Abkömmling einer gallischen Senatorenfamilie, auf den Kaiserthron verhalf und dass 507 auch Mitglieder der römischen Oberschicht unter dem Befehl Alarichs II. gegen Chlodwigs Franken kämpften, um hier nur zwei sehr augenfällige Beispiele der Kooperation zu nennen.<sup>15</sup> Gab es mehr als drei Generationen nach 419 noch eine vom Rest der Bevölkerung klar trennbare und mobile westgotische *gens*, die sich gemeinsam auf den Weg auf die Iberische Halbinsel machen konnte, um angeblich vor den Franken zu fliehen? Welche Teile der Bevölkerung wurden von dem Konkurrenzkampf der politischen Eliten überhaupt derart betroffen, dass sie alles hinter sich ließen und sich auf den beschwerlichen Weg über die Pyrenäen machten? Es sei bereits an dieser Stelle vorweggenommen, dass es fast keine Quellen gibt, die unsere neugierigen Fragen beantworten könnten. Die Quellenlage ist vielmehr derart, dass wir uns zu Beginn dieser Untersuchung ganz grundsätzlich fragen, ob die Quellen einen Beweis dafür liefern, dass es zu einer Migration nach Spanien von signifikanter Größe gekommen ist oder ob die Annahme einer solchen Ausweichbewegung nicht vor allem auf die Vorstellung von den Handlungsmustern einer ethnisch verbundenen kriegerischen *gens* zurückzuführen ist.

### Westgotische Gräberfelder?

Die These einer solchen Einwanderung im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts stützt sich auf zwei unterschiedliche Belege: den archäologischen Befund auf der Iberischen Halbinsel und eine Quellenpassage aus den oben zitierten *Consularia CaesarAugustana*.<sup>16</sup> Für den Historiker wird es im Folgenden die Aufgabe sein, vor allem die schriftliche Quelle zu untersuchen, aber dies kann nicht ohne einige Anmerkungen zum archäologischen Befund geschehen.

Über einen langen Zeitraum hinweg sah die archäologische Forschung keinerlei Problem darin, spezifische materielle Hinterlassenschaften sehr exakt mit bestimmten völkerwanderungszeitlichen *gentes* zu identifizieren und auf dieser Basis deren Wanderbewegun-

<sup>15</sup> Siehe dazu weiter z. B. SCHWARCZ, Andreas: Senatorische Heerführer im Westgotenreich im 5. Jahrhundert, in: VALLET, Françoise/ KAZANSKI, Michel (Hg.), *La noblesse romaine et les chefs barbares du III<sup>e</sup> au VII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1995, S. 49–54; NIXON, Charles E. V.: *Relations Between Visigoths and Romans in Fifth-Century Gaul*, in: DRINKWATER, John/ ELTON, Hugh (Hg.), *Fifth-Century Gaul. A Crisis of Identity?*, Cambridge 1999, S. 64–74; MATHISEN, Ralph W./ SIVAN, Hagith S.: *Forging a New Identity. The Kingdom of Toulouse and the Frontiers of Visigothic Aquitania (418–507)*, in: FERREIRO, Alberto (Hg.), *The Visigoths. Studies in Culture and Society (The Medieval Mediterranean – Peoples, Economics and Cultures 20)*, Leiden/ Boston/ Köln 1999, S. 1–62; JIMÉNEZ GARNICA, Ana María: *Sobre rex y regnum. Problemas de terminología política durante el primer siglo de historia de los visigodos*, in: *Pyrenae* 35/2 (2004), S. 57–78.

<sup>16</sup> Früher wurden ebenfalls „gotische“ Ortsnamen als Beleg für eine westgotische Besiedlungen herangezogen (siehe dazu etwa GAMILLSCHEGG, Ernst: *Romania Germanica [Grundriß der germanischen Philologie 11]*, Bd. 1, Leipzig 1934, S. 359f.), diese philologische Beweisführung ist jedoch seit Längerem widerlegt: PIEL Joseph M./ KREMER, Dieter: *Hispano-gotisches Namenbuch. Der Niederschlag des Westgotischen in den alten und heutigen Personen- und Ortsnamen der Iberischen Halbinsel*, Heidelberg 1976, S. 23f.; KAMPERS, Gerd: *Personengeschichtliche Studien zum Westgotenreich in Spanien (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, Zweite Reihe 17)*, Münster 1979, S. 176f.

gen nachzuvollziehen.<sup>17</sup> Von jener methodischen Prämisse ausgehend hatten die Beigabenfunde, die in einer Reihe von Gräberfeldern aus dem letzten Drittel des 5. Jahrhunderts im Zentrum der Iberischen Halbinsel gefunden wurden, lange Zeit „keinerlei Zweifel an der ethnischen Bewertung der so Bestatteten als westgotisch“ aufkommen lassen.<sup>18</sup> Gegenwärtig ist die archäologische Forschung jedoch in eine grundlegende Diskussion darüber getreten, ob ihre methodischen Möglichkeiten es überhaupt gestatten, Aussagen über die ethnische Zuordnung bestimmter materieller Hinterlassenschaften zu treffen.<sup>19</sup> Die methodische Problematik dieser Fragestellung hat Chris WICKHAM am Beispiel der Langobarden bereits im Jahre 1981 sehr pointiert wie folgt artikuliert: „a man or a woman with a Lombard-style brooch is no more necessary a Lombard than a family in Bradford with a Toyota is Japanese; artefacts are no secure guide to ethnicity.“<sup>20</sup> Entgegen der oben angeführten Einschätzung etwa Volker BIERBRAUERS sind mittlerweile auch Vertreter der lange Zeit eher traditionalistischen spanischen archäologischen Forschung der Auffassung, dass die Beigabenfunde in den zentralspanischen Gräberfeldern nicht per se als Beweis für eine westgotische Ansiedlung herangezogen werden können.<sup>21</sup>

<sup>17</sup> Vgl. dazu aus heutiger Sicht etwa JANKUHN, Herbert: Das Germanenproblem in der älteren archäologischen Forschung. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Tode Kossinas, in: BECK, Heinrich (Hg.), Germanenprobleme in heutiger Sicht (RGA Ergbd. 1), Berlin/ New York 1999, S. 298–309 u. STEUER, Heiko/ HAKELBERG, Dietrich (Hg.), Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995 (RGA Ergbd. 29), Berlin/ New York 2001.

<sup>18</sup> In inhaltlicher Tradition der materialreichen älteren Forschungen – etwa von ÅBERG, Nils: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit (Arbeiten Utgifna med Understödet af Vilhelm Ekman's Universitetsfond, Uppsala 28), Uppsala 1922, S. 206–240 oder ZEISS, Hans: Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich, Berlin/Leipzig 1934, S. 99f. – stammt das Zitat aus dem Jahr 1994 von BIERBRAUER, Archäologie und Geschichte (Anm. 11), S. 159. Zu einer neueren Zusammenstellung der Funde, zwar ohne eine notwendige kritische Diskussion der Methodik aber mit wichtigen Hinweisen zur problematischen Überlieferungs- und Dokumentationssituation siehe EBELZEPEZAUER, Wolfgang: Studien zur Archäologie der Westgoten vom 5.–7. Jh. n. Chr. (Iberia Archaeologica 2), Mainz 2000; einen Überblick über die Forschungsgeschichte der westgotischen Interpretation z. B. bei SASSE, Barbara: Die Westgoten in Südfrankreich und Spanien. Zum Problem der archäologischen Identifikation einer wandernden „gens“, in: Archäologische Informationen 20/1 (1997), S. 29–48, S. 31–34.

<sup>19</sup> Siehe dazu etwa die Freiburger Habilitationsschrift von BRATHER, Sebastian: Ethnische Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen (RGA Ergbd. 42), Berlin 2004. Eine Gegenposition dazu vertritt weiterhin dezidiert BIERBRAUER, Volker: Zur ethnischen Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie, in: POHL, Walter (Hg.), Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 322 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8), Wien 2004, S. 45–84.

<sup>20</sup> WICKHAM, Chris: Early Medieval Italy. Central Power and Local Society (400–1000), London 1981, S. 68.

<sup>21</sup> Siehe dazu z. B. RIPOLL LÓPEZ, Gisela: Romani e Visigoti in Hispania. Problemi di interpretazione del materiale archeologico, in: DELOGU, Paolo (Hg.), Le invasioni barbariche. Nel meridione dell'impero: Visigoti, Vandali, Ostrogoti, San Mannelli 2001, S. 99–117, die zu folgendem Fazit gelangt (S. 112): „[...] non esiste la possibilità metodologica di riconoscere distinzioni etniche, bisognerà cercare altre possibili vie per dare un significato alla concentrazione geografica di queste necropoli nelle zone della Meseta.“

Folgt man bei der Interpretation, ungeachtet dieser Problematik, der Methode der ethnischen Zuordnung, führt jedoch auch dies zu einer offenen Fragestellung. Der archäologische Befund zunächst ist bis auf Detailfragen unstrittig und lässt sich wie folgt zusammenfassen: Die schon angeführten Gräberfelder unterscheiden sich sowohl in ihrer geographischen Ausrichtung als auch mit Blick auf die Beigabensitte vom Fundmuster auf der restlichen Halbinsel im gesamten 5. und 6. Jahrhundert. Chronologisch ist dieses Phänomen auf einen Zeitraum von etwas weniger als 100 Jahren begrenzt – etwa von 480/90 bis 570 – und die Verbreitung der Fundorte auf der Iberischen Halbinsel beschränkt sich auf ein Gebiet zwischen Ober- und Mittellauf der Flüsse Tajo und Duero in Zentralkastilien.<sup>22</sup> Erklärungsbedürftig aber ist, dass die Funde sich gerade in dieser entlegenen und schwer zugänglichen Region der Halbinsel befinden, die zudem in keinerlei Übereinstimmung zu bringen ist mit den geographischen Angaben in den schriftlichen Quellen, die über westgotische Aktivitäten in Spanien in dem genannten Zeitraum berichten.<sup>23</sup> Der Immigrationshypothese folgend bleibt jedoch vor allem rätselhaft, dass man durch die genannten Funde zwar die in Spanien „landnehmenden Goten“ der Einwanderergeneration finde<sup>24</sup>, man aber dort, von wo sie mutmaßlich ausgewandert sein müssten, nämlich im westgotischen Reichsgebiet nördlich der Pyrenäen, für den gesamten Zeitraum des 5. Jahrhunderts keine ähnlichen Funde macht, obwohl aus archäologischer Sicht alle strukturellen Voraussetzungen dafür gegeben waren.<sup>25</sup> Auch in der neusten umfassenden Untersuchung des betreffenden archäologischen Materials wird einerseits festgestellt, dass die Grabbeigaben aus den zentralspanischen Nekropolen von einer Einwanderung westgotischer Bevölkerungsteile aus Südfrankreich herrühren müssten<sup>26</sup>, während im Resümee der Arbeit festgestellt wird, dass es weiterhin unerklärlich bleibe, warum sich keine solchen Funde aus dem Tolosanischen Reich entdecken lassen.<sup>27</sup> Die archäologische Forschung hat mittlerweile eine ganze Anzahl an Thesen formuliert, wie die zentralspanischen Funde einzuordnen

<sup>22</sup> EBEL-ZEPEZAUER, Studien zur Archäologie der Westgoten (Anm. 18), S. 178f.

<sup>23</sup> Erklärungsansätze wurden in den besonderen klimatischen Bedingungen der Fundzone gesucht und darauf hingewiesen, dass es sich bei den in diesen Nekropolen bestatteten Personen um Mitglieder einer unterprivilegierten Landbevölkerung handelt. Siehe z. B. JIMÉNEZ GARNICA, Ana María: Los primeros establecimientos permanentes de visigodos en Hispania, in: Hispania 152 (1982), S. 485–503. Ferner wurde auf die strategische Position dieses Gebietes zur *Gallaecia*, *Lusitania* und der *Baetica* sowie die Abwesenheit wehrhafter urbanen Zentren hingewiesen, RIPOLL LÓPEZ, Gisela: *Sedes regiae* en la Hispania de la antigüedad tardía, in: DIES./ GURT, José María (Hg.), *Sedes regiae* (ann. 400–800), Barcelona 2000, S. 371–401, S. 393f. Neuere Untersuchungen betonen ferner die Existenz großer Latifundien, die sich in diesen Gebieten im Laufe der Spätantike akkumulierten, vgl. CHAVARRÍA ARNAU, Alexandra: Dopo la fine delle ville: le campagne ispaniche in epoca visigota (VI–VIII secolo), in: BROGIOLO, Gian Pietro/ CHAVARRÍA ARNAU, Alexandra/ VALENTI, Marco (Hg.), *Dopo la fine delle ville: le campagne dal VI al IX secolo. 11° seminario sul tardo antico e l'alto medioevo* (Gavi, 8–10 maggio 2004) (Documenti di Archeologia 40), Mantova 2005, S. 263–285.

<sup>24</sup> BIERBRAUER, Archäologie und Geschichte (Anm. 11), S. 155.

<sup>25</sup> BIERBRAUER, Archäologie und Geschichte (Anm. 11), S. 153–155.

<sup>26</sup> EBEL-ZEPEZAUER, Studien zur Archäologie der Westgoten (Anm. 18), S. 164.

<sup>27</sup> EBEL-ZEPEZAUER, Studien zur Archäologie der Westgoten (Anm. 18), S. 179.

seien, von denen bisher jedoch keiner überzeugend genug war, um eine Mehrheitsmeinung innerhalb des Faches zu dieser Problemstellung zu begründen.<sup>28</sup> Sozusagen als kleinsten gemeinsamen Nenner der gegenwärtigen archäologischen Analyse des Phänomens stellte Christoph EGER jüngst eine Fremdherkunft der Funde auf der Halbinsel heraus, deren archäologische Eigenschaften eine „östlich barbarische Herkunft“ nahe legten.<sup>29</sup> Die von den Historikern aufgezeigte polyethnische Struktur völkerwanderungszeitlicher *gentes*, die uns in den Quellen vermeintlich homogen oft nur durch einen Gentilnamen entgegneten, lässt beispielsweise auch die Möglichkeit zu, dass die Grabbeigaben auf eine bestimmte „Untergruppe“ dieser *gens* zurückzuführen sind, über welche wir aus den Quellen namentlich nichts weiter erfahren.<sup>30</sup> Denkbar wäre ferner, dass die spanischen Funde mit einer jener Gruppen in Verbindung gebracht werden könnten, die im Jahre 451 bei der Schlacht gegen die hunnischen Verbände mitkämpften, die aber ebenfalls in den Quellen nicht namentlich erwähnt sind.<sup>31</sup> Wie bereits eingangs erwähnt, kann hier nicht der Anspruch erhoben werden, das vermeintliche ‚archäologische Miraculum‘, als welches Volker BIERBRAUER dieses archäologische Phänomen bezeichnet und damit gleichzeitig die Ratlosigkeit der ‚klassischen‘ Forschung artikuliert hat<sup>32</sup>, ausschöpfend zu erörtern. Die Hoffnung der Archäologen richtet sich gegenwärtig darauf, dass weiterführende Grabungen und eine den Methoden moderner archäologischer Untersuchungen gerecht werdende Veröffentlichung alten und neuen Materials mehr Licht in das Dunkel werden bringen können.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Einen Überblick dazu bieten z. B. JIMÉNEZ GARNICA, Ana Maria: Consideraciones sobre la trama social en la Hispania temprana visigoda, in *Pyrenae* 26 (1995), S. 189–198, S. 190–193, RIPOLL, Romani e visigoti in Hispania (Anm. 21), S. 100–103 und EGER, Christoph: Westgotische Gräberfelder auf der Iberischen Halbinsel als historische Quelle. Probleme der ethnischen Deutung, in: *Cum grano salis*. Beiträge zur europäischen Vor- und Frühgeschichte. Festschrift für Volker Bierbrauer zum 65. Geburtstag, hg. v. Bernd PÄFFGEN u. a., Friedberg 2005, S. 165–181.

<sup>29</sup> EGER, Westgotische Gräberfelder (Anm. 28), S. 179.

<sup>30</sup> Als Beispiel für eine solche Interpretation kann die sogenannte „Ostgotenthese“ angeführt werden, nach welcher die Funde aus den spanischen Nekropolen mit der Aufnahme einer ostgotischen Armee aus Italien ins Westgotenreich im Jahre 473 in Zusammenhang stünden (vgl. Jordanes, *Getica*, 283, 284, hg. v. Theodor MOMMSEN [MGH AA 5/1], Berlin 1882, S. 131 [ND 1961]; siehe dazu auch WOLFRAM, *Goten* [Anm. 9], S. 192f). Der mögliche archäologische Einfluss dieser Gruppe ist erstmals eher beiläufig erwähnt worden von KÖNIG, Gerd G.: Archäologische Zeugnisse westgotischer Präsenz im 5. Jahrhundert, in: *Madriider Mitteilungen* 21 (1980), S. 220–247, S. 247, dann aus archäologischer Perspektive von PÉRIN, Patrick: L’armée de Vidimer et la question des dépôts funéraires chez les Wisigoths en Gaule et en Espagne (V<sup>e</sup>–VI<sup>e</sup> siècles), in: VALLET, Françoise/ KAZANSKI, Michel (Hg.), *L’armée romaine et les barbares du III<sup>e</sup> au VI<sup>e</sup> siècle*, Paris 1993, S. 411–423, und aus historischer Sicht von SCHWARCZ, Relations (Anm. 1), wieder aufgegriffen worden. Die mangelnde Übereinstimmung dieser Funde mit gleichzeitigen aus dem Donaauraum, von wo Vidimer und seine Truppen nur kurz vor ihrer Aufnahme ins westgotische Königreich ausgegangen waren, rufen jedoch Widerstand von archäologischer Seite hervor, vgl. EGER, Westgotische Gräberfelder (Anm. 28), S. 178f.

<sup>31</sup> Vgl. dazu z. B. SASSE, Die Westgoten in Südfrankreich und Spanien (Anm. 18), S. 77.

<sup>32</sup> BIERBRAUER, Archäologie und Geschichte (Anm. 11), S. 155.

<sup>33</sup> EGER, Westgotische Gräberfelder (Anm. 28), S. 179.

Es bleibt zu konstatieren, dass der hochproblematische archäologische Befund keinesfalls per se als Beweis für eine westgotische Migration aus der *Gallia* auf die Iberische Halbinsel herangezogen werden kann. Von besonderer Bedeutung ist dies vor allem deswegen, weil die Historiker die wackelige Quellenbasis ihres eigenen Sujets für eine Einwanderungsthese gerne durch die Belege der Nachbardisziplin untermauerten.<sup>34</sup>

### Gotthi intra Hispanias sedes acceperunt

Auch bei den Historikern von einer problematischen Quellengrundlage für die Einwanderungsthese zu sprechen lässt sich dadurch rechtfertigen, dass sich beinahe alle schriftlichen Quellen über eine etwaige westgotische Migration im ausgehenden 5. und beginnenden 6. Jahrhundert ausschweigen. Eine Ausnahme stellen lediglich die oben bereits erwähnten *Consularia Caesarangustana* dar. An der Überlieferungsgeschichte dieser Quelle ist bemerkenswert, dass sie lediglich in Form von Marginalien in zwei Codices des 16. Jahrhunderts überliefert ist, die beide die Chroniken des Victor von Tunnuna und des Johannes von Biclaram beinhalten. Gemäß einer 1874 von Hugo HERTZBERG formulierten These, gingen diese Randbemerkungen, die der Schreiber – die beiden genannten Chroniken inhaltlich ergänzend – eingefügt hat, auf eine verloren gegangene Chronik des Bischofs Maximus von Saragossa aus dem ersten Drittel des 7. Jahrhunderts zurück.<sup>35</sup> Ausgehend von den Überlegungen HERTZBERGS edierte Theodor MOMMSEN die Marginalien im zweiten Band seiner *Chronica Minora* unter dem Titel *Chronica Caesarangustana* als eigenständigen Text.<sup>36</sup> Mittlerweile ist die Urhebererschaft Maximus' von Saragossa widerlegt worden und die *Consularia* liegen in einer neuen Edition aus dem Jahre 2001 wieder in ihrer ursprünglichen Überlieferungsform als Ergänzungen zur Chronik Victors von Tunnuna vor.<sup>37</sup> Hinsichtlich des Ausgangstextes der *Consularia* existieren nunmehr unterschiedliche Thesen: Während Roger COLLINS aufgrund der Ergänzung einiger von Victor nicht genannter Konsuln und des jeweiligen Eingangssatzes jeder der Ergänzungen, *his consulibus*, eine in der *Tarraconensis* verfasste Konsulatsliste als Vorlage für den Kompilator vermutet, erweitert Andrew GILLET diese Annahme um eine weitere Quelle, die er als Königsliste be-

<sup>34</sup> Vgl. CLAUDE, *Westgoten* (Anm. 10), S. 59f.; ORLANDIS, *Época visigoda* (Anm. 10), S. 61f.; HEATHER, *The Goths* (Anm. 10), S. 202f. Die umgekehrte Vergewisserung findet sich z. B. bei BIERBRAUER, *Archäologie und Geschichte der Goten* (Anm. 11), S. 155f.

<sup>35</sup> Hertzbergs These gründet darauf, dass die in den Marginalien berichteten Geschehnisse einen starken inhaltlichen Bezug zur *Tarraconensis* und zu Saragossa haben und Isidor von Sevilla in seinem Werk *De viris illustribus*, 33 (ediert in: CODOÑER MERINO, Carmen: *El „De viris illustribus“ de Isidoro de Sevilla. Estudio y edición crítica*, Salamanca 1964) darüber berichtet, dass besagter Maximus eine *historiola* über *temporibus Gothorum Hispaniis* verfasst habe. Siehe dazu HERTZBERG, Hugo: *Die Historien und die Chroniken des Isidorus von Sevilla. Eine Quellenuntersuchung. Erster Theil: Die Historien, Göttlingen 1874.*

<sup>36</sup> Siehe oben Anm. 4.

<sup>37</sup> Zur neuen Edition vgl. oben Anm. 3. Zu den quellenkritischen Anmerkungen und der neuen Einordnung des Textes siehe dort S. 118\*–124\*.

zeichnet.<sup>38</sup> Auffällig sind für ihn neben den inhaltlichen Schwerpunkten der *Consularia* die Informationen, welche sie zu den Thronbesteigungen und Regierungsjahren der westgotischen Könige beinhalten. Bestätigt sieht er seine Annahme einer nach westgotischen Königen datierenden Quelle als Ausgangstext auch durch einige charakteristische Datierungsfehler, die sich bei der Adaption an den Konsulatsstil Victors ergeben hätten. Um eine weitere These sehen wir uns durch Carmen CARDELLE DE HARTMANN bereichert, die aufgrund inhaltlicher Eigenarten der *Consularia* vermutet, dass auch Johannes von Biclarum – dessen Chronik der zweite in den entsprechenden Codices überlieferte Text ist – jene Ergänzungen am Text Victors vorgenommen haben könnte.<sup>39</sup> Trotz einiger Unterschiede in der Einschätzung der Provenienz dieser Quelle kann auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes zusammengefasst werden, dass wir es bei den *Consularia* sehr wahrscheinlich nicht mit einem Text aus dem 7., sondern aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zu tun haben, was besonders aufgrund der sonstigen Quellenarmut jener Dekaden von Bedeutung ist. Der besondere Bezug zur *Tarraconensis* stand von jeher außer Zweifel und auch wenn es schwer fallen mag, einen Beweis dafür zu erbringen, so lassen die von Andrew GILLETT vorgebrachten Argumente es ferner möglich erscheinen, dass wesentliche Teile dieser Quelle auf eine westgotische Königsliste im Stile spätantiker Konsulatslisten zurückgehen.

Als eingangs erwähnter Hinweis auf eine westgotische Migration werden die in dieser Quelle zu den Jahren 494 und 497 festgehaltenen Ereignisse angeführt, zu denen es dort 494 heißt *His consulibus Goti in Hispanias ingressi sunt* und zum Jahr 497 *His consulibus Gotthi intra Hispanias sedes acceperunt...*<sup>40</sup> Jüngst hat Roger COLLINS diese Quellenpassagen wie folgt übersetzt: „in this consulship the Goths entered Spain“ und weiter „in this consulship the Goths acquired settlements in Spain“ und die Mehrheitsmeinung in der Forschung zur Interpretation dieser Einträge zutreffend mit den Worten zusammengefasst: „While these brief statements raise more questions than they answer, it has generally been accepted that they record a process of the relocation of Visigothic settlement out of southern Gaul and into Spain, taking place in the mid-490s.“<sup>41</sup>

Um zu überprüfen, ob hier tatsächlich Zeugnis über eine westgotische Ansiedlung abgelegt wird, werfen wir zunächst einen Blick auf den Bericht des Jahres 494, der vor allem zwei Fragen aufwirft: Wer sind die genannten *Goti*, und was tun sie? Da der dort zu findende Satz allein stehend keine Hinweise darauf gibt, was für eine Personengruppe sich

<sup>38</sup> Vgl. COLLINS, Roger: Isidore, Maximus and the *Historia Gothorum*, in: SCHARER, Anton/SCHIEBELREITER, Georg (Hg.), *Historiographie im frühen Mittelalter* (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 32), Wien/ München 1994, S. 345–358, S. 355ff.; GILLETT, Andrew: *The Accession of Euric*, in: *Francia* 26/1 (1999), S. 1–40, S. 6.

<sup>39</sup> CARDELLE DE HARTMANN, *Introducción* (Anm. 3), S. 7\*–160\*, S. 123\*f.

<sup>40</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 71a, S. 22; 75a, S. 23. Die unterschiedliche Schreibweise (*Goti/Gotthi*) ist aus der Edition übernommen.

<sup>41</sup> COLLINS, Roger: *Visigothic Spain (409–711)*, Malden u. a. 2004, S. 33. Zur Verbreitung dieser Auffassung vgl. alle in Anm. 11 angeführten Titel.

hinter diesem Sammelbegriff verbirgt, hilft uns ein Blick auf alle weiteren Kontexte, in denen der Autor der Quelle über *Goti* schreibt. In den 18 Einträgen, die die *Consularia* für die Jahre zwischen 450 und 506 verzeichnen, treten jene *Goti* insgesamt sieben Mal sprachlich als handelnde Subjekte in Erscheinung. Die beiden genannten Textstellen zunächst ausklammernd, stehen alle fünf verbleibenden Belege eindeutig im Zusammenhang mit gotischen Militäroperationen.<sup>42</sup> Hält man sich ferner vor Augen, dass die äußerst knappen Berichte der *Consularia* fast ausschließlich über politisch-militärische Zusammenhänge berichten, erscheint es eindeutig, dass mit den *Goti* an dieser Stelle gotische Soldaten bezeichnet werden.<sup>43</sup> Dem hier transitiv verwandten Verb *ingredior* kann in Erweiterung seiner allgemeinen Bedeutung ebenfalls eine kriegerische Semantik zukommen.<sup>44</sup> Dies ist auch in den *Consularia* der Fall, wie die Kontexte der beiden weiteren Quellenpassagen erkennen lassen, bei denen dieses Prädikat auftaucht. Zum Jahr 506 finden wir die Nachricht, dass *Dertosa a Gotthis ingressa est*. Dass hier von einer militärischen Operation die Rede ist wird offenbar, wenn darauf folgend darüber berichtet wird, dass der offensichtlich dort herrschende „Tyran“ Petrus getötet und sein Kopf nach Saragossa verbracht wurde.<sup>45</sup> Berichtet wird hier von dem militärischen Vorgehen gotischer Truppen gegen einen lokalen Machthaber, dessen Einfluss ganz offensichtlich im Widerspruch zu den westgotischen Interessen auf der Iberischen Halbinsel stand. Auch in den Schilderungen zum Jahr 541 geht es um eine kriegerische Expedition, wenn der Autor schreibt, dass *reges Francorum ... per Pampelonam Hispanias ingressi Caesaraugustam uenerunt ...*<sup>46</sup> Die Rede ist hier eindeutig von einem fränkischen Raubzug der schließlich in die Belagerung Saragossas mündete und über den Gregor von Tours unter Verwendung des gleichen Prädikats berichtet.<sup>47</sup> Und auch Hydatius, dem Isidor von Sevilla später in seiner Formulierung folgt,

<sup>42</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), ...*Gotthi contra Hunos dimicant...* 4a, S. 4; ...*Gotti contra Suevos dimicant...* 21a, S. 9; ...*Arelatum et Massila a Gotthis occupata sunt* 37a, S. 13; ...*Dertosa a Gotthis ingressa est. Petrus tyrannus interfectus est...*; 87a, S. 27; siehe ferner auch 88a, S. 28 ...*pugna Gotthorum cum Francorum Boglada facta*.

<sup>43</sup> Vgl. dazu auch DOMINGUEZ MONEDERO, Adolfo: La “Chronica Caesaraugustana” y la presunta penetración popular visigoda en Hispania, in: Los visigodos. Historia y civilización (Actas de la semana internacional de estudios visigóticos) (Antigüedad y cristianismo. Monografías históricas sobre la antigüedad tardía 3), Murcia 1986, S. 61–68, S. 63f.

<sup>44</sup> Vgl. GEORGES, Heinrich (Hg.), Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch, Bd. 2: I–Z, Hannover 81918 (ND Darmstadt 2003), S. 267.

<sup>45</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 87a, S. 27 *Petrus tyrannus interfectus est et caput eius Caesaraugustam deportatum est*. Siehe dazu auch KULIKOWSKI, Michael: Late Roman Spain and its Cities, Baltimore 2004, S. 208.

<sup>46</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 130a, S. 43.

<sup>47</sup> Gregor von Tours, *Historia Francorum*, III,29, (Anm. 5), S. 125, *Post haec Childeberthus rex in Hispaniam abiit. Qua ingressus ... Caesaraugustanam civitatem cum exercitu vallant atque obsident*.

benutzt *ingredior*, um das Vorrücken westgotischer Truppen unter ihrem König Theoderich gegen die Sueben im Jahre 456 zu beschreiben.<sup>48</sup>

Zu unserer Quellestelle und den beiden Ausgangsfragen zurückkehrend lässt sich antworten, dass im Jahre 494 westgotische Soldaten nach Spanien einrückten, um dort militärische Operationen durchzuführen. So wenig präzise diese Angabe der Quelle auch sein mag, als Beleg für eine Migration kann *Goti in Hispanias ingressi sunt* sicher nicht geltend gemacht werden.

Nachdem die Bedeutung von *Goti* genauer bestimmt werden konnte, erhebt sich beim Bericht zum Jahr 497 zur zentralen Frage, welcher Vorgang exakt hier mit der Formulierung *sedes acceperunt* beschrieben wird. Leider bietet uns der Text der *Consularia* selber keine weiteren Beispiele, durch deren Untersuchung wir eine semantische Spezifizierung besonders des vieldeutigen lateinischen Begriffes *sedes* ableiten könnten. In den Chroniken Victor von Tunnuna und Johannes' von Biclaram, die unserem Quellentext durch den Überlieferungszusammenhang besonders nahe stehen, wird der Begriff bei Johannes gar nicht und bei Victor drei Mal verwendet. Dort wird ihm die Bedeutung „Bischofssitz“ beigegeben.<sup>49</sup> Im Sinne der Immigrationsthese ist *sedes* als „Wohnstätte“ oder, wie oben gesehen, englisch als „settlement“ verstanden worden. Eine Bestätigung dessen sah erstmals Ramón d'ABADAL darin, dass Hydatius in seiner im 5. Jahrhundert in Spanien verfassten Chronik mit Blick auf die Stationierung des Jahres 419 die gleiche Formulierung benutzte.<sup>50</sup> Der Terminus Stationierung und nicht etwa Ansiedlung ist hier deshalb gewählt, weil erst die Entwicklungen der Folgejahre zu einer permanenten westgotischen Präsenz und schließlich zur Formierung eines von ihnen dominierten politischen Verbandes führten, was aber sicher nicht Gegenstand der Vereinbarung des Jahres 419 war. Aus der Perspektive dieses Jahres handelte es sich zunächst um die Einquartierung eines föderierten Heeres.<sup>51</sup> Zu den Modalitäten dieser Stationierung enthalten die Quellen jedoch keine ausführlichen Informationen.<sup>52</sup> Die Forschung geht dabei von einer uneinheitlichen Verfahrens-

<sup>48</sup> Hydatius, *Chronicon*, hg. v. Theodor MOMMSEN (Anm. 4), 173, S. 28 *Mox Hispanias rex Gothorum Theodericus cum ingenti exercitu suo ... ingreditur*; Isidor von Sevilla: *Chronica*, 382, hg. v. José Carlos Martín (CCSL 112), Turnhout 2003, S. 182.

<sup>49</sup> Victor Tvnnvnensis, *Chronicon*, hg. v. Carmen CARDELLE DE HARTMANN (Anm. 3), 4, S. 5; 130, S. 42; 145, S. 48.

<sup>50</sup> ABADAL, Tolosa (Anm. 11), S. 46 und ebenso jüngst auch ARCE, *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), S. 148 Anm. 422; Die Überlieferung der Handschrift B bei Hydatius lautet: *Gotbi intermisso certamine quod agebant per Constantium ad Gallias revocati sedes in Aquitanica a Tolosa usque ad Oceanum acceperunt* (*Chronicon* [Anm. 42], 69, S. 19).

<sup>51</sup> BURNS, Thomas S.: *The Settlement of 418*, in: DRINKWATER/ ELTON, *Gaul* (Anm. 15), S. 53–63, S. 61ff.; JIMÉNEZ GARNICA, *Settlement* (Anm. 11), S. 97.

<sup>52</sup> Neben Hydatius (Anm. 48) berichten ferner Prosper von Tiro (*Chronicon*, a. 419, hg. v. Theodor MOMMSEN [MGH AA 9], Berlin 1892 [ND 1961], S. 469) und Philostorgius (*Kirchengeschichte*, XII,4, hg. v. Joseph BIDEZ, überarb. v. Friedhelm WINKELMANN, in: *Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte*, Berlin 1981, S. 143f.) darüber. Siehe auch GOFFART, *Walter: Barbarians and Romans A. D. 418–584. The Techniques of Accomodation*, Princeton 1980, S. 104f. – Über die Ansiedlungsmodalitäten der Westgoten in der *Gallia* herrschen in der Forschung seit lan-

weise aus, nach der eine Gruppe vornehmlich in den Städten untergekommen und nach dem System der *hospitas* bezahlt worden sei, während eine andere Gruppe Siedlungsland erhielt.<sup>53</sup> Worauf genau bezieht sich aber Hydatius dann mit *sedes*? Sind damit die *civitates* gemeint, von denen Prosper von Tiro berichtet oder eher Siedlungsland? In der Lesart der ältesten Überlieferung der Quelle heißt es, dass die Goten *Tolosam sibi sedem elegunt*, womit keinesfalls Siedlungsland, sondern vielmehr ein (militärischer) Stützpunkt gemeint sein dürfte, und nicht *sedes acceperunt*.<sup>54</sup> Die Semantik dieser „Parallelstelle“ ist nicht eindeutig zu klären, was sie nicht dazu empfiehlt, zur näheren Bestimmung unserer Quellenstelle zu dienen. Ferner lässt der historische Kontext der beiden Quellenstellen fraglich werden, ob sie jeweils in der gleichen Aussageabsicht verwandt wurden. In Hydatius Schilderung der Ereignisse des Jahres 419 kam den Westgoten eindeutig die passive Rolle zu. Sie wurden von Constantius zurückbeordert und folglich wurden ihnen die *sedes*, was auch immer diese nun exakt bezeichnen, zugewiesen. Sowohl die politischen Rahmenbedingungen als auch der generelle Duktus der *Consularia* lassen hingegen keinen Zweifel daran aufkommen, dass es im Jahre 497 die Westgoten waren, welche das Geschehen aktiv bestimmten. Auch wenn die sprachliche Konstruktion der beiden Quellenstellen die gleiche ist, so muss ihnen dennoch ein anderes Verständnis zugrunde liegen. Unter diesen Voraussetzungen und berücksichtigend, dass ferner völlig unklar ist, ob der Autor bzw. Kompilator der *Consularia* Hydatius' Quelle überhaupt gekannt hat, kann die Überlieferung bei Hydatius die Einwanderungsthese zum Jahr 497 nicht belegen.

Zu unserer Fragestellung hinsichtlich der *Consularia* zurückkehrend, erscheint zunächst die Feststellung sehr hilfreich, dass der Begriff sowohl im klassischen als auch später im mittelalterlichen Latein vor allem als Bezeichnung für einen wie auch immer gearteten „Sitz“ verwandt wurde.<sup>55</sup> Davon ausgehend ist von besonderem Interesse, was der etwa

gem Kontroversen, die sich im Kern um die Frage drehen, ob es zu einer tatsächlichen Vergabe von Siedlungsland oder vielmehr „nur“ dem auf diesem liegenden Steueraufkommen kam (siehe zusammenfassend dazu WOLFRAM, Herwig: Die dauerhafte Ansiedlung der Goten auf römischem Boden, in: ID., Gotische Studien. Volk und Herrschaft im frühen Mittelalter, München 2005, S. 174–206, bes. S. 174–181). Die strittigen Quellen (Gesetzestexte) zum Versorgungs- bzw. Unterbringungsmodus der Westgoten – als deren Zentralbegriff *sors* und nicht etwa *sedes* zu nennen ist – sind jedoch mindestens zwei Generationen jünger und datieren somit aus der Zeit, in der das westgotische Königreich bereits existierte.

<sup>53</sup> BURNS, Settlement (Anm. 51), S. 60f.; JIMÉNEZ GARNICA, Settlement (Anm. 11), S. 97.

<sup>54</sup> *Gothi sedentes in Aquitania Tbolosa sibi sedem elegunt: a mare Terrenum et fluvio Rodano per Ligerem fluvium usque Ocianum possident*. Zu dieser Handschrift vgl. The *Chronicle* of Hydatius and the *Consularia Constantinopolitana*. Two Contemporary Accounts of the Final Years of the Roman Empire, hg. v. R. W. BURGESS, Oxford 1993, S. 19f. und den Text ebd. 61 [69], S. 86 oder in der Edition der MGH (Anm. 48), 69, S. 19. Weitere Belege dafür, dass *sedes* teilweise auch als „Militärquartiere“ verstanden wurden, bei GEORGES, Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch (Anm. 44), Sp. 2571.

<sup>55</sup> Siehe dazu etwa die Belege bei GEORGES, Lateinisch-deutsches Handwörterbuch (Anm. 44), Sp. 2570f. und NIERMEYER, Jan Frederik (Hg.), *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*, überarb. v. Johannes W. J. BURGERS, Bd. 2: M–Z, Darmstadt 2002, S. 1242ff. Diese Semantik kommt noch im heuti-

zeitgleich zum vermuteten Entstehungszeitraum der *Consularia* schreibende Gregor von Tours über den schließlich im Jahr 388 hingerichteten römischen Usurpator Maximus berichtet. Nachdem dieser sich gewaltsam (*per tyrannidem*) zum Kaiser hatte machen lassen, schlug er seinen „Sitz“ in der Stadt Trier auf (*in urbe Treverica sedem instituens*).<sup>56</sup> An der Art der Schilderung wird eindeutig, dass es sich aus Gregors Sicht hier um eine Unrechtsherrschaft handelte, deren „Herrschaftszentrum“ zu diesem Zeitpunkt Trier war.

Nach diesen Ausflügen zur Verwendung des Begriffes bei anderen Autoren kehren wir nun zum Kontext unserer Quelle zurück, der entscheidend für die Bewertung dieser Passage ist. Zum Jahr 496 heißt es dort, dass ein gewisser Burdunelus eine Unrechtsherrschaft in Spanien an sich gezogen habe.<sup>57</sup> Der Bericht zum Jahr 497, der damit beginnt, dass *Gothi intra Hispanias sedes acceperunt* setzt direkt fort *et Burdunelus a suis traditus et Tolosam directus in tauro aeno impositus igne crematus est*.<sup>58</sup> Aus dem inhaltlichen Zusammenhang wird deutlich, dass die Quelle hier wie folgt zu verstehen ist: Auf die den westgotischen Interessen widerstrebenden Machtansprüche Burdunelus' reagierten die Goten, indem sie Soldaten nach Spanien entsandten, welche die Stützpunkte des Aufstandes unter ihre Kontrolle brachten<sup>59</sup>, woraufhin Burdunelus von den Seinen verraten und auf grausame Art und Weise in Toulouse hingerichtet wurde.<sup>60</sup> Dass es sich um einen größeren Aufstand handelte, der sehr wahrscheinlich nicht auf einen Ort beschränkt war, was die Verwendung von *sedes* im Plural bedingt, wird durch das militärische Vorgehen und vor allem durch die Symbolik der Strafmaßnahme deutlich. Eine solche Interpretation wird inhaltlich dadurch bestätigt, dass wir, wie oben bereits gesehen, zum Jahr 506 einen sehr ähnlichen Bericht vorfinden, wie das Interesse dieser Quelle überhaupt den militärisch-politischen Ereignissen gilt. Warum sollte an dieser einzigen Stelle plötzlich von der Ansiedlung einer (agrarisch geprägten) Bevölkerung die Rede sein, während die *Consularia* ansonsten lediglich

gen Spanisch dem Begriff „sede“ zu, der sich aus dem lateinischen *sedes* abgeleitet hat. Vgl. z. B. *Diccionario de la lengua española*, hg. v. Real Academia Española, Madrid 212001, S. 1384.

<sup>56</sup> *Maximus vero cum per tyrannidem oppraessis Brittanis sumisset victuriam, a militibus imperator creatus est. In urbe Treverica sedem instituens, Gratianum imperatorem circumventum dolis interfecit.* Gregor von Tours, *Historia Francorum*, I,43 (Anm. 5), S. 28.

<sup>57</sup> *His consulibus Burdunelus in Hispania tyranidem assumit,* *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 74a, S. 23.

<sup>58</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 75a, S. 23.

<sup>59</sup> Nah am Text, aber für das Deutsche ungeeignet müsste man *sedes acceperunt* in diesem Zusammenhang mit „sie bemächtigten sich der Sitze des Aufstandes“ übersetzen. Die Meinung José J. CAEROLS, dass *sedes accipere* nicht anders als einen Ort bzw. Siedlungsraum erhalten/ bekommen verstanden werden könne, basiert auf dem ausschließlich passivischen Verständnis des Prädikats, vgl. CAEROLS: *El encuentro entre godos e hispanorromanos* (Anm. 11), S. 229. Über die passivische Bedeutung des Verbs *accipere* hinaus, kann es jedoch ebenso aktivisch verstanden werden und „ergreifen“, „sich einer Sache bemächtigen“ bedeuten, vgl. NIERMEYER, *Mediae Latinitatis Lexicon* (Anm. 55), Bd. 1: A–L, S. 13. Dieses Verständnis des Prädikats korrespondiert zu der aktiven und dominierenden Rolle, die den Westgoten in den *Consularia* zugeschrieben wird.

<sup>60</sup> Eine ähnliche Sichtweise entwarfen auch Adolfo J. DOMINGUEZ MONEDERO („*Chronica Caesaraugustana*“ [Anm. 43], S. 65) und Luis A. GARCÍA MORENO (*Historia de España visigoda*, Madrid 1989, S. 80), ohne dafür jedoch den Beweis anzutreten.

über westgotische Soldaten berichten und die vermeintliche „Wanderung des Volkes“<sup>61</sup> auch in keiner anderen Quelle einen Niederschlag gefunden hat?

„The reference to *sedes* would seem to imply that some process of Gothic settlement was carried out at this time, though the mention of it here is regrettably vague and imprecise.“ So kommentierte Roger COLLINS die hier analysierte Quellenpassage zuletzt reichlich unsicher und brachte diese Ansiedlung mit einer „class of free Gothic peasant proprietors“ in Verbindung.<sup>62</sup> Die Ergebnisse der bisher hier durchgeführten Untersuchung zeigen jedoch, dass in den *Consularia* an dieser Stelle weder von bäuerlichen Landeigentümern noch von deren Ansiedlung, sondern von westgotischen Militäroperationen die Rede ist.

Da diese jedoch beinahe während der gesamten Dauer des 5. Jahrhunderts auf der Iberischen Halbinsel durchgeführt wurden, teilweise unter römischem Befehl und teilweise unabhängig davon, ist zurecht danach gefragt worden, warum die *Consularia* dazu häufig schweigen, hier jedoch Zeugnis darüber ablegen.<sup>63</sup> Eine konkrete Antwort darauf zu finden dürfte nicht möglich sein, aber diese Feststellung nimmt aufgrund des Überlieferungszusammenhanges nicht wunder, und noch viel weniger kann sie als Hinweis dafür herangezogen werden, dass hier nicht von militärischen Unternehmungen berichtet wird. Zunächst einmal fehlen die exakten Kenntnisse über den oder die Ausgangstexte der *Consularia*, aus denen die uns als Randbemerkungen zu einer anderen Chronik überkommene Quelle lediglich eine Art Exzerpt zu sein scheint. Ferner finden wir im 118 Jahre umfassenden Berichtszeitraum der *Consularia* (450–568) nur zu insgesamt 32 Jahren überhaupt Einträge. In diesem Zusammenhang ist inhaltlich ferner von Bedeutung, dass die Thronbesteigungen und die Regierungsjahre der westgotischen Könige ein zentrales Überlieferungsinteresse der Quelle sind. Von Thorismund 451 bis Athanagild 551 sind in den *Consularia* alle entsprechenden Daten verzeichnet, mit Ausnahme des Herrschaftsantritts Theoderichs II. im Jahr 453 und Theudis' im Jahr 531. Warum fehlen ausgerechnet diese Angaben? Wir wissen es nicht, aber es erscheint doch äußerst unwahrscheinlich, hier eine gewisse inhaltliche Auswahl des Autors oder des Kompilators zu vermuten. Viel näher liegt, dass diese Informationen ein Opfer der lückenhaften Überlieferung geworden sind. Gleiches lässt sich ebenfalls zum Themenbereich der westgotischen Militärexpeditionen auf der Iberischen Halbinsel im 5. Jahrhundert annehmen. Zu behaupten, dass solche in unserer Quelle keine Erwähnung finden wäre falsch, denn zum Jahr 458 erfahren wir über einen Feldzug, den die Westgoten im Nordwesten der Halbinsel gegen die Sueben führten.<sup>64</sup> Warum wird hierüber und über die Niederschlagung der Aufstände am Ende des 5. Jahrhunderts berichtet, aber nicht über die weiteren militärischen Aktionen, über die wir

<sup>61</sup> CLAUDE, Westgoten (Anm. 10), S. 59.

<sup>62</sup> COLLINS, Roger: An Historical Commentary on the *Consularia CaesarAugustana* (Corpus Christianorum, Series Latina 173 A) (Anm. 3), S. 95–109, 75a, S. 100f.

<sup>63</sup> Z. B. ABADAL, Tolosa (Anm. 11), S. 45f.; COLLINS, Commentary (Anm. 63), 71a, S. 100.

<sup>64</sup> *Consularia CaesarAugustana* (Anm. 3), 21a, S. 9; vgl. auch Hydatius, *Chronicon* (Anm. 42), 186, S. 30.

beispielsweise durch Hydatius und die *Chronica Gallica* unterrichtet sind?<sup>65</sup> Auch das wissen wir nicht, aber dennoch ist eine Beweisführung, die darauf basiert, dass die *Consularia*, mit nur einer Ausnahme, über militärische Operationen schweigen und folglich auch 494 und 497 nicht davon, sondern von einer Immigration die Rede sei, nicht tragfähig. Gleiches gilt auch für die ansonsten für diese Quelle eher untypisch vage geographische Einordnung der Berichte zu den Jahren 494 und 497. Mit Blick auf jene Widerstände ist argumentiert worden, dass die Aufstände eine Reaktion einheimischer Führungsschichten auf die angenommene Masseneinwanderung gewesen seien.<sup>66</sup> Wie gesehen gibt es für diese allerdings keinen Beleg und die neueren Forschungen zu den betreffenden Jahrhunderten haben ferner gezeigt, dass es keine fixen ethnischen Grenzlinien gab, die diese Konflikte selbst-evident erklären könnten. Einmal mehr reichen die spärlichen Informationen der *Consularia* nicht aus, um auf ihnen eine tragfähige Argumentation zu errichten. Die politische Geschichte der Transformationszeit des römischen Imperiums und auch seiner Nachfolgereiche ist geprägt von einer schier unendlichen Folge von häufig lokal verankerten Konflikten. Eine monokausale Erklärung, wie etwa ein früher angenommener „germanisch-romanischer“ Antagonismus, wird diesem Phänomen keineswegs gerecht, sondern es sind eine Vielzahl von Interessenlagen vorstellbar, die solche Unruhen hervorrufen konnten oder diese bekämpften. Diese Feststellung wird ebenfalls am Beispiel der spätantiken *Hispania* wie auch des späteren Toledanischen Reiches bestätigt.<sup>67</sup> Vielleicht waren Burdunelus und Petrus – über die wir keine weiteren Kenntnisse als die äußerst oberflächlichen der *Consularia* haben<sup>68</sup> – Vertreter der einheimischen senatorischen Oberschicht, die sich gegen den westgotischen Einfluss, nicht zwingend gegen die Einwanderung auf die Iberische Halbinsel zur Wehr setzten, um ihren eigenen Machtbereich zu erhalten oder zu erweitern.<sup>69</sup> Vielleicht waren sie jedoch zuvor selber ein Teil des westgotischen Herrschaftssystem gewesen, nun jedoch zu der Überzeugung gekommen, dass der westgotische

<sup>65</sup> Z. B. Hydatius, *Chronicon* (Anm. 48), 246, 250, S. 35; *Chronica Gallica*, hg. v. Theodor MOMMSEN (MGH AA 9), Berlin 1892 (ND 1961), 651, S. 664.

<sup>66</sup> ABADAL, Tolosa (Anm. 11), S. 49f.; ORLANDIS, *Época visigoda* (Anm. 10), S. 60; THOMPSON, *Romans and Barbarians* (Anm. 11), S. 193; HEATHER, *Goths* (Anm. 10), S. 202.

<sup>67</sup> Vgl. KULIKOWSKI, *Late Roman Spain* (Anm. 45), S. 209; ARCE, *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), S. 172.

<sup>68</sup> Vgl. MARTINDALE, John R.: *The Prosopography of the Late Roman Empire*, Bd. 2: A. D. 395–527, Cambridge u. a. 1980 (im Weiteren zitiert als PLRE), zu Burdunelus S. 243, u. zum hier behandelten Petrus: Petrus 25, S. 869; ebenfalls COLLINS, *Commentary* (Anm. 63), 74a, S. 100 u. 87a, S. 102. Zwar lassen die lateinischen Namen wahrscheinlich werden, dass es sich hierbei um Vertreter der hispano-römischen Provinzialbevölkerung handelte, allerdings haben die Ergebnisse der neueren Personennamenforschung ergeben, dass auch der Namen einer Person kein sicherer Indikatoren für deren ethnische Zuordnung sein muss (vgl. dazu GOETZ, Hans-Werner: *Gentes in der Wahrnehmung frühmittelalterlicher Autoren und moderner Ethnogeneseforschung. Zur Problematik einer gentilen Zuordnung von Personennamen*, in: GEUENICH, Dieter/ HAUBRICHS, Wolfgang/ JARNUT, Jörg (Hg.), *Person und Name. Methodische Probleme bei der Erstellung eines Personennamenbuches des Frühmittelalters* (RGA Ergbd. 32), Berlin/ New York 2002, S. 204–220).

<sup>69</sup> So z. B. ARCE, *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), S. 170ff.

König ihnen nicht die Stellung hatte zukommen lassen, derer sie sich für würdig befanden<sup>70</sup> – der gleichen Auffassung mächtiger Würdenträger waren ebenso zahllose Widerstandsbewegungen innerhalb des römischen Systems geschuldet! Leider haben wir keinerlei Kenntnisse über die Ursachen und Absichten dieser Aufstände und sie mit einer westgotischen Einwanderung in Verbindung zu bringen bleibt reine Spekulation. Während die Seite der Aufständischen im Dunkeln bleibt, werfen das Zeremoniell und die Orte der Bestrafung jedoch einiges Licht auf die westgotische Herrschaftsauffassung mit Blick auf die *Tarraconensis* am Ende des 5. Jahrhunderts. Nicht nur der Autor der *Consularia* bringt durch seine Bezeichnung der Herrschaft Burdunelus’ als *tyrannis* zum Ausdruck, dass er diese für illegitim hält, das zweifellos vom westgotischen König inszenierte Bestrafungszeremoniell tut dies ebenso, wie es gleichzeitig symbolisierte von wo aus und von wem legitime Macht über diesen Raum ausgeübt wurde: Burdunelus wurde eigens in die westgotische Hauptstadt nach Toulouse gebracht, um dort in einer höchstwahrscheinlich öffentlichen Zeremonie auf grausame Art und Weise hingerichtet zu werden. Die moderne Forschung hat bereits darauf verwiesen, dass die Grundzüge dieses Zeremoniells in der römischen Tradition des Umgangs mit besiegten Ursupatoren stehen.<sup>71</sup> Gleiches gilt für das Ende Petrus’, dessen Kopf nach seiner Hinrichtung nicht bis nach Toulouse, sondern nach Saragossa geschafft wurde. Dass in diesem Fall die nordspanische Stadt gewählt wurde könnte beispielsweise auf eine unterschiedliche Gewichtung der Aufstände zurückzuführen sein und weist auf die besondere Rolle Saragossas als Stützpunkt westgotischer Herrschaftsausübung hin.

### Schlussfolgerungen und Ausblick

Mit diesem Beitrag wurde zu zeigen versucht, dass es für die lange Zeit als sicher geltende Annahme einer Einwanderungsbewegung signifikanter Größe von Westgoten auf die Iberische Halbinsel gegen Ende des 5. Jahrhunderts keinen Beleg in den Quellen gibt. Die in der Argumentation dazu ebenso häufig zitierte wie (als Beleg für eine Immigration verstanden!) völlig singuläre Überlieferung der *Consularia* schildert die militärische Durchsetzung westgotischer Interessen in Spanien in diesem Zeitraum und nicht eine Einwanderung. Dass diese Quelle zu jenen Jahren von den genannten militärischen Unternehmungen berichtet, während sie zu anderen schweigt, bedingt nicht, dass folglich hier von etwas anderem, namentlich einer Einwanderung die Rede sei. Es gilt sich dabei zu vergegenwärtigen, dass wir es hier mit einem äußerst fragmentarisch überlieferten Text zu tun haben, der es zu einem methodischen Problem werden lässt, eine vermeintliche Auswahl der überlieferten Informationen als deren Bewertungsmaßstab heranzuziehen.

<sup>70</sup> Siehe dazu DOMINGUEZ MONEDERO, “Chronica CaesarAugustana” (Anm. 43), S. 65; JIMÉNEZ GARNICA, Los primeros establecimientos (Anm. 23), S. 499f.

<sup>71</sup> MCCORMICK, Michael: *Eternal Victory. Triumphal Rulership in Late Antiquity, Byzantium, and the Early Medieval West*, Cambridge 1986, S. 303 et passim; COLLINS, Commentary (Anm. 63), 75a, S. 101 u. 87a, S. 102.

Es soll hier aber nicht das *argumentum ex silentio* geführt werden, wonach es folglich keine Einwanderung auf die Iberische Halbinsel gegeben habe, aber – so unbefriedigend das auch sein mag – aus den Quellen erfahren wir nichts Konkretes über sie. Was lässt sich aber über eine Immigration vermuten und wie können wir uns der Frage nach westgotischer Präsenz und Herrschaft in der *Hispania* weiterhin nähern?

Bisher ist häufig argumentiert worden, dass „militärische Unternehmungen nach 456 ... und politische Oberhoheit einerseits sowie gotische Siedlung andererseits ... strikt zu trennen“ seien.<sup>72</sup> Als ein Argument für diese Unterscheidung wurde angeführt, dass eine Ansiedlung auf der Iberischen Halbinsel erst mit deren Überlieferung in den *Consularia* anzunehmen sei.<sup>73</sup> Auf Basis der Ergebnisse dieses Beitrags entpuppt sich diese Argumentation als Zirkelschluss. Mit Blick auf die Frage nach der westgotischen Einwanderung nach Spanien erscheint es sehr bedeutsam, viel stärker als bisher zu betonen, dass sich die Geschichte der Westgoten und die der *Hispania* bereits seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts mit zunehmender Intensität zu verflechten begannen. Bereits im Winter 414/415 überquerten die Westgoten zum ersten Mal die Pyrenäen und blieben dort auch nach dem *foedus* des Jahres 416 noch bis zu ihrer Abberufung nach Aquitanien im Jahr 419.<sup>74</sup> Weiter oben hat bereits Erwähnung gefunden, dass sie jedoch auch im Folgenden vor allem in militärischen Diensten immer wieder auf der Halbinsel in Erscheinung traten.<sup>75</sup> Die Berichte über westgotische Aktivitäten jenseits der Pyrenäen häufen sich mit der Regentschaft Avitus' (455–457), über welchen die Quellen berichten, dass er durch westgotische Hilfe Kaiser geworden sei<sup>76</sup> und durch den Entzug der gleichen Amt und Leben verlor.<sup>77</sup> Es scheint so, als habe die Unterstützung des gallischen Thronaspiranten den Westgoten den Weg für eine eigenständigere Politik auf der Iberischen Halbinsel geebnet.<sup>78</sup> Spätestens von diesem Zeitpunkt an führt auch bei der Lektüre der Chronik Hydatius' kein Weg an der Beobachtung vorbei, dass die Goten von da an die maßgebliche poli-

<sup>72</sup> BIERBRAUER, Archäologie und Geschichte (Anm. 11), S. 156; vgl. auch THOMPSON, Romans and Barbarians (Anm. 11), S. 192f.; ARCE, Bárbaros y romanos (Anm. 11), S. 144.

<sup>73</sup> WOLFRAM, Goten (Anm. 10), S. 193 mit Anm. 76; ARCE, Bárbaros y romanos (Anm. 11), S. 145.

<sup>74</sup> WOLFRAM, Goten (Anm. 10), S. 176f.

<sup>75</sup> Z. B. Hydatius, Chronicon (Anm. 48), 77, S. 20; 134, S. 24; 158, S. 27. Vgl. dazu auch WOLFRAM, Goten (Anm. 10), S. 180–184; DOMINGUEZ MONEDERO, Adolfo: Las necrópolis visigodas y el carácter del asentamiento visigótico en la Península Iberica, in: Actas del Primer Congreso de Arqueología Medieval Española, Saragossa 1985, S. 165–186, S. 168–172; ARCE, Bárbaros y romanos (Anm. 11), S. 136–144.

<sup>76</sup> Sidonius Apollinaris, Carmina, VII, hg. v. Christian LUEITJOHANN (MGH AA 8), Berlin 1887 (ND 1961), V. 519ff, S. 216; Isidor von Sevilla, Historia Gothorum, hg. v. Theodor MOMMSEN (Anm. 3), 31, S. 279. Zu Avitus siehe PLRE (Anm. 69), S. 196ff.; vgl. auch SCHWARCZ: Senatorische Heerführer (Anm. 15), S. 50.

<sup>77</sup> Hydatius, Chronicon (Anm. 48), 183, S. 30. Zu den Verbindungen zwischen Avitus und den Westgoten siehe KAMPERS, Gerd: Art. Theoderich, in: RGA, Bd. 30 (2006), S. 414f., S. 414.

<sup>78</sup> DOMINGUEZ MONEDERO, Las necrópolis visigodas (Anm. 76), S. 172; COLLINS, Early Medieval Spain (Anm. 11), S. 22.

tisch-militärische Größe auf der Halbinsel waren.<sup>79</sup> So verfügte König Theoderich im Jahre 462 beispielsweise über die bemerkenswerte Kompetenz, über die Besetzung des zweithöchsten militärischen Postens in der römischen Militärhierarchie, den des *magister militum*, entscheiden zu können.<sup>80</sup> Die Berichte der Quellen über die expansionistische Politik Eurichs legen nahe, dass sich die westgotische Herrschaft bereits unter seiner Regentschaft auf einen großen Teil der *Hispania* ausdehnte. Isidor von Sevilla berichtet davon, dass Eurich in der *Tarraconensis* jeglichen Adelswiderstand gegen sich niedergeschlagen und die Provinz unter seine Herrschaft gebracht habe, und aus der Perspektive Jordanes' hat Eurich über die ganze *Gallia* und *Hispania* geherrscht.<sup>81</sup> Die Forschungsmeinungen darüber, welcher Form und wie stark der westgotische Einfluss auf die Iberische Halbinsel unter Theoderich II., Eurich und Alarich II. war, gehen weit auseinander. Während einige Wissenschaftler der Ansicht sind, dass es den Westgoten vor der angenommenen Ansiedlung am Ende des 5. Jahrhunderts „südlich der Pyrenäen ... lange Zeit bloß um Beute und den einen oder anderen Stützpunkt“ gegangen sei und man höchstens von sporadischen Militäraktionen ausgehen könne<sup>82</sup>, sehen andere den siegreichen Feldzug Theoderichs II. gegen die Sueben im Jahre 456 als Anfangsdatum einer westgotischen Herrschaft.<sup>83</sup> Besonders über die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts geben uns beinahe keine zeitgenössischen Quellen Auskunft, was jede fundierte Bewertung sehr schwer werden lässt. An einer Inschrift aus dem Jahr 483, die an einer Brücke über den Rio Guadiana in der Stadt Mérida angebracht war, lassen sich jedoch schlaglichtartig einige sehr wichtige Beobachtungen machen.<sup>84</sup> Durch sie erfahren wir, dass der *dux* Salla, der sehr wahrschein-

<sup>79</sup> Siehe dazu Hydatius, *Chronicon* (Anm. 48), 170–253, S. 28–35.

<sup>80</sup> Hydatius, *Chronicon* (Anm. 48), 213, S. 32.

<sup>81</sup> Isidor von Sevilla, *Historia Gothorum* (Anm. 77), 34, S. 281; Jordanes, *Getica*, (Anm. 30), 244, S. 121 ... *Eurichus ... totas Spanias Galliasque sibi iam iure proprio tenens ...*; 284, S. 131 *Vesegothis ... sic Gallias Spaniasque tenentes suo iure defendant, ut nullus ibi alius prevaleret.*

<sup>82</sup> Zitat WOLFRAM, *Goten* (Anm. 10), S. 187, so auch KULIKOWSKI, *Late Roman Spain* (Anm. 45), S. 203–209; ähnlich, aber beginnend mit der Politik Eurichs langsam mehr westgotische Einflussnahme konstatierend ARCE, *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), S. 143ff.

<sup>83</sup> So schon BURY, John B.: *History of the Later Roman Empire from Arcadius to Irene* (395 A. D. to 800 A. D.), London 1889 (ND Amsterdam 1969), Bd. 1, S. 329; ferner z. B. THOMPSON, *Romans and Barbarians* (Anm. 11), S. 189; COLLINS, *Visigothic Spain* (Anm. 41), S. 32f.

<sup>84</sup> Das Original ist leider verloren gegangen, der Inhalt dieser epigraphischen Quelle ist uns jedoch in einer Handschrift aus dem 8. Jh. überliefert. Die Datierung der Inschrift war einige Zeit nicht ganz unumstritten, kann heute aber auf das Jahr 483 festgelegt werden. Siehe dazu: *Inscripciones cristianas de la España romana y visigoda*, hg. v. José VIVES (Monumenta Hispania Sacra 2), Barcelona 1969, 363, S. 126f., sowie in einer neueren Edition: *Catálogo de las inscripciones cristianas de Mérida*, hg. v. José Luis RAMÍREZ SÁDABA/ Pedro MATEOS CRUZ, Mérida 2000, Nr. 10, S. 41–44 u. S. 268; hier zitiert nach *ibid.*, S. 41: *solberat antiquas moles ruinosa vetustas, lapsum et senio ruptum pendebat opus. perdiderat usum suspensa uia p(er) amnem. et liberum pontis casus negebat iter. nunc tempore potentis Getarum Ernigii regis, quo deditas sibi precepit excoli terras, studuit magnanimus factis extendere n(o)m(e)n, ueterum et titulis addit Salla suum. nam postquam excimiis nobabit moenib(us) urbem, hoc magis miraculum patrare non destitit. construxit arcos, penitus fundabit in undis et mirum auctoris imitans uicit opus. nec non et patrie tantum cr<e>are munimen sumi sacerdotis Zenonis suasit amor. urbs Augusta felix mansura p(er) scl(a) longa nobate studio ducis et pontificis.* „Zerstörerische

lich der selbe ist, der im Auftrage Theoderichs II. im Jahre 466 eine Gesandtschaft an den suebischen Hof leitete und somit ein hochrangiger westgotischer Funktionsträger war<sup>85</sup>, nicht nur die Mauern der Stadt, sondern auch jene Brücke in großartiger Weise erneuern ließ. Hierin zeigt sich, dass der im etwa 1.000 km entfernten Toulouse residierende westgotische König nicht nur die ökonomischen, administrativen und strukturellen Mittel, sondern auch den Willen dazu hatte, durch seine Amtsträger öffentliche Großbauten in einer der zu diesem Zeitpunkt bedeutendsten *civitates* der *Hispania* durchzuführen.<sup>86</sup> Aus heutiger Sicht könnte man sehr pragmatisch argumentieren, dass derartige Maßnahmen schlicht der Verbesserung der Infrastruktur eines militärischen Stützpunkts dienen,<sup>87</sup> für den spätantiken Betrachter war die Aussage jedoch eine andere: Die Aufgabe und das Recht der Restauration öffentlicher Bauten, die hier auf den westgotischen König zurückgeführt werden, waren ehemals im Verantwortungsbereich des römischen Staates. Eurich erscheint hier also auf sehr symbolträchtige Weise in einer staatstragenden Funktion und stellt gleichzeitig unter Beweis, dass er in der Lage dazu war, diese Rolle auszufüllen. Selbst wenn die Initiative für die restaurative Maßnahme von lokaler Seite ausging, namentlich vom ebenfalls erwähnten Bischof Zenon, wie Javier ARCE jüngst betont hat<sup>88</sup>, bleibt der legitimierende Bezugspunkt weiterhin der westgotische König. In jedem Fall erhalten wir durch diese Quelle einen Einblick in direkte westgotische Machtentfaltung durch einen entsandten *dux*, oder, und das ist nicht von minderm Interesse, in die Praxis der Kooperation zwischen der westgotischen und der hispano-römischen Elite, bei der die Letztgenannte die Herrschaft der Ersten als legitim akzeptierte.<sup>89</sup> Weiter oben ist bereits darauf verwiesen worden, dass die Art der Bestrafung der besiegten Ursupatoren in den Jahren 497 und 506 auf politische Handlungsmuster römischer Prägung zurückgehen und in ihnen

Zeitläufe hatten den ehrwürdigen, mächtigen Bau geschwächt; eingestürzt und durch sein Alter zerborsten lag das Werk. Die über den Fluß gespannte Straße hatte ihren Nutzen verloren, und den freien Weg unterbrach der Einsturz der Brücke. Nun aber, zur Zeit Eurichs, des mächtigen Königs der Geten, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, für die ihm anvertrauten Länder zu sorgen, und der großherzig bestrebt ist, seinen Namen durch Taten zu verbreiten, fügt Salla seinen Namen den Inschriften der Ahnen hinzu. Denn nachdem er die Stadt durch mächtige Mauern erneuert hatte, ließ er nicht ab, dies noch beträchtlichere Wunderwerk zu vollbringen. Er errichtete Bögen, verankerte sie tief unten in den Fluten. Und so übertraf er als Nachahmer das Werk des ursprünglichen Erbauers, das an sich schon bewundernswürdig war. Und auch die Vaterlandsliebe des höchsten Priesters Zenon riet zur Schaffung eines solch mächtigen Bauwerks. So wird die *urbs Augusta felix* jahrhundertlang bestehen, erneuert durch die Bemühungen von *dux* und *pontifex*.“ Übersetzung aus: RIPOLL LÓPEZ, Gisela/ PALOL, Pedro de, Die Goten. Geschichte und Kunst in Westeuropa, Stuttgart/ Zürich 1990, S. 81f.

<sup>85</sup> Hydatius, *Chronicon* (Anm. 48), 237, S. 34; vgl. PLRE (Anm. 69), S. 971.

<sup>86</sup> Zur Bedeutung Méridas im 5. Jh. vgl. ARCE, Javier: The City of Mérida (*Emerita*) in the *Vitas Patrum emeritensium* (VI<sup>th</sup> Century A.D.), in: CHRYSOS, Evangelos/ WOOD, Ian (Hg.), East and West. Modes of Communication (TRW 5), Leiden/ Boston/ Köln 1999, S. 1–14.

<sup>87</sup> Vgl. KULIKOWSKI, Late Roman Spain (Anm. 45), S. 206.

<sup>88</sup> ARCE, Bárbaros y romanos (Anm. 11), S. 147.

<sup>89</sup> Die Kooperation wird ebenfalls bei KULIKOWSKI, Late Roman Spain (Anm. 45), S. 205, hergestellt.

zum Ausdruck kommt, dass der westgotische König rechtmäßig Herrschaft über diesen Raum ausübte. Aus den *Consularia* erfahren wir zum Jahr 504, dass in Saragossa Zirkusspiele ausgerichtet wurden.<sup>90</sup> Neben anderen Erklärungsversuchen, die beispielsweise die Proklamation des zwei Jahre später ebendort hingerichteten Petrus als Anlass für diese Spiele vermuten<sup>91</sup>, wäre es nicht auch denkbar, dass, wie auch an anderen Beispielen zu beobachten war, die Westgoten die Fortführung solcher römischer Traditionen in einem wichtigen Zentrum ihrer Herrschaft veranlassten? Wenn Javier ARCE in seiner Neubewertung des sonst oft als düstere Untergangszeit der römischen *Hispania* beschriebenen 5. Jahrhunderts zu dem abschließenden Urteil gelangt, dass dieses noch immer römisch geprägt gewesen sei<sup>92</sup>, so wurde diese römische Kontinuität zu einem noch näher zu bestimmenden, gewiss jedoch wesentlichen Teil von Toulouse aus gewährleistet.

Aus dieser Perspektive erscheint es überdenkenswert, ob die Iberische Halbinsel im 5. Jahrhundert von den Westgoten tatsächlich nur als ein „Truppenübungsplatz“<sup>93</sup> erachtet wurde, oder ob sie nicht bereits einen wichtigen Bestandteil des Reiches darstellte. Da die strukturelle Durchdringung westgotischer Herrschaft über die Iberische Halbinsel in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts offenbar weitaus intensiver war, als gemeinhin angenommen, scheint mir eine Annäherung auf die Antwort der Frage nach der westgotische Einwanderung – und darüber hinausgreifend auch auf die Frage nach westgotischer Identität und dem Weg von Toulouse nach Toledo – von zwei Seiten möglich.

1. Die Iberische Halbinsel wurde in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts nicht zu einem Anhängsel, sondern zu einem Bestandteil des Tolosanischen Reiches und die Herrschaftsausdehnung über dieses Gebiet zog die Präsenz von Personen westgotischer Abstammung nach sich. Konkretes ist darüber in den Quellen jedoch nicht zu erfahren, was nahe legt, dass es sich hierbei um kein Massenphänomen gehandelt hat.

2. Die westgotische Identität des späteren Toledanischen Reiches nahm ihren Ausgang im Wesentlichen nicht von einer westgotischen Immigration, sondern dieser zunächst ethnische Begriff erfuhr eine politische Umdeutung und ersetzte zum Teil den des „Römischen“. Den Hintergrund dafür bildete, dass die Westgoten bereits über weite Strecken des 5. Jahrhunderts einen Großteil der Aufgaben des siechenden Imperiums ausgeführt und später übernommen hatten.

Während die erste Annahme die Ergebnisse dieses Beitrags zusammenfasst, könnte die zweite These einen möglichen Ansatz für weitergehende Untersuchungen darstellen, die

<sup>90</sup> *Consularia Caesaraugustana* (Anm. 3), 85a, S. 27.

<sup>91</sup> ARCE, *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), S. 171.

<sup>92</sup> „In brief, all the available evidence would seem to indicate that the 5th century was still a Roman period in the Iberian Peninsula.“, ARCE, Javier: *The Enigmatic Fifth Century in Hispania. Some Historical Problems*, in: GOETZ, Hans-Werner/ JARNUT, Jörg/ POHL, Walter (Hg.), *Regna and gentes. The Relationship Between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World* (TRW 13), Leiden/ Boston/ Köln 2003, S. 135–157, S. 157; siehe jüngst auch ausführlicher DERS., *Bárbaros y romanos* (Anm. 11), bes. S. 281–284.

<sup>93</sup> WOLFRAM, *Goten* (Anm. 10), S. 196.

sich mit westgotischer Herrschaft und Identität in Spanien auseinandersetzen. In der modernen Forschung zur Transformationszeit des römischen Reiches ist das ehemals statische und als naturgegeben erachtete Verständnis von Ethnizität seit langem zugunsten einer Auffassung aufgegeben worden, welche die ihrer jeweiligen Umwelt angepasste Flexibilität im Umgang mit ethnischen Zuweisungen betont.<sup>94</sup> Wie jedoch Hans-Werner GOETZ kürzlich mit Blick auf das Merowingerreich herausstellte, ist diesen Erkenntnissen der Ethnogeneseforschung bisher keine Anwendung auf die Entwicklung in den sogenannten Nachfolgereichen des Imperiums gefolgt, welche die bisher angenommene allmähliche Synthese von Romanen und „Germanen“ aus dieser Perspektive genauer untersuchte.<sup>95</sup> Ausgehend von den hier in der notwendigen Knappheit dargestellten strukturge-schichtlichen Voraussetzungen und das in den letzten Jahren besser erforschte Verständnis von Ethnizität in Spätantike und Frühmittelalter zugrunde legend, ist es interessant, die uns zur Verfügung stehenden Quellen daraufhin zu untersuchen, wen oder was sie als „Westgoten“ bzw. als „westgotisch“, oder andersherum etwa als „Romanen“ bzw. „romani-sch“ bezeichnen. Es ergäbe sich eine neue Perspektive auf die Entstehung des spani-schen Westgotenreichs, wenn die Ergebnisse einer solchen Arbeit zeigen könnten, dass die westgotische Herrschaft und Identität nicht im Wesentlichen auf einer Immigration fuß-te<sup>96</sup>, sondern sich dahinter eine politische Struktur verbarg, die sich in der Phase der Des-integration des Westreiches als am mächtigsten und damit fähigsten erwies, dessen Funk-tionen – wenn auch in weit bescheideneren Dimensionen – zu übernehmen und dadurch auch für die hispano-römische Bevölkerung eine Identifikationsebene bot, an der teilzuha-ben sie bereit waren.

<sup>94</sup> Aus der Menge an Literatur siehe grundlegend z. B. GEARY, Patrick: Ethnic Identity as a Situational Construct in the Early Middle Ages, in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* 113 (1983), S. 15–26. Dieser Aspekt stellt auch einen der zentralen Inhalte des 13. vom „Transformation of the Roman World“-Projektes herausgegebenen Sammelbandes: GOETZ/ JARNUT/ POHL, *Regna and gentes* (Anm. 93) dar. Mit einer ganzen Anzahl an Publikationen führend beteiligt an der Diskus-sion um Elemente ethnischer Identifikation und deren Bedeutung ist Walter Pohl zu nennen, siehe z. B. ID.: *Telling the Difference. Signs of Ethnic Identity*, in: DERS./ REIMITZ, Helmut (Hg.), *Strate-gies of Distinction. The Construction of Ethnic Communities (300–800)*, (TRW 2), Leiden/ Boston/ Köln 1998, S. 17–69. Zur Kritik eines einheitlichen und allgemeinen Verständnisses ethnischer Kate-gorien in den frühmittelalterlichen Quellen auch AMORY, Patrick: *People and Identity in Ostrogothic Italy (489–554)*, Cambridge 1997, S. 326–331.

<sup>95</sup> GOETZ, Hans-Werner: Die germanisch-romanische (Kultur-) Synthese in der Wahrnehmung der merowingischen Geschichtsschreibung, in: HÄGERMANN, Dieter/ HAUBRICHS, Wolfgang/ JARNUT, Jörg (Hg.), *Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter* (RGA, Ergbd. 41), Berlin/ New York 2004, S. 547–570, S. 550.

<sup>96</sup> So z. B. HEATHER, *The Goths* (Anm. 10), S. 321.

# Untertanenpflicht im Hochstift Paderborn – Beginn und Erfolg der Schulpflicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

von Mareike Menne

Für das Fürstbistum Paderborn findet sich die erste eigenständige Schulordnung im Jahre 1663, entworfen und dekretiert durch Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1661–1683).<sup>1</sup> In der Literatur ist dieses Schuldekret nicht unbeachtet geblieben, dennoch wird es kaum im Zusammenhang mit einer allgemeinen Schulpflicht oder der Institutionalisierung staatlicher Bildung betrachtet. Zwar wird konstatiert, dass Ferdinand die Ausbildung von Klerus und Lehrern stark gefördert habe<sup>2</sup>, doch fehlt nach wie vor eine Analyse, Kontextualisierung und Auswertung der vorhandenen Quellen.<sup>3</sup> Die durchgängig formulierte Vermutung, eine Umsetzung dieser wie auch späterer Schulgesetze sei nicht erfolgt, kann sich auf keine ergänzenden Quellen stützen.<sup>4</sup> Insbesondere angesichts der älteren Literatur entsteht der Eindruck, die in den Schulerlassen und -verordnungen gesuchte Schulrealität diene lediglich der Abgrenzung zur Fortschrittlichkeit der eigenen Gegenwart und nicht einer präzisen Analyse der historischen Verhältnisse.<sup>5</sup> Eine differenziertere Betrachtung

- <sup>1</sup> Staatsarchiv Münster (im Folgenden STA MS), Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, fol. 56r: Schuldekret Ferdinands von Fürstenberg, 30.10.1663. Ein Entwurf dieses Dekrets befindet sich im Erzbischöflichen Archiv Paderborn (im Folgenden EBA PB), Bd. 166 rot, B II Schulwesen I, fol. 41r–42r. Zu Ferdinand von Fürstenberg und seiner Bildungspolitik, allerdings ohne Elementarschulwesen, siehe ERNESTI, Jörg: Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683) – Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte 51), Paderborn 2004.
- <sup>2</sup> Vgl. KIEPKE, Rudolf: Ferdinand von Fürstenberg. Der Förderer von Kunst und Wissenschaft, in: Die Warte 2 (1967), S. 23f. Vgl. zudem RICHTER, Wilhelm: Beiträge zur Geschichte des Paderborner Volksschulwesens im 19. Jahrhundert (Fortsetzung), in: WZ 73 (1915), S. 215–265, hier S. 215f: „Nach dem Friedensschluss konnte erst Ferdinand von Fürstenberg daran denken, auf die Notwendigkeit der Schulbildung ernstlich hinzuweisen. Er tat es durch die Verordnung vom 30.10.1663 [...]“
- <sup>3</sup> Hier sind als umfangreiche Quellengruppe die Visitationsakten zu nennen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden. Im Rahmen bischöflicher Visitationen besuchten die Fürstbischöfe Dietrich Adolf von der Recke 1654 bis 1656 und Hermann Werner von Wolff-Metternich zur Gracht 1687 bis 1691 die gesamte Diözese; Ferdinand ließ in den 1660er und 1670er Jahren Visitationen durch seine Archidiakone durchführen (Protokolle und Designationen im EBA PB, HS XIII.1–7).
- <sup>4</sup> Vgl. RICHTER, Beiträge, S. 217; HAMANN, Bruno: Geschichte des Schulwesens. Werden und Wandel der Schule im ideen- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang, Bad Heilbrunn 1993, S. 65. Hamann konstatiert allerdings zu Recht, dass die Schulwirklichkeit hinter den erhobenen Forderungen zurückblieb. Von einer unterlassenen Umsetzung kann allerdings keine Rede sein (s. u.).
- <sup>5</sup> Vgl. z. B. RICHTER, Beiträge, S. 217: „Viele Kinder und Erwachsene können nicht lesen und schreiben.“ Eine mangelnde Durchsetzung des an sich begrüßenswerten Dekrets sei auch zu erklären mit einem wirtschaftlichen und geistigen Tiefstand innerhalb der Bevölkerung, mit einem Mangel an Verständnis und Interesse bei der Geistlichkeit oder Patronatsinhabern sowie dem Fehlen einer energischen Aufsicht und ungenügender Lehrbefähigung des Personals (S. 218). Nur in einer Fußnote werden positive Ergebnisse von Schulvisitationen um 1800 genannt, übrigens genau so viele wie negative. Aus politischen Gründen scheinen wohl die negativen Aspekte im Text, die positiven dagegen in der Fußnote platziert worden zu sein (S. 222f.).

sowie eine Einordnung in den fürstbischöflichen Herrschaftskontext finden sich hingegen äußerst selten.<sup>6</sup>

Allerdings sind – wie in weltlichen Territorien – auch im geistlichen Staat Paderborn Schule und Schulpflicht keine originär landesherrlichen Einrichtungen, sondern werden zumeist in kirchlichen Erlassen, etwa in der Kirchenordnung Fürstbischof Ferdinands von Bayern aus dem Jahr 1626<sup>7</sup>, erörtert. In dem eingangs erwähnten Dekret von 1663 zeigt sich nun eine Besonderheit der geistlichen Staaten, nämlich die Verquickung von kirchlichen mit landesherrlichen Interessen – und nicht etwa umgekehrt. So ist hier auch der Begriff „Sozialdisziplinierung“, als Bezeichnung des staatlich-kirchlichen Zugriffs auf alle menschlichen Lebensbereiche, nur mit Einschränkungen nützlich.<sup>8</sup> Es stellt sich also im Wesentlichen die Frage, welches Gesamtbild sich aus der Verschränkung von Schulgesetz, schulischer Praxis und Herrschaftsauffassung ergibt. Durch die Auswertung der Visitationsakten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist uns auch ein Blick in die Umsetzung des Dekrets möglich.<sup>9</sup>

### Das Schuldekret

Ferdinand schildert zu Beginn des Dekrets<sup>10</sup> Anlass und Intention dieses Gesetzes: Die „gemeine als eine jeden eigene Wollfahrt“ sei abhängig von einer guten Erziehung der Jugend, die wiederum in katechetischer und schulischer Bildung gründe. Der Krieg habe allerdings dazu beigetragen, dass nicht nur Jugendliche, sondern auch Erwachsene in verschiedenen Orten des Hochstiftes „in den Nothwendigen Glaubens Articulen eine fast unglaubliche Unwissenheit“<sup>11</sup> aufwiesen. Es sei daher seine landesfürstliche und bischöfliche Pflicht, für Besserung zu sorgen.

<sup>6</sup> Eine Ausnahme bildet DICK, Stefanie: „Gott zu ehren undt beste Nutzen undt Heil der blühenden Jugend“. Zur Geschichte der Schule in Siddinghausen, in: KESSLER, Alexander (Hg.): Siddinghausen. Geschichte eines westfälischen Dorfes, Paderborn 2000, S. 139–164. Die Anordnung von 1663 wird richtig als programmatisch eingeordnet; allerdings ist sie dies wohl weniger aufgrund einer mangelnden Umsetzung in der Realität, als vielmehr in Verbindung mit einem bestimmten humanistischen und vielleicht frühaufklärerischen Herrschaftsverständnis des Fürstbischofs zu betrachten. Auch findet sich hier in der Mikrostudie ein Hinweis auf die Finanzierung sowie Hierarchie innerhalb der Gemeinde, die den Lehrer ausstattet (S. 148). Eine administrative Verdichtung im Schulwesen zeigt sich erst mit dem Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794, mit dem Schulen eindeutig zu Veranstaltungen des Staates werden (S. 150).

<sup>7</sup> Vgl. Paderbornische Religions und KirchenOrdnung, 1626, EBA PB, Bd. 19 rot, fol. 107r–129r.

<sup>8</sup> Vgl. GÖTTMANN, Frank: Politik und Herrschaftsverständnis Ferdinands von Fürstenberg, in: BÖRSTE, Norbert/ ERNESTI, Jörg (Hg.): Friedensfürst und Guter Hirte. Ferdinand von Fürstenberg – Fürstbischof von Paderborn und Münster, Paderborn u. a. 2004, S. 233–272, hier S. 236.

<sup>9</sup> Für einen Überblick zur Schullandschaft in der Stadt Paderborn siehe LINDE, Roland: Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende des Fürstbistums (1648–1802), in: GÖTTMANN, Frank (Hg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 2: Die Frühe Neuzeit. Gesellschaftliche Stabilität und politischer Wandel, Paderborn u. a. 2000, S. 267–496, insbes. S. 446–459.

<sup>10</sup> Vgl. STA MS, Fstm. Paderborn, Edikte, Bd. 22, Bl. 56.

<sup>11</sup> Ebd.

Die insgesamt zwölf Paragraphen gliedern sich in zwei wesentliche Bereiche: Die Paragraphen 1 bis 8 widmen sich dem Unterricht in katechetischer oder christlicher Lehre, die Paragraphen 9 bis 12 dem zur Pflicht gemachten Unterricht der Schullehre. Demnach sollten Pfarrer selbst mithilfe von ausgewählten, qualifizierten Geistlichen sonntags nachmittags im Pfarrort und den Filialorten Christenlehre unterrichten (§§ 2, 3, 8). Über genaue Unterrichtsformen findet sich in dem Dekret keine Angabe; der Unterricht sollte stets derart sein, dass die Unterrichtenden ihn mit ihrem Gewissen und den Anforderungen des kontrollierenden Generalvikars sowie bei Kontrollen im Rahmen von Synodalvisitationen in Einklang sehen konnten (§ 1).

Während der Katechismusstunden sollten „alle Weltliche Spiele / Däntze / Gauckelwerck / und andere üppige Händel“ unterbleiben und auch nicht von den Pfarrern oder landesherrlichen Beamten erlaubt werden (§ 4). Die Katechismuspflicht betraf Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts. Hausherrn waren zudem verpflichtet, ihre Dienstboten zur Christenlehre zu schicken (§ 5). Diese Regelung ist auch vor dem Hintergrund konfessioneller Differenzen zu verstehen, denn viele Angehörige des landständischen Adels waren nach dem 30jährigen Krieg nicht zur katholischen Konfession zurückgekehrt. Es lag folglich keineswegs in ihrem Sinn, ihre Dienstboten zur katholischen Christenlehre zu schicken; zumeist erhielten diese auch keine Gelegenheit zum Besuch der Messe.<sup>12</sup> Der Pfarrer wiederum war angehalten, die Namen der Gemeinemitglieder, die nicht zum Unterricht erschienen, aufzuzeichnen, diese anschließend zur Teilnahme aufzufordern, zu Katechismus und Glaubensfragen zu prüfen und bei deren Versagen angemessen zu bestrafen (§ 6). Dies korrespondiert mit den Heiratsbestimmungen und dem Dekret „Tametsi“ des Trienter Konzils, wonach neben den übrigen Heiratsbeschränkungen nur diejenigen heiraten durften, die eine Katechismusprüfung erfolgreich absolviert hatten.<sup>13</sup> Damit die Jugend sich auf den Unterricht konzentrieren konnte, wurde die Gemeinde aufgefordert, das Vieh nicht mehr von den Kindern, sondern verstärkt von Hirten hüten zu lassen oder in umzäunte Wiesen und Kämpfe zu treiben, die ein Hüten überflüssig machten (§ 7).

Neben der christlichen Lehre sah Ferdinand jedoch auch den schulischen Unterricht als für das allgemeine und individuelle „Heyl und Wollwesen“ bedeutsam an. Aus diesem Grund befahl er im zweiten Teil des Dekrets allen „Gemeinheiten, Bürgermeistern, Ratsherren, Richtern und Vorstehern“, die Schulhäuser instand zu setzen bzw. solche zu erbauen sowie die nötigen Mittel für die Beschäftigung von Lehrerinnen und Lehrern bereit zu stellen (§ 9). Lehren sollten „fromme Catholische Schuelmeistere und Schuel-

<sup>12</sup> Vgl. die bischöfliche Visitation Dietrich Adolfs von der Recke, z. B. für Bühne (EBA PB, HS XIII.4, fol. 4v–5r), Welda (XIII.4, fol. 561r), Sommersell (XIII.1, fol. 338r) oder Bellersen (XIII.1, fol. 364v).

<sup>13</sup> Vgl. Konzil von Trient, Sess. 24, Cap. 1 de ref. Matr., in: WOHLMUTH, Joseph (Hg.): Dekrete der ökumenischen Konzilien, Bd. 3: Konzilien der Neuzeit, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich 2002, S. 660–799, sowie die Kirchenordnung Fürstbischof Hermann Werners (1686), die diese Regelung nicht nur aufgreift und ausformuliert, sondern das Dekret unter Kap. 7, § 8 mit abdruckt (Des hochwürdigsten Fürsten und Herrn Herrn Herman Werner erneuerte Kirchen-Ordnung, in: Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, 1. Teil, Paderborn 1785, S. 214–298).

meisterinnen“, die von den Eltern der Schüler je nach Vermögen zu bezahlen waren – lediglich die Unterweisung von Armen sollte kostenlos erfolgen. Mädchen und Jungen sollten nach Möglichkeit voneinander getrennt unterrichtet werden; war dies nicht möglich, waren sie zumindest auseinander zu setzen (§ 10). Schulpflicht galt für alle Kinder unter zwölf Jahren, die zu einer anderen Arbeit oder einem Handwerk noch nicht herangezogen werden konnten. Sollten die Eltern entgegen der Anordnung ihre Kinder nicht in die Schule schicken, konnten sowohl die Archidiakone als auch der Fürstbischof sie mit entsprechender Strafe belegen. Die Bezahlung der Lehrpersonen mussten die Eltern ohnehin leisten (§ 11). Die Aufsicht über Schule und Unterricht oblag den Pfarrern und Kuratoren. Sie hatten die Schulen regelmäßig zu besuchen, den Unterricht zu begutachten und das Lehrpersonal auf Fahrlässigkeit, Exzesse, Gebrechen und Mängel zu überprüfen. Auch sollten sie die Namen derer anzeigen, die ihre Kinder nicht wie angeordnet zur Schule schickten (§ 12). Das Edikt war öffentlich auszuhängen und bekannt zu geben, der Gehorsam der Pfarrer und Amtspersonen sowie deren Umsetzung des Dekrets sollte von den zuständigen Archidiakonen während der Synodalvisitationen überprüft werden.

### Die Visitationsakten

Allerdings sagt Ferdinands Edikt nichts über die Schulwirklichkeit aus. Das Schulwesen unterlag bereits vor Regierungsantritt des Fürstbischofs nicht nur einer Ordnung, sondern auch einem kontrollierenden und disziplinierenden Zugriff. Ein differenziertes Bild der Schulwirklichkeit vor ihrer Regelung durch landesherrliche Edikte bietet ein Blick in die Visitationsakten von 1654–1656, die unter Ferdinands Amtsvorgänger Dietrich Adolf von der Recke (1650–1661) entstanden sind. In diesen Protokollen werden 54 schulische Einrichtungen in den 91 Pfarreien des Hochstifts Paderborn erwähnt. Die Bestandsaufnahme Dietrich Adolfs unterscheidet dabei zwischen Stadt- und Pfarrschulen und deren jeweiligen Aufgaben. Als Lehrstoff in den Pfarrschulen galten Religion, Kirchengesang, Lesen, Schreiben und Rechnen, wohingegen die Stadtschulen meist humanistisch geprägt waren und lateinische Grammatik sowie die Freien Künste unterrichteten. Ein – wenn auch noch nicht staatlich institutionalisierter – gesteuerter Einsatz von Lehrkräften war somit zumindest den Visitatoren bekannt, ebenso wie wohl ein Konsens über die dienstlichen Verpflichtungen der Lehrer bestand. Ausdrücklich besucht oder überprüft wurde im Verlauf dieser Visitation, nach Auskunft der Quellen, jedoch keine schulische Einrichtung, und auch die vorbereitende Schrift, die vor der Visitation in alle Pfarreien versandt wurde<sup>14</sup>, sah keine Überprüfung der Schulen vor. So lässt sich nur mittelbar über die Unterrichtslage berichten: Dem Bischof wurden im Rahmen der Visitation Schüler vorgestellt, es wurde die Entlohnung des Lehrers diskutiert (beides in Delbrück) oder der Lehrer ermahnt

<sup>14</sup> Dietrich Adolf VON DER RECKE: *Visitatio episcopalis ab illustrissimo et reverendissimo principe ac domino [...]*, Paderborn 1654 (EBA PB, Bd. 19 rot, fol. 367r–377v).

(Neuhaus).<sup>15</sup> Auch trat der Pfarrklerus in einigen Fällen selbst für eine Verbesserung des Unterrichts ein: So forderten die Pfarrer den Bau neuer Schulhäuser (Delbrück, Neuenbeken), eine höhere Entlohnung der Lehrer (Salzkotten) oder gar ausdrücklich eine Schulpflicht (Sommersell).<sup>16</sup> Aus einigen Pfarreien wissen wir, dass Unterricht stattfand, weil die Pfarrer es unter ihren eigenen Aufgaben vermerkten<sup>17</sup>, in anderen Orten war der Unterricht ein Teil der Leistungen der Küster, die zudem häufig zugleich als Organisten fungierten. Wenn eine solche Aufgabekumulation für das Küsteramt bestand, wurde von den Kandidaten nicht nur Zuverlässigkeit und Loyalität verlangt, sondern auch eine breite Grundausbildung über das Schreiben und Rechnen hinaus – so wurden etwa Studenten als Küster eingestellt (Büren).<sup>18</sup>

Neben dieser wenig durchgeformten Unterrichtsorganisation in den Dörfern des Hochstifts gab es in den Städten Büren, Salzkotten, Brakel, Paderborn, Delbrück und Warburg Stadtschulen. Deren Größe lässt sich zumeist an der Bezeichnung des Lehramtes ablesen: Ein „Ludimagister“ war für eine einklassige Schule verantwortlich, die Bezeichnung „Rector“ bzw. „Co(n)rector“ verweist auf eine mehrklassige Schule, wie es sie u. a. in Paderborn, Salzkotten und Brakel gab.

Im Einkommen zeigte sich ein wesentlicher Unterschied zwischen Lehrern auf dem Land und in der Stadt sowie zwischen männlichem und weiblichem Personal. Erhielten Rektoren und auch die Lehrerinnen in den Städten häufig eine Kombination aus Geldlohn, Gebühren der Eltern und gewissen Freiheiten<sup>19</sup>, setzten sich die Einkünfte der Lehrer in kleineren Orten meist aus Zuweisungen an (teilweise abgabenfreiem) Land, Korn, Geld sowie Gerechtigkeiten wie etwa der Befreiung vom Kopfschatz zusammen. Versahen Lehrer zudem auch das Küster- und Organistenamt, wurde ihnen zumeist eine Teilhabe an den Opfergeldern zugestanden. Zudem erhielten sie Entschädigungen für das Stellen der Kirchenuhr und eine geringe Vergütung für Organistendienste sowie Sondereinnahmen, etwa aus Leichengängen. Lehrerinnen wurden ausnahmslos geringer entlohnt als ihre männlichen Kollegen.<sup>20</sup> Das von Schülern zu erbringende Schulgeld war meist schwer einzutreiben. Das höchste Einkommen eines Lehrers maß ungefähr zwei Drittel des Durchschnittseinkommens eines Landpfarrers. Die meisten Lehrer verdienten somit aus den Einkünften der Stelle zu wenig für eine Existenzsicherung und betrieben

<sup>15</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII.5a, fol. 56r, 132r–132v.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., fol. 115v (Salzkotten), 319v (Delbrück), HS XIII.2a, fol. 723r (Neuenbeken) sowie HS XIII.1, fol. 338v (Sommersell).

<sup>17</sup> Z. B. Iggenhausen (EBA PB, HS XIII.5a, fol. 99r), Großeneder (HS XIII.3, fol. 319r) und Gehrden (ebd., fol. 383r–383v). In Stukenbrock war nach Angaben des Protokolls der Küster zu faul, also unterrichtete der Pfarrer selbst (HS XIII.1, fol. 30v).

<sup>18</sup> Vgl. StadtA Büren, Ratsprotokolle der Stadt Büren 1655–1661 (zugl. STA MS, HB, Nr. 961), fol. 132r.

<sup>19</sup> Ein Hinweis auf einen vom Bischof fest angestellten Lehrer findet sich in Delbrück: Lehrer Temmen rechnete dem Bischof vor, dass man seinem Vorgänger Nadermann eine Obligation gegeben habe: Jährlich am Martinstag sollte er 60 Reichstaler erhalten. Vgl. EBA PB, HS XIII.2, fol. 68r. Zur Entlohnung weiterer Stadtlehrer siehe HS XIII.2a, fol. 166v (Büren) und HS XIII.4, fol. 200v (Warburg).

<sup>20</sup> Vgl. z. B. Büren, EBA PB, HS XIII.2a, fol. 166r–167r.

daher, wie die meisten Landpfarrer in dieser Zeit übrigens auch, Landwirtschaft zur Selbstversorgung.

Für Salzkotten sind auch die Aufgaben beider Lehrer überliefert: Sie mussten sechs Stunden Unterricht täglich erteilen, an Sonn- und Feiertagen mit den Knaben die erste und zweite Vesper, eine Nokturne der Frühmessen und das Hochamt singen. Einmal im Monat hatten sie mit den Kindern das „Sacrum“ in der Sakramentsbruderschaft vorzutragen. Bei der Christenlehre waren sie zur Anwesenheit verpflichtet, ebenso unter der Woche zum Messbesuch mit den Kindern. Unterrichtet wurde, wenn kein Schulhaus vorhanden war, zumeist im Küsterhaus.<sup>21</sup> Für drei Orte sind uns exakte Schülerzahlen überliefert: In Haaren wurden insgesamt 52 Schüler gezählt, in Delbrück 45 (bei 2100 Gemeindemitgliedern insgesamt), in Falkenhagen (500 Gemeindemitglieder insgesamt) im Winter 60, im Sommer nur 30 Schüler, da die Kinder in der Landwirtschaft eingesetzt wurden.<sup>22</sup>

Unter der Regierung Ferdinands von Fürstenberg wurde das Unterrichtswesen zu einem eigenständigen Untersuchungspunkt in den Visitationen. Allerdings weist die Überlieferungsform hier wesentliche Nachteile auf: Die Visitationen wurden in Protokollform festgehalten, doch fehlt nicht selten der entsprechende Fragebogen. Im Gegensatz zu den Akten seines Vorgängers sind die Daten daher entsprechend dürftig. Zudem geben die Visitationsprotokolle – Ferdinand ließ seine Archidiakone bzw. seinen Generalvikar visitieren – aus zwei Richtungen Auskunft über den Stand der Elementarbildung. Zum einen finden sich für die besuchten Archidiakonate die Namen der Lehrer und auch deren weitere Ämter, Pflichten und Einkünfte. Zum anderen sind Mahnungen an die Eltern und Strafen für deren Fehlverhalten überliefert. Kurz gesagt: Es wurde untersucht, ob die Möglichkeit für Schulunterricht gegeben war und ob diese Möglichkeit auch genutzt wurde. Hier ist jedoch die Einschränkung anzufügen, dass die Aktenüberlieferung deutlich mehr Lücken als in den 1650er Jahren aufweist. Protokolle sind nur aus zwei der sechs Archidiakonate, aus denen von Dompropst und Domkantor, überliefert und berichten über 57 Orte in 42 Pfarreien.

Unmittelbar nach Dekreterlass im Oktober 1663 setzte eine erste Visitation ein, die neben anderem die Einkünfte der Lehrer aufnahm. Weitere Visitationen sind aus den Jahren 1669, 1679 und 1681 überliefert.<sup>23</sup> Wie bereits von Dietrich Adolf 1657 festgestellt, setzte sich auch sechs Jahre später das Einkommen der Lehrer aus unterschiedlichen Entlohnungsarten zusammen und schwankte in der Höhe erheblich. Zudem waren es noch in

<sup>21</sup> Z. B. in Siddinghausen, EBA PB, HS XIII.2a, fol. 225r.

<sup>22</sup> Für Haaren ebd., fol. 341r, HS XIII.5a, fol. 68v (Delbrück), 187r (Falkenhagen).

<sup>23</sup> Die Protokolle befinden sich im EBA PB, HS XIII.5b (1663), HS XIII.7 (1669, 1679, 1681), HS XIVa.2 (1669). In der Handschrift XIII.7 befinden sich die Protokolle der bischöflichen Visitation im Archidiakonat des Dompropstes 1679 sowie der im Archidiakonat des Domkantors 1681, beide vorgenommen durch den Generalvikar Laurenz von Dript. Da bis auf wenige Ausnahmen (Neuhaus, Oesdorf) die Orte nur je einmal visitiert wurden, ist kein Vergleich und damit auch keine Aussage über eventuelle Verbesserungen oder Verschlechterungen möglich. Die Darstellung behandelt die Visitationsdaten somit für die Regierungszeit Ferdinands als statisch.

der Regel die Küster, die das Lehramt mit ausübten.<sup>24</sup> Am besten verdiente der Lehrer in Steinheim, der zuzüglich zu dem Schulgeld der Schüler 35 Taler Jahreslohn erhielt. Auch in Sandebeck, Delbrück, Warburg Neustadt und Lügde wurden die Lehrer zuzüglich zum Schulgeld entlohnt. Die Summe für Lügde ist allerdings nicht überliefert, da dort der Rat für den Unterhalt des Lehrers aufkam.<sup>25</sup> Der Küster, der auch das Lehramt in Holzhausen versah, erhielt für seine zusätzlichen Mühen neun Fuder Holz von der Gemeinde. In den übrigen Orten bekamen die unterrichtenden Küster nur das Schulgeld zusätzlich, das in Wewelsburg mit einem Taler pro Halbjahr am höchsten lag<sup>26</sup>, in den übrigen Orten zwischen zehn und 24 Groschen bzw. 14 Schillingen (2/3 Taler) betrug. Für 13 Orte war keine Angabe zum Lehrer vermerkt. Die Lehrer in Hörste und Verne waren zugleich Küster bzw. Sacellan und bekamen daher keine weiteren Bezüge.<sup>27</sup> Allein auf das Schulgeld der Kinder angewiesen waren die Lehrerin in Sande und der Lehrer in Elsen, gar keine festen Einkünfte erhielten 14 Lehrpersonen. Insgesamt lässt sich jedoch ein Trend zur Entlohnung in Geld und eine Zurückdrängung der ausschließlichen Naturalienabgaben, die nur noch für fünf Orte überliefert sind, bei den Lehrerstellen erkennen.<sup>28</sup> In den Visitationsakten sind 40 Lehrpersonen namentlich überliefert. Acht Lehrerinnen können anhand dieses Materials nachgewiesen werden; sie arbeiteten sowohl in den Städten (Delbrück, Salzkotten, Steinheim) als auch auf dem Lande (Borchen, Verne). Lediglich in der Gemeinde Atteln taucht möglicherweise eine „Lehrerfamilie“ auf: In Atteln selbst wirkte Jo[hann]es Hoegenen, in den Filialorten Henglar und Helmern unterrichteten Conradus bzw. Jo[hann]es Jodocus Hoegenen.

Trotz der großen Unterschiede in der Entlohnung der Lehrpersonen lässt sich anhand der Akten feststellen, dass nach der Mitte des 17. Jahrhunderts tatsächlich, wenn auch nicht in jedem Ort, so doch über das gesamte Hochstift verteilt, Unterrichtsmöglichkeiten bereitgestellt waren und dieser Unterricht auch in den ländlichen Gebieten für die Kinder erreichbar war. Für 40 Orte werden bereits explizit Lehrer oder Lehrerinnen als Unterrichtende angegeben und nicht nur Pfarrer oder Küster. Dennoch erfüllten auch die Lehrer kirchliche wie auch schulische Aufgaben: Vielerorts waren sie verpflichtet, mit ihrer Schulklasse quasi kirchliche Dienstleistungen zu erbringen, so etwa beinahe durchgängig das Singen mit den Schulkindern in der Sonntagsmesse und auch unter der Woche. Der Lehrer in Steinheim wurde ausdrücklich ermahnt, seine Schüler auch im Kirchengebäude selbst über den Gottesdienst sorgfältiger zu unterrichten.<sup>29</sup>

<sup>24</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII.5b, S. 3–30 (die Seiten sind paginiert, darum hier keine Folioangabe). Der Lehrer war auch Küster in Wewelsburg, Beverungen, Herstelle, Driburg, Pömsen, Holzhausen und Nieheim.

<sup>25</sup> Vgl. ebd., S. 3 (Steinheim), 6 (Sandebeck), 30 (Lügde); HS XIII.7, fol. 6r, 7r (Delbrück), 16r, 17v (Salzkotten), 45v (Warburg Neustadt).

<sup>26</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII.5b, S. 8 (Wewelsburg).

<sup>27</sup> Vgl. EBA PB, HS XIII.7, fol. 11v–12v (Hörste), 13v–15r (Verne).

<sup>28</sup> Vgl. ebd., fol. 4v (Sande), 3r (Elsen), 40v (Peckelsheim), 48r (Wormeln), 45v (Warburg Neustadt).

<sup>29</sup> Vgl. ebd., fol. 319v, 321r.

Lässt sich aufgrund der weitgehenden Ausstattung des Hochstiftes mit Schulmöglichkeiten, die wir aus den Visitationsakten für die vorgestellten Archidiakonate rekonstruieren können, nun auch von einem Erfolg der Schulpflicht sprechen – wenn auch vielerorts noch auf einem niedrigen Niveau und mit zum Teil weiten Schulwegen? Wie wurden die Angebote genutzt?

In den Visitationsprotokollen von 1669<sup>30</sup> finden sich Angaben über den tatsächlichen Schulbesuch der Kinder und das Verhalten der Eltern. Lediglich aus einem Ort kann der Visitor Positives berichten (Altenberg).<sup>31</sup> Das bischöfliche Edikt von 1663 sei publiziert worden, und auch die älteren Bewohner nähmen zumindest an den Katechismusstunden teil. In allen übrigen Fällen finden sich die Ursachen für den schwachen Schulbesuch unterschiedlich dargelegt: Mal ließ der Pfarrer mangelndes Interesse an der Publizierung des Dekrets erkennen (Westheim, Stukenbrock), mal scheinen sich die Eltern geweigert (Neuhaus, Oesdorf) oder das Dekret ignoriert zu haben (Driburg, Dringenberg), mal wurde nicht ausreichend Unterricht erteilt (Calenberg), mal wurden nur die Mädchen nicht zur Schule geschickt (Bellersen).<sup>32</sup> In vielen Fällen bleibt jedoch unklar, ob sich die Weigerung grundsätzlich auf allen Unterricht bezieht oder nur jeweils der Katechismus- oder der Schulunterricht nicht besucht wurde; lediglich in Oesdorf war der Visitor mit dem Schulunterricht zufrieden, aber nicht mit der Teilnahme am Katechismusunterricht.<sup>33</sup>

Im Verhältnis zu den Lehrergehältern hoch waren gemeinhin die Strafen, die gegen unwillige Eltern verhängt wurden: Bis zu 15 Taler sollten sie bezahlen, in den meisten Fällen immerhin noch fünf Taler, zuzüglich des ohnehin fälligen Schulgeldes. Zum Vergleich: 15 Taler verdiente die Spitzengruppe der Rektoren in Warburg oder Delbrück in einem halben Jahr. Die Bestimmung des Ediktes, dass Lehrer auch aus den Gebühren der Eltern unterhalten werden sollten, konnte jedoch für die Lehrpersonen offenbar keine sichere Einkunft garantieren, zu häufig sind die Beschwerden über die Zahlungsmoral und auch über die Bereitschaft der Eltern, die Kinder zur Schule zu schicken. Betrachtet man die berichteten Unzulänglichkeiten, relativiert sich das Bild der vorhandenen Unterrichtsmöglichkeiten durch die mangelnde Nutzung und unzureichende finanzielle Sicherheit des Angebots.

Obwohl es sich bei dem Schuldekret Ferdinands um eine landesherrliche Verfügung handelt, wurde das Unterrichtswesen vornehmlich durch die kirchlichen Institutionen kontrolliert. Auch mussten die Lehrer quasi kirchliche Dienstleistungen erbringen, etwa mit den Schülern in der Kirche singen, selbst wenn ihre Investitur oder Bezahlung von

<sup>30</sup> Vgl. ebd., fol. 130v, Fragebogen zur Synodalvisitation 1669 „25. An Magistri scholas sint approbati?“.

<sup>31</sup> Vgl. EBA PB, HS XIVa.2, fol. 138r.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., fol. 147r (Westheim) 147v (Stukenbrock), 144r (Neuhaus), 146v (Oesdorf), 140v–141r (Dringenberg), 142r (Driburg), 140r (Calenberg), 138v (Bellersen). Siehe zu der elterlichen Weigerung in einem weiteren Diskurs auch BINGLER, Theo: Studien zum Elternrecht bei den Naturrechtsphilosophen des 16. und 17. Jahrhunderts (Diss. Freiburg 1960), Freiburg 1960.

<sup>33</sup> Vgl. EBA PB, HS XIVa.2, fol. 146v.

Seiten des Rates erfolgte. Eine, modern gesprochen, Trennung von Staat und Kirche ist im Bereich des Schulwesens noch nicht zu erkennen. In seinem Diözesandekret von 1670 erneuerte und bekräftigte Ferdinand neben anderem die Anordnungen zu Erziehung und Ausbildung und benannte zudem auch den Grund für seine Sorge: „Von der guten Erziehung der Jugend und ihrer Unterweisung hängt zum großen Teil das Wohl des ganzen Staates ab.“<sup>34</sup> Wohl motiviert durch die Visitationsergebnisse von 1669 wurde die Anordnung wiederholt: Magistrat und Bürgermeister sollten die Eltern zum Schulbesuch der Kinder anhalten, während des Unterrichts waren Lustbarkeiten oder Tanz verboten, Mädchen und Jungen seien zu trennen, alle Schulen vom Ordinarius zu visitieren, keine ungenehmigten Bücher zu verwenden. Schüler der Lateinschulen sollten neben dem üblichen Stoff den gregorianischen Choral üben und die Lehrer hatten die Jugend in die Messe und zur Christenlehre an Sonn- und Feiertagen zu führen. Das Schulgebäude sollte zwecks besserer Übersicht neben der Kirche liegen. Der Lehrer war, mit Einverständnis und Billigung der Archidiakone, vom örtlichen Pastor, Magistrat und Kirchenvorstand zu bestellen. Ohne deren Zustimmung durfte auch keine Absetzung erfolgen. Die lokalen Entscheidungsträger sollten auch für das Gehalt sorgen. Die Lehrer hatten, neben der Vermittlung des „sachlichen“ Stoffes, auch für die Erziehung zu Frömmigkeit und Bescheidenheit zu sorgen. Ebenfalls wurde von ihnen erwartet, dass sie vorbildlich lebten, insbesondere keine Wirtshäuser aufsuchten und sich nicht leichtfertig dem anderen Geschlecht näherten.

### Deutungen

Worin mag das Motiv des als gelehrt geltenden Paderborner Fürstbischofs gelegen haben, sich um die Elementarschulbildung zu kümmern? Wäre nicht gerade von Ferdinand von Fürstenberg aufgrund seiner üblichen Einordnung in die internationale Gelehrtenengesellschaft eine verstärkte Förderung von Universität und Gymnasium in Paderborn zu erwarten gewesen? Indessen: Nur ein einziges der 118 Dekrete seiner Amtszeit gilt der Bildung – und zwar ausschließlich der Elementarbildung in Katechismus und Schulunterricht.<sup>35</sup> Und dennoch zeugen die Visitationsprotokolle von keinem fürstbischöflichen Engagement über die Gesetzgebung hinaus. Wie ist dieser doch scheinbar etwas magere Befund zu erklären?

### Bildung und Prestige

Das Elementarschulwesen kann für einen international nach Anerkennung in Gelehrtenkreisen strebenden Territorialherrscher auf den ersten Blick kaum ein Prestigeobjekt sein; zu mühsam sind Aufbau und die Durchsetzung, zu gering die Erfolge, zu wenig taugen die

<sup>34</sup> Vgl. Diözesandekret 1670, Abs. 5. In: Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen, 1. Teil, Paderborn 1785, S. 311ff.

<sup>35</sup> Vgl. ERNESTI, Fürstenberg, Geistiges Profil, S. 279f.

Ergebnisse zur Repräsentation. Ferdinands Schulerlass ist gewiss einzuordnen in eine Phase verstärkter Schulgesetzgebung im Alten Reich, sowohl in den protestantischen als auch in den katholischen Territorien. 1662 wurde eine Folgedition des Sachsen-Gothaer „Schulmethodus“ (erstmalig 1648) ediert – eine Schulordnung, der man eine überregionale, nachhaltige Wirkung zuerkennt und die 1648 erstmalig die Schulpflicht mit der Ganzjahreschule koppelte. Ohne die Wirkung erst mühsam aus statistischem Material zusammenzustellen, mag diese sich in einem Sprichwort manifestieren: Die Bauern Herzog Ernsts seien gelehrter als andernorts die Adligen.<sup>36</sup> Das aus der Elementarschulbildung erwachsende Prestige gründet damit nicht in einem hohen gelehrten Niveau einer Herrschaft, sondern in der breiten, möglichst alle Untertanen erfassenden Fähigkeit zur, zugespitzt, möglichen Teilhabe an Bildung und damit an normierter Kultur. Verstand sich also Ferdinand von Fürstenberg als Bürger der internationalen „res publica litteraria“<sup>37</sup>, mag es sein Ansinnen gewesen sein, als Landesherr zunehmend über gebildete Untertanen zu herrschen. Eine solche Untertanenschaft wäre dann durchaus als Prestigegewinn zu verstehen, und das wohl weniger aufgrund der Tatsache, einem Bauern oder einer Magd das Lesen und den Katechismus nahe gebracht zu haben, als vielmehr ein Prestigegewinn im Konkurrenzkampf der Territorien untereinander: Auch die Bauern Fürstbischof Ferdinands sollten „gelehrter“ sein als andernorts die Adligen. Doch bleibt hier eine Diskrepanz zwischen der theoretischen Bildungsvorstellung und ihrer Umsetzung. Trotz des Dekrets unterblieben sowohl eine finanzielle als auch ideelle Förderung der Elementarbildung, etwa durch eine zentral gesteuerte Lehrerausbildung, -prüfung und -entlohnung oder durch einen Ausbau der schulischen Infrastruktur wie etwa mit Schulneugründungen oder Schulhausbauten. So liegt die Vermutung nahe, dass es Ferdinand in erster Linie gar nicht so sehr darum ging, „nützliche“, lese- und schreibfähige Untertanen heranzubilden. Welche Bedeutung hat dann aber ein landesherrliches Schuledikt?

### Kultur und Staatswesen

Schreiben und Rechnen erfreuen sich heute neben anderen Qualifikationen der zwar ungenauen, aber gut zu instrumentalisierenden Bezeichnung der „Kulturtechnik“. Damit kommt der Ausbildung zum Schreiben und Rechnen die Aufgabe zu, Individuen mit der Fähigkeit zur Teilhabe an Kultur auszustatten. Eine Schulpflicht geht jedoch über die reine

<sup>36</sup> Nach MORS, Albrecht: Die Entwicklung der Schulpflicht in Deutschland (Diss. Tübingen 1986), Tübingen 1986, S. 136. Siehe zu Gotha auch: KLINGER, Andreas: Der Gothaer Fürstenstaat. Herrschaft, Konfession und Dynastie unter Herzog Ernst dem Frommen (= Historische Studien 469), Husum 2002, Kap. 8: Der Kirchen- und Schulstaat Gotha, sowie ALBRECHT-BIRKNER, Veronika: Reformation des Lebens. Die Reformen Herzog Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha und ihre Auswirkungen auf Frömmigkeit, Schule und Alltag im ländlichen Raum (1640–1675) (= Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 1), Leipzig 2002.

<sup>37</sup> So ERNESTI, Jörg: Ferdinand von Fürstenberg. Dimensionen seines Denkens und Wirkens, in: BÖRSTE, Norbert/ ERNESTI, Jörg (Hg.): Friedensfürst und Guter Hirte. Ferdinand von Fürstenberg – Fürstbischof von Paderborn und Münster, Paderborn u. a. 2004, S. 15–42, hier S. 30.

Vermittlung von Kultur hinaus: Durch die Verpflichtung zur Teilnahme und eine zentrale Vorgabe der Schulhalte zielt sie auf eine bestimmte Form der individuellen wie auch der kollektiven Identität. Gab es zuvor unterschiedliche Bildungs- und Lehrträger, wird nun die Schule mit ihrer normierten Ausbildung selbst zu einem Kulturträger. Kultur wurde also normiert – der landesherrliche Schulerlass ist daher als ein Element zur Schaffung einer homogenen Untertanenschaft zu deuten. Zwar brachte dies keine gesellschaftliche Nivellierung oder eine erhöhte Mobilität zwischen den Ständen mit sich, doch knüpft sich an die Grundvoraussetzungen der Teilhabe an Kultur, nämlich Lesen und Schreiben, etwas für die frühmoderne Staatsbildung Entscheidendes: Die Selbsterkenntnis und Identitätsbildung des Individuums als Untertan, der gewisse Fähigkeiten und Positionen mit den übrigen Untertanen teilt. Ermöglicht werden konnte dies im Umkehrschluss wiederum nur durch eine „deutlichere Konturierung“<sup>38</sup> des Verwaltungs- und Bildungswesens.

Auffällig ist am Schulerlass Ferdinands, dass der Fürstbischof seine fürstliche Potenz für ein traditionell kirchliches Thema, die Schule, einsetzt. Auf den ersten Blick scheint hier das Sozialdisziplinierungsparadigma zu greifen.<sup>39</sup> Die politische Gewalt vereinnahmte im Laufe des 17. Jahrhunderts in vielen Territorien zunehmend die kirchlich-religiösen Institutionen mit deren jeweiliger konfessionellen Ausrichtung für sich. Die grundsätzliche Proklamation der Schulpflicht von staatlicher Seite löste die Ermahnungen und Vorrechte der Kirche ab, womit Schule ein politisches Thema wurde. Religiöse und ethische Motive, die die Erziehung lange allein geprägt hatten, wurden nun ergänzt um machtpolitische und staatstragende Beweggründe. Doch nutzte Ferdinand für die Kontrolle der Ausführung des landesherrlichen Edikts weiterhin die kirchlichen Institutionen – wie etwa die Visitation – und entwickelte in seiner weltlichen Verwaltung keinen Zuständigkeitsbereich für Schule. Als geistlicher Herrscher konnte Ferdinand auf ein Verfahren zurückgreifen, das ihm als Bischof wohl bekannt war: Durch eine zentral organisierte Veranstaltung konstituierte die katholische Kirche bereits seit Jahrhunderten ihre Kultgemeinschaft. Diese Erfolgsgeschichte brauchte der geistliche Herrscher eben nicht, wie im Konfessionalisierungsparadigma formuliert, auf die politische Gewalt zu übertragen, er musste sie nur nutzen. So lassen sich auch beide Motive, die Ferdinand im Dekret anführte, nämlich die Hebung der allgemeinen „Wollfahrt“ und das Wissen um die Glaubensgrundsätze gerade in ihrer Verschmelzung verstehen. Wenn Christen nicht geboren, sondern durch einen Ritus in die Gemeinschaft aufgenommen und dann erzogen werden<sup>40</sup>, kann ein geistlicher Herrscher dieses Konzept auf sein Volk übertragen: Auch Menschen, die in eine Landesherrschaft hinein geboren werden, müssen zu Untertanen erst erzogen werden. Erziehung,

<sup>38</sup> Vgl. GÖTTMANN, Politik und Herrschaftsverständnis, S. 269.

<sup>39</sup> Zur Sozialdisziplinierung siehe OESTREICH, Gerhard: Geist und Gestalt des frühmodernen Staates, Berlin 1969, sowie als Forschungsüberblick EHRENPREIS, Stefan/ LOTZ-HEUMANN, Ute: Reformation und konfessionelles Zeitalter, Darmstadt 2002.

<sup>40</sup> Vgl. den expliziten Ausdruck dieses Gedankens in den Acta et decreta synodi dioecesis Paderbornensis, Paderborn 1867, Kap. XX: „Christiani non nascuntur, sed fiunt et educantur [...]“

mithin Bildung dienen zur Ausformung einer homogenen Untertanenschaft, aus der später das „Staatsvolk“ hervorgehen sollte; eine zentrale Bedingung für die Ausbildung von Staatlichkeit.<sup>41</sup>

### Fama

Vor dem Hintergrund der bereits unter Dietrich Adolf existenten Unterrichtsmöglichkeiten in 57 Orten stellt sich die Frage, warum Ferdinand von Fürstenberg ein Dekret erlassen musste, zumal er in der Praxis die Elementarschulbildung nicht wesentlich unterstützte. In Hinblick auf die persönliche Motivation Ferdinands zur Einführung der Schulpflicht lässt sich das Schuldekret und die damit verbundene Absicht, die Untertanen mit Grundkompetenzen auszustatten, mit einem weiteren Element der Herrschaft verbinden. In der Reihe der Paderborner Fürstbischöfe sticht Ferdinand durch Werke hervor, die seinen Ruhm begründen und über den Tod hinaus die Erinnerung an ihn wahren sollten: Sowohl seine Arbeit als Verfasser von Geschichtswerken als auch die Anfertigung von Tagebüchern und einer Autobiografie, ebenso sein Nachlass als Stifter und Ausstatter von Sakralbauten, sie zeugen von einem Bewusstsein, ein bestimmtes eigenes Bild im Nachleben, eine *fama* zu konstituieren.<sup>42</sup> Göttmann beobachtet die nachdrücklich historische Positionierung Ferdinands in die lange Traditionslinie seiner Vorgänger und Nachfolger und deutet daraus die Bindung an die alte Kirche.<sup>43</sup> Diese Erinnerungslinie wirkt von Ferdinand aus jedoch in zwei Richtungen: Sie diene seiner *pietas*, als Nachkomme der alten Kirche und der Paderborner Bischofslinie, der das ehrende Andenken der Verstorbenen aufrechtzuerhalten hatte, ebenso wie seiner *fama*, einer säkularen Form der Selbstverewigung, die viel mit Selbstinszenierung zu tun hat und in die Zukunft wirken sollte.<sup>44</sup>

Bezeichnenderweise erschien zum Regierungsantritt Ferdinands 1661 eine Festschrift, deren Titelblatt und Frontispiz ganz explizit der *fama* dienen. Das von Rudolphi gestochene Titelkupfer vereint allegorische Darstellungen, die den Fürstbischof als ehemaligen päpstlichen Geheimkämmerer, Mitglied einer bedeutsamen Adelsfamilie, Förderer des Glaubens und der Wissenschaft und Beschützer der Universität rühmen. Verbunden sind sie mit einer goldenen Kette, der *catena aurea* – so auch der Titel des Kupferstichs und des

<sup>41</sup> Meines Wissens wurde die spezifische Ausbildung und Einrichtung der Elementarschulen in geistlichen Staaten bisher nicht untersucht. Als Prototypen stellten sich immer die weltlichen Staaten heraus, für die Mors eine programmatische Natur der landesherrlichen Schulhoheit diagnostizierte und dies auf die Anfechtung durch kirchliche Stellen zurückführte. MORS, Entwicklung der Schulpflicht, S. 145ff.

<sup>42</sup> Susanne WINTER, Münster, wies auf das antike Verständnis von *fama* hin, das sich ausdrücklich auf eine mündliche Tradition beziehe. Ich danke für den Hinweis und widerspreche dem auch nicht; schließt *fama* doch nicht aus, dass sie auf schriftlicher Grundlage erzeugt wurde. Die Tradition der *fama* Ferdinands, wie hier dargestellt, erfolgte ebenfalls mündlich, durch das Weitererzählen seiner Verdienste und Leistungen – die freilich an seinem schriftlichen Erbe abgeglichen werden konnten.

<sup>43</sup> Vgl. GÖTTMANN, Politik und Herrschaftverständnis, S. 270.

<sup>44</sup> Vgl. ASSMANN, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, S. 45.

anschließenden Werkes. Diesem gegenüber befindet sich ein Gedicht, dessen Titel „Fama“ lautet. Zwei Zeilen wünschen dem Bedichteten Unsterblichkeit, und zwar nicht im christlichen Sinne, sondern im Gedächtnis seiner Untertanen als guter Vater.<sup>45</sup> Zum Regierungsantritt also wird es dem neuen Herrscher bereits zur Aufgabe gemacht, sich nicht auf vergangenem Ruhm auszuruhen, sondern weiter an der eigenen *fama* zu arbeiten. Die Diskrepanz zwischen dem Dekreterlass und dem mangelnden Engagement in der Schaffung der entsprechenden Unterrichtsbedingungen lässt sich somit in das persönliche Herrschaftskonzept Ferdinands einordnen: Dieser verstand sich als Mitglied der „res publica litteraria“, hatte selbst gehobene Bildung genossen und traf in seinen Residenzstädten Münster und Paderborn auf jesuitische Bildung. Im „heilsamen Wetteifer“<sup>46</sup> zwischen den katholischen und den protestantischen Bildungseinrichtungen musste auch Ferdinand sich positionieren – die Verpflichtung der Untertanen zur Elementarschulbildung war damit ein Element, das der Fürstbischof zur Vervollständigung seines christlich-„gebildeten“ Profils benötigte<sup>47</sup>; „Bildung“ – so Ernesti – „ist für ihn also nicht nur ein Mittel zum beruflichen Fortkommen, sondern auch *Lebens-Form*, Attitüde und selbstgewählte Daseinsart.“<sup>48</sup> Ein aktives Bemühen um „nützliche“ Untertanen ist vielleicht auch aufgrund dieses Bildungsverständnisses unterblieben.

Nach der Einführung der Schulpflicht durch Ferdinand von Fürstenberg 1663 setzten seine Nachfolger die Schulgesetzgebung im Hochstift Paderborn fort: Hermann Werner von Wolff-Metternich zur Gracht im Rahmen seiner Kirchenordnung von 1686, Clemens August von Bayern u. a. 1733 mit einem Schuldekret sowie schließlich Franz Egon mit der Paderborner Schulverordnung von 1788. Neben diesen bestätigten Visitationsakten, dass das ursprüngliche Dekret nicht soviel Wirkung entfaltete, wie sein Verfasser beabsichtigt haben mochte – aber immerhin taucht das Elementarschulwesen als fester Fragekomplex in den Untersuchungen auf. Auch in der Schulverordnung von 1788 wurde jedoch noch konstatiert, dass viele Kinder und auch Erwachsene nicht lesen und schreiben könnten. Daraufhin erfolgte die Anordnung, Mädchen und Jungen Lesen, Schreiben und Rechnen (das Einmaleins und die vier Spezies) beizubringen, da „dem Hausmann in seinem Handel und Wandel viel daran gelegen sei.“<sup>49</sup>

<sup>45</sup> Vgl. Catena Aurea Reverendissimo et Celsissimo Principi Ferdinando Episcopo Paderbornensi, S.R.I. Principi [...] Dicata a Collegio et Universitate Paderana Societatis Jesu in Solennitate Inaugurali, Paderborn 1661. Hier handelt es sich im eigentlichen Sinne um eine Herrschaftsstilempfehlung: „Non imago es patris, sed pater, si patriam amas.“ Siehe hierzu auch GÖTTMANN, Politik und Herrschaftsverständnis, S. 266, der die Eigenäußerungen Ferdinands als Belege für ein „fürst-väterliches“ Herrschaftsverständnis deutet.

<sup>46</sup> Johannes Sturm, zit. nach FUHRMANN, Bildung, S. 26.

<sup>47</sup> Beurteilt man diesen Vorgang unter dem Gesichtspunkt einer Struktur von langer Dauer, erweist sich diese Strategie Ferdinands von Fürstenberg nicht zuletzt angesichts des Ausstellungsprojekts „Friedensfürst und Guter Hirte“ in Paderborner Museen 2004 als erfolgreich.

<sup>48</sup> ERNESTI, Fürstenberg, Geistiges Profil, S. 260.

<sup>49</sup> „Paderborner Schulverordnung“ (1783), zit. n.: RICHTER, Beiträge, S. 218.

Erfolg oder Misserfolg des Ferdinandschen Edikts lassen sich jedoch nicht nur aus der Tatsache ableiten, ob auch der Tagelöhner im letzten Winkel des Hochstifts lesen und den Englischen Gruß aufsagen konnte. Die Schulpflicht ist vielmehr als ein Dekret, das auf eine Strukturveränderung auf breiter Basis abzielt, einzuordnen in den Staatsbildungsprozess des geistlichen Territoriums, ebenso wie in die Herrschaftsauffassung und den Herrschaftsstil einer Zeit, die immer noch als „absolutistisch“ gekennzeichnet wird. Hinsichtlich der umfassenden Lese- und Schreibfähigkeit aller Untertanen blieb die Schulgesetzgebung in Paderborn letztlich ein Versuch. Dennoch muss die Bewertung Ferdinands als Landesherr im Vergleich zu seinen Vorgängern und Nachfolgern nicht so negativ ausfallen, wie Ernesti es konstatiert.<sup>50</sup> Konsequenterweise führte Ferdinand fort, was sein Vorgänger Dietrich Adolf begonnen hatte: die Ausbildung moderner Herrschaft nicht durch Unterwerfung der kirchlichen unter die weltlichen Ressourcen, sondern aus jenen heraus – dies eben auch auf dem Gebiet der Elementarschulbildung.

<sup>50</sup> Vgl. ERNESTI, Ferdinand von Fürstenberg, Dimensionen, S. 30.

## **Heim oder Heimat? – Deutsch-amerikanische ‚Mischlingskinder‘ zwischen Rassismustraditionen und Schicksalsromantik am Beispiel von Kinofilm, Schlager und Boulevard der frühen Nachkriegszeit**

**Ein Nachtrag zum historischen Gesprächskreis**

*von André Robrecht*

„Wir Negerkinder wurden im Heim mehrmals am Tag mit der Wurzelbürste und brühend heißem Wasser abgeschrubbt, egal wie weh es tat, ich versuchte nicht zu weinen, denn sonst setzte es was...“<sup>1</sup>

Dieses Zitat stammt aus einer Hörerzuschrift zu einem Radiogespräch im WDR 4, zu dem ich im Nachklang meines Vortrags im Rahmen des Historischen Gesprächskreises des *Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.* als Gast eingeladen wurde.<sup>2</sup>

Als Reaktion auf den Beitrag erreichten mich eine Reihe von Zuschriften, die ganz konkret die Verknüpfung der Wirkweise von medialen Stereotypen und der Kontinuität von rassistischen Banalmotiven in der westdeutschen Unterhaltungskultur der 1950er Jahre mit den tatsächlichen Lebenserinnerungen von Nachkriegsgeborenen in Deutschland aufzeigen, deren Lebensweg von einem Detail entscheidend beeinflusst wurde, ihre Väter waren afroamerikanische Angehörige der US-amerikanischen Besatzungsarmee. Eine Hörerin schildert mir in einem persönlichen Brief besonders eindringlich ihre Erfahrungen als ‚Mischlingskind‘, geboren ein Jahr nach Kriegsende. Als Tochter einer 19-jährigen Bayerin und eines ihr bis heute unbekanntem afroamerikanischen Soldaten verbrachte Gerlinde S. die ersten Lebensjahre in verschiedenen, zumeist kirchlichen Kinderheimen im Rheinland und im Ruhrgebiet. 1955 wurde sie von einem Lehrerehepaar aus dem Rheinland adoptiert, seitdem lebt sie in der Nähe von Köln. Neben der persönlich berührenden Biographie der Hörerin führt besonders das einleitend zitierte Detail der traumatischen Erinnerung der Zeitzeugin zurück auf das ursprüngliche Thema des Vortrags zum öffentlichen Umgang mit den ‚Mischlingskindern‘ in den Medien der frühen Nachkriegszeit.

Gerlinde S. berichtet, dass in ihrer Kindheitserinnerung schmerzliche Reinigungsprozeduren in einem Kinderheim mit einem bekannten Schlagerlied aus den 1950er Jahren in Verbindung stehen, das in ihrer Erinnerung vom Pflegepersonal häufig gesungen bzw.

<sup>1</sup> Zitat aus einer Hörerzuschrift von Gerlinde S., Jahrgang 1946; auf ausdrücklichen Wunsch der Zeitzeugin wird an dieser Stelle auf die Nennung des Familiennamens verzichtet.

<sup>2</sup> Radiosendung WDR 4, Sendereihe: „In unserem Alter: Was ist aus Toxi geworden? Das Schicksal der Mischlingskinder“, 4. März 2006, Redaktion: Dr. Ulla Foemer.

gesummt wurde, während die Betreuer die tägliche Körperpflege der Heimkinder mit besonderer Rücksichtslosigkeit vornahmen. Meine Recherche ergab, dass er sich hierbei um das Titellied „Auch ein kleines Negerlein muss immer tip top sauber sein“ des Filmmusicals „10 kleine Negerlein“ von 1954 handelte.<sup>3</sup> Diese aus heutiger Sicht schmerzlich kitschige und an sich banale filmische und musikalische Adaption des bekannten 10-kleine-Negerlein-Schemas stellt grundsätzlich keine medienwissenschaftliche Besonderheit da, ist doch das Motiv des „Negerleins“ (niedlich, geschlechtslos, dienend)<sup>4</sup> keine rein deutsche Erfindung aus der Nachkriegszeit – auch noch aus unserer Gegenwartskultur ließen sich Beispiele für banalisierende Verkitschung eines rassistischen Zentralmotivs des „Trivialnegers“ anführen. Dennoch spiegelt sich am Beispiel des Schilderungen der Zeitzeugin die Verknüpfung des vermeintlich Trivialen und Banalen mit dem persönlichen Schicksal einer Minderheit der deutschen Nachkriegsgesellschaft in besonders makaberer Weise wider: die Ambivalenz des Umgangs der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit mit den so genannten ‚Mischlingskindern‘. An dieser Stelle erscheint als Nachtrag daher ein kurzer Überblick über die öffentliche Auseinandersetzung mit den so genannten ‚Mischlingskindern‘ sinnvoll. Nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes und der Etablierung alliierter Besatzungszonen gerieten Verbindungen zwischen den „Befreiern“ und deutschen Frauen schnell in das Blickfeld des öffentlichen Interesses.

Die deutsche, aber auch die US-amerikanische Presseöffentlichkeit setzte sich bereits unmittelbar nach Kriegsende intensiv mit dem Thema der Fraternisierung und den Beziehungen der Besatzungssoldaten zu deutschen Frauen auseinander. Die Frage, wie mit den aus solchen zwischenmenschlichen Verbindungen entstanden Kindern künftig umgegangen werden sollte, rückte allerdings erst in den Jahren 1952–55 verstärkt in das öffentliche Interesse der neu entstanden bundesrepublikanischen Medienlandschaft. Zu diesem Zeitpunkt lebten in der BRD einschließlich West-Berlin nach unterschiedlichen Schätzungen bereits ca. 70.000 ‚Besatzungskinder‘, darunter etwa 5.000, die als so genannte ‚Mischlingskinder‘<sup>5</sup> eingestuft wurden. Die Mehrzahl dieser Kinder dürfte US-amerikanische Väter

<sup>3</sup> „10 kleine Negerlein“, BRD 1954. Regie: Rolf von Sydow.

<sup>4</sup> Zur Entstehungsgeschichte des Motivs vgl. LESTER, Rosmarie K.: Trivialneger. Das Bild des Schwarzen im westdeutschen Illustriertenroman, Stuttgart 1982. S. 22–30.

<sup>5</sup> Zur Diskussion um die tatsächliche Zahl der ‚Besatzungskinder‘ siehe: LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung: Afrodeutsche ‚Besatzungskinder‘ in Nachkriegsdeutschland, Berlin 2002, S. 5ff. Die Angaben beziehen sich auf Zahlen des statistischen Bundesamtes von 1952, die jedoch ausschließlich diejenigen Kinder erfasst, die offiziell beim Jugendamt als unehelich gemeldet und damit unter der Vormundschaft des Jugendamtes standen. Andere Schätzungen gehen von mehr als 100.000 Besatzungskindern aus, dafür fehlen jedoch nachprüfbare Belege, vgl. KLEINSCHMIDT, Johannes: Do not fraternize. Die schwierigen Anfänge deutsch-amerikanischer Freundschaft 1944–1949, Trier 1997, S. 185f. Eine Dunkelziffer ist anzunehmen, da sich nicht alle Mütter ihre Kinder im Jugendamt meldeten; vgl. auch LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Zwischen Fürsorge und Abgrenzung, S. 44. Auf der anderen Seite ist jedoch zu bedenken, dass sich evtl. auch einige Mütter von der Angabe eines Besatzungssoldaten als Vater eines unehelichen Kindes finanzielle Unterstützung erhofften, so dass die Statistik gegebenenfalls auch Besatzungskinder aufführt, die de facto

gehabt haben, da der Anteil der dunkelhäutigen Soldaten in den Truppen der übrigen (West-)Alliierten deutlich geringer war.<sup>6</sup> Diese Kinder wurden in der Öffentlichkeit in der Regel abwertend als ‚Mischlingskinder‘, ‚Mischlinge‘, ‚Negermischlingskinder‘, ‚Mulattenbabys‘ oder ‚brown babies‘ bezeichnet.<sup>7</sup>

Noch während der Besatzungszeit erschien im Magazin *Stern* ein provokativer Artikel mit dem Titel: „Haben die deutschen Frauen versagt?“<sup>8</sup>. Dieser Beitrag stellte den Versuch einer Gruppe sich emanzipierender Frauen dar, das allgegenwärtige Bild vom deutschen „Ami-Flittchen“, welches sich ohne Rücksicht auf die kriegsversehrten Männern, frei von Werten und ohne Scham auf den eigenen Vorteil bedacht sich den Siegern an den Hals wirft, in Zweifel zu ziehen. Als Reaktion auf den Artikel erschienen im *Stern* eine Reihe wütender Leserbriefe von Männern und Frauen, die „besonders in den widernatürlichen Verhältnissen mit dem Neger“ einen Beleg für den allgemeinen Werteverfall der Nachkriegszeit sahen.<sup>9</sup> Die Frage, ob die deutsche Frau tatsächlich „versagt“ habe, war für die Autoren zahlreicher Spottgedichte und Pamphlete bereits beantwortet, wie der Text eines im Raum Nürnberg kursierenden Flugblattes eines vermutlich männlichen Hobbylyrikers exemplarisch illustriert:

„Mit Fremden hurt die deutsche Frau auf schamlose Art, wir wissen’s genau [...]. Ein freches Lachen dann noch im Gesicht, ihr deutschen Frauen schämt ihr euch nicht? Ihr zerzt uns alle, ihr wisst es genau, in den Schmutz; auch die Ehre der deutschen Frau. 6 Jahre brauchten sie um den deutschen Mann zu besiegen, eine deutsche Frau ist in 5 Minuten zu kriegen! Wir haben weder Cigaretten noch Butter, dafür hat der Fremde Kaffee und Zucker, und bringt er erst Schokolade herbei, dann ist die Hautfarbe einerlei.“<sup>10</sup>

keine alliierten Väter hatten. Hierzu fehlen jedoch detaillierte Untersuchungen zu den Statistiken auf deutscher und amerikanischer Seite.

- <sup>6</sup> Vgl. KLEINSCHMIDT, *Do not fraternize*, S. 185; dem schließt sich an: LEMKE-MUNIZ DE FARIA, *Zwischen Fürsorge und Abgrenzung*, S. 20.
- <sup>7</sup> Die Schwierigkeit der korrekten sprachlich-neutralen Bezeichnung dieser Kinder soll in diesem Text dadurch gelöst werden, dass der Begriff ‚Mischlingskind‘ (allerdings ausschließlich in Anführungszeichen) verwendet wird, da dieser im historischen Kontext die häufigste Verwendung findet. Die damit verbundene, rassen-ideologisch geprägte Konnotation im Sprachgebrauch soll dadurch nicht in Abrede gestellt werden. Zu den anderen Bezeichnungen siehe: LEMKE-MUNIZ DE FARIA, *Zwischen Fürsorge und Abgrenzung*, S. 20ff. Der von ihr vorgeschlagene Begriff ‚afrodeutsche‘ Besatzungskinder ist ebenfalls problematisch, da dieser eine deutsche Neuschöpfung ist, die im angloamerikanischen Sprachgebrauch keine Entsprechung findet, anders als die politisch neutrale Bezeichnung ‚afroamerikanisch‘.
- <sup>8</sup> „Hat die deutsche Frau versagt?“, *Stern* vom 1. August 1948.
- <sup>9</sup> Etwas gemäßiger eine andere Leserin: „Man sagt zwar, diese behandeln eine deutsche Frau zarter, als mancher weiße Mann das vielleicht könne. Trotzdem ist die Sache nach meinem Empfinden eine Frage der Ästhetik, die nichts mit rassenpolitischer Überheblichkeit zu tun hat.“, Leserbriefe im *Stern* vom 29. August 1948, zit. nach: KLEINSCHMIDT, *Do not fraternize*, S. 184f.
- <sup>10</sup> Konfisziertes Plakat, abgebildet in: SOMMER, Karin: *Überleben im Alltag, Frauen in der Trümmerzeit 1945–1948*, in: KRAFFT, Sybille (Hg.), *Frauenleben in Bayern von der Jahrhundertwende bis zur*

Neben der angeblichen Schamlosigkeit schien hier die Verbindung mit afroamerikanischen Soldaten doppelt verwerflich. So werden hier private Verbindungen zwischen deutschen Frauen und US-Soldaten quasi zu einer Art sittlich-moralischem Dolchstoß überhöht und durch eine rassistische Komponente ergänzt.<sup>11</sup>

In diesem Spannungsfeld aus tradiertem Klischee, unter Druck geratenen sittlich-moralischen Wertbildern, ins Wanken geratenen Rollenverständnissen der Geschlechter, gerade erst überkommenem rassistischen Wahn, Kontinuität von Eliten, aber auch demokratischem sowie gesellschaftlichem Neubeginn fällt die Kindheit und Jugendzeit eines kleinen Teils der deutschen Gesellschaft nach 1945. Öffentlich bis heute kaum wahrgenommen sind diese Mitglieder der Nachkriegsgesellschaft – vermutlich heute biographisch, soziologisch und psychologisch ebenso heterogen zusammengesetzt wie der Rest der Nachkriegsgeneration, jedoch homogen hinsichtlich ihrer historisch-biographischen Wurzeln und diese sind unmittelbar verknüpft mit der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Die Ambivalenz des öffentlichen Umgangs mit den aus den Verbindungen zwischen deutschen Frauen und amerikanischen Soldaten hervorgegangen ‚Mischlingskindern‘ lässt sich exemplarisch an einer als ‚Aufklärungsbroschüre‘ konzipierten Veröffentlichung des *Deutschen Koordinierungsrates für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Bremen e.V.* mit dem Titel ‚Maxi, unser Negerbub‘<sup>12</sup> aus dem Jahr 1952 aufzeigen. Dieses Jahr markiert den Zeitpunkt der Einschulung der ersten in der unmittelbaren Nachkriegszeit geborenen ‚Mischlingskinder‘, zu der sich eine öffentliche Debatte um die Frage des künftigen Umgangs mit diesen Kindern in Gang setzte. Zu den näheren Entstehungsumständen dieser Broschüre liegen keine Informationen vor; jedoch wird aus dem Inhalt deutlich, dass diese Broschüre vor allem konzipiert wurde, um als Ratgeber für Lehrer und Eltern im Umgang mit dem ersten Jahrgang der in Westdeutschland eingeschulten ‚Mischlingskindern‘ zu fungieren. Der Text beinhaltet die essayistische Erzählung eines Ich-Erzählers, „Herrn Schmidt“, der als Leiter einer Großstadtschule mit den ersten ‚Mischlingskindern‘ in Berührung gekommen ist. Auf Grund dieser Herausforderung und mit Blick auf das Schicksal der jüdischen Bevölkerung im Nationalsozialismus überdenkt er seine Vorurteile gegen „farbige Menschen“ und möchte nun seine Erkenntnisse anderen Betroffenen in Form dieses Heftes

Trümmerzeit, München 1993, S.137. Weitere Darstellungen in: FEHRENBACH, Heide: Ami-Liebchen und Mischlingskinder: Rasse, Geschlecht und Kultur in der deutsch amerikanischen Begegnung, in: NAUMANN, Klaus (Hg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 179ff.

<sup>11</sup> ZUR NIEDEN, Suzanne: ‚Erotische Fraternalisierung‘. Der Mythos von der schnellen Kapitulation der deutschen Frauen im Mai 1945, in: HAGEMANN, Karen/ SCHÜLER-SPRINGORUM, Stefanie (Hg.), ‚Heimat-Front‘, Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt 2002, S. 313–325. Zum Thema liegt seit kurzem auch eine umfassende Darstellung einer Paderborner Medienwissenschaftlerin vor: BRAUERHOCH, Annette: ‚Fräuleins“ und GIs. Geschichte und Filmgeschichte, Frankfurt 2006.

<sup>12</sup> SIMON, Alfons: Maxi, unser Negerbub, hg. von der Arbeitsgemeinschaft ‚Bremer Schule‘ e.V. in Kooperation mit: Deutscher Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V., Bremen 1952. Die Auflage wird in der Originalausgabe mit 23.000 Stück angegeben, über den tatsächlichen Verbreitungsgrad kann keine Aussage getroffen werden.

mitteilen. Am Ende der Broschüre wird der Leser jedoch aufgeklärt, dass dieser „Herr Schmidt“ fiktiv ist und die Ratschläge zum praktischen Umgang mit den Kindern vom *Deutschen Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit* erstellt wurde. Zusätzlich zur Broschüre existierte ein Handzettel<sup>13</sup>, der die wichtigsten Inhalte der Broschüre in einer Art Katalog von Verhaltensregeln zusammenfasst. Auf der ersten Seite wird tabellarisch unter der Rubrik „Wissen sollten wir“ in den ersten Punkten auf die allgemeine Gleichberechtigung aller Menschen hingewiesen und die besondere Situation unehelicher Kinder hervorgehoben. Um besonderes Verständnis für ‚farbige‘ Kinder wird unter Punkt 9 geworben:

„Die farbigen Kinder haben zu diesen Schwierigkeiten noch andere: ihr Vater ist Besatzungssoldat, ihr Vater ist Neger, sie haben Mütter, die oft in die Lage gebracht werden sich ihrer schämen zu müssen, sie tragen ihre schwer belastete Herkunft für jeden zur Schau.“<sup>14</sup>

Deutlich wird hier die besondere Bedeutung der angeblich „belasteten Herkunft“ der Kinder. So versuchen die Autoren im Gesamtkontext des Textes des vermeintlichen ‚Ratgebers‘ weniger generelle Vorurteile gegen ‚Mischlingskinder‘ abzubauen, sondern es wird vom Leser vielmehr Verständnis für das Schicksal Kinder eingefordert. In diesem Zusammenhang wird die Hautfarbe als „Kainsmal“ charakterisiert, welches auf soziale Herkunft und moralisch zweifelhaftes Verhalten der Eltern, in erster Linie die „Schuld“ der Mutter hinweist. Da angeblich die meisten Kinder in Heimen aufwachsen müssen, heißt es zur Rolle der Mutter:

„Warum versagen frauliches Mitgefühl und weibliche Solidarität so oft, wenn es sich um ein Mädchen handelt, das einen Neger zum Vater ihres Kindes hat? [...] Maxi war ein ungewünschtes Kind. Die Mutter wußte schon vor der Geburt, daß an Heirat nicht zu denken war. Ihre eigene Familie wollte mit ihr nichts mehr zu tun haben. Sie gebar in der Klinik und ließ das Kind gleich in ein Säuglingsheim bringen. [...] Daß Maxis Vater ein Negersoldat war, brachte seine Mutter doppelte Schande. Deshalb will sie sich auch, wenn sie ein oder zweimal im Monat kommt, nicht öffentlich mit dem Kinde zeigen.“<sup>15</sup>

Das Anliegen der Herausgeber mit der Informationsbroschüre für mehr Verständnis für das „Schicksal“ der Kinder zu werben muss vor dem Hintergrund der erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Frage nach der Zukunft und den Entwicklungs-

<sup>13</sup> „Farbige Kinder kommen in unsere Schule: Was geht mich das an?“ Der Handzettel fand sich als nicht katalogisierte Beilage der dem Verfasser vorliegenden Ausgabe der Broschüre „Maxi, unser Negerbub“, der in der ULB Düsseldorf archiviert ist. [Nr.304717301] Offenbar wurde der Handzettel zu Werbezwecken hergestellt und verteilt, da er Bestelladressen der genannten Broschüre enthält. In der Dissertation von LEMKE-MUNIZ DE FARIA, *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung*, wird zwar die Broschüre erwähnt, nicht jedoch der genannte Handzettel und dessen Inhalt.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> SIMON, *Maxi, unser Negerbub*, S. 10.

möglichkeiten der ‚Mischlingskinder‘ gesehen werden. Kurz nach Ende des Krieges waren rassenideologisch gefärbte pseudowissenschaftliche Überlegungen noch längst nicht aus den Lehrbüchern verschwunden. So heißt es in einer soziologischen „Studie“ von 1952:

„Was die rassischen Faktoren angeht, so ist anzunehmen, daß der Entwicklungsvorsprung, den die Mulattenkinder aufzuweisen haben, wahrscheinlich mit der Pubertät aufhören wird. Besonders die intellektuelle Leistungsfähigkeit dürfte nach vorliegenden Untersuchungen an amerikanischen Negermischlingen mäßig bleiben. Dagegen ist anzunehmen, dass die starke Triebhaftigkeit, die sich bei Mulattenkindern zeigte, als negatives Rassenmerkmal bestehen bleiben wird.“<sup>16</sup>

Neben der Wissenschaft entdeckte ab 1952, dem Einschulungsjahr der ersten Kohorte der Besatzungskinder, auch der mediale Massenmarkt das „Thema Mischlingskinder“: Neben einer Vielzahl von Presseartikeln und Kommentaren markierte den medialen Höhepunkt der 1952 erschienene Kinofilm „Toxi – die Geschichte eines Mulattenkindes“<sup>17</sup>, dessen Ziel es ausdrücklich war, „humorvoll um Verständnis für das Schicksal aller ‚Toxis‘ zu werben.“<sup>18</sup> Der Film erzählt die Geschichte eines fünfjährigen Mädchens, das von seiner Großmutter vor der Tür einer gutbürgerlichen deutschen Familie ausgesetzt wurde. Die Familie nimmt sich dem Kind an, doch die Akzeptanz der einzelnen Familienmitglieder und Nachbarn wird erst gegen Ende des Films erreicht, nachdem Toxi zum Star einer Werbekampagne für Schokolade wird und dem Verlobten der Tochter des Hauses, der sich stets vorbehaltlos für Toxi eingesetzt hat, zu einem Karriereschub verhilft.<sup>19</sup> Trotz des Werbens um Sympathie und vor allem um Mitleid mit den afroamerikanischen Besatzungskindern werden hier rassistische Klischees nur sehr vorsichtig in Frage gestellt. Hauptmotiv ist es, um Verständnis für das schwere Schicksal und um Mäßigung im Umgang mit den Kindern zu bitten – gleichzeitig bedient der Film eine Reihe von Klischees ohne diese zu hinterfragen. Der Film war beim Publikum sehr erfolgreich, platzierte sich unter den zehn erfolgreichsten Filmen der Saison 1952/53 und bekam von der Presse überwiegend positive Kritiken.<sup>20</sup> Den Film begleitete eine aufwändige Marketingkampagne, die sich vor allem um die weibliche Hauptdarstellerin, Elfie Fiegerts, drehte, die als Kind eines afroamerikanischen Soldaten in einer Adoptivfamilie aufwuchs. Durch den Erfolg des Filmes wurde der Begriff ‚Toxi‘ zu einem „Gattungsnamen für afrodeutsche

<sup>16</sup> KIRCHNER, Walter: Eine anthropologische Studie an Mulattenkindern unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse. Berlin 1952, S. 62.

<sup>17</sup> „Toxi – die Geschichte eines Mulattenkindes“: Deutsche Allianz Film 1952; vgl. LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, S. 174f.; eine ähnliche Inhaltsbeschreibung in: LESTER, Trivialneger, S. 99ff.; vgl. auch BRAUERHOCH, Annette: Schwarzes Kind und weiße Nachkriegsgesellschaft in TOXI, in: Frauen und Film 60 (1997), S. 106–130.

<sup>18</sup> LESTER, Trivialneger: S. 101.

<sup>19</sup> Vgl. BRAUERHOCH, Schwarzes Kind und weiße Nachkriegsgesellschaft, S. 114ff.

<sup>20</sup> Vgl. zur Rezeption des Films: FEHRENBACH, Ami-Liebchen und Mischlingskinder, S. 179; anders: LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, S. 100ff.

Kinder<sup>21</sup> und findet in Presseartikeln zu diesem Thema Verwendung als Synonym für die ‚Mischlingskinder‘.

Im obligatorischen Happy End der Geschichte um Toxi wird der pseudoliberale Diskurs um die Frage des Umgangs mit dem ‚Erben‘ der deutschen Geschichte deutlich. Toxis Vater, ein afroamerikanischer Soldat, steht unverhofft vor der Tür, um das Mädchen mit in seine Heimat zu nehmen. Der Vater spricht kein Wort Deutsch und Toxi kann nur „Daddy“ auf Englisch sagen, dennoch sind alle Beteiligten glücklich, dass das Mädchen letztendlich seine ‚Heimat‘ wieder gefunden hat. Die rührend-kitschige Grundstimmung des Filmes wird durch ein Lied, das „Toxi“ mehrfach während des Films singt, verstärkt: Das Lied „Ich möchte so gern nach Hause geh’n, die Heimat möchte ich wiederseh’n!“<sup>22</sup> spiegelt die Motivstruktur der öffentlichen Beschäftigung mit diesem Thema wider. So erschien die Lösung aller Probleme mit den ‚Mischlingskindern‘ ihre Verschickung in die ‚Heimat‘ zu sein, ungeachtet der Tatsache, dass diese Kinder bis zu ihrer Einschulung in rein deutscher Umgebung sozialisiert worden waren und faktisch keinen Bezug zur Sprache und Kultur des Landes ihrer Väter hatten. So heißt es im Text zum melancholischen Klagelied von „Toxi“:

„Ich möchte so gern nach Hause geh’n ...ei ei ei...Die Heimat möchte ich wiederseh’n...ich find allein keinen Schritt....wer hat mich lieb und nimmt mich mit...ich bin so verlassen und hör kein liebes Wort...so fremd sind die Gassen... warum kann ich nicht fort...kann niemand denn mein Herz versteh’n...ich möchte so gern nach Hause gehen.... ei ei ei“<sup>23</sup>

Die Suche nach der verlorenen Heimat, die Sehnsüchte und den Stolz mit dem alle ‚Negerkinder‘ ihr „Schicksal“ in ihrer vermeintlichen Heimat, den USA, angeblich ertragen, besang hier nicht – wie in der Literatur bisweilen fälschlich dargestellt – die Filmschauspielerin Fiegert, sondern der Teenager und Schlagerstar „Leila Negra“. Nicht nur in dem genannten Lied zum Film nutzte sie das Motiv sehr erfolgreich, sondern auch in einer Reihe von Schlagern wie „Mach nicht so traurige Augen, weil Du ein Negerlein bist“ oder „Ein kleines Negerlein im Schnee“, dem „Negerwiegenlied“, und „Der kleine Boy vor’m Grandhotel“. „Leila Negra“ trat hierbei u.a. auch an der Seite der Ikone der Populärkultur der 1950er Jahre, Peter Alexander, auf.<sup>24</sup>

Das Motiv des ‚Mischlingskinds‘ als Adaption des tradierten Zerrbildes des ‚Negerleins‘ eignete sich offenbar besonders zu „romantisierenden Darstellungen des Frem-

<sup>21</sup> FEHRENBACH, Ami-Liebchen und Mischlingskinder, S.101.

<sup>22</sup> FEHRENBACH, Ami-Liebchen und Mischlingskinder, S. 197. Das Lied zum Film wurde ebenfalls ein kommerzieller Erfolg, es erschienen Liederbücher und Schallplatten.

<sup>23</sup> „Toxi-Lied“ von Leila Negra; Text: Bruno Balz; Elite Music, Zürich 1952; [Mitschrift d. Verf.]

<sup>24</sup> Vgl. LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, S. 177; FEHRENBACH, Ami-Liebchen und Mischlingskinder, S. 197.

den<sup>25</sup>, da gerade Verniedlichung und Banalisierung konstituierende Elemente in der langen Tradition der Aufrechterhaltung eines rassistischer Klischees vom „Trivialneger“<sup>26</sup> sind, welche scheinbar weitgehend ungebrochen auch den Untergang des Nationalsozialismus überstanden. Die im Film „Toxi“ vorgeschlagene Lösung, die Adoption von Kindern und deren Ausreise in die USA, wurde von der deutschen Presse enthusiastisch begrüßt: Einen „Hafen der Hoffnung für die kleinen Negerlein“<sup>27</sup> sah *Der Spiegel* in der Aussicht, dass sich afroamerikanische Paare in den USA um Adoptionen bemühten. Freudig kommentiert wurde dieser Umstand unter dem Titel „Mammis für die Negerlein!“<sup>28</sup> auch im *Stern*; und die angebliche Freude über eine glücklichere Zukunft wurde von *BILD* in Anlehnung an das bekannte Kinderlied mit „2 kleine Negerlein, die fahren über’n Teich“<sup>29</sup> überschrieben. Allein durch die Titel der Artikel wird deutlich, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dieser gesellschaftlich relevanten Fragestellung nicht stattfand. Die Ausgliederung der Kinder aus der deutschen Nachkriegsgesellschaft, und damit einen Schlusspunkt unter ein ungeliebtes Kapitel deutscher Gesichte zu setzen, schien für die öffentlich publizierte Meinung die nahe liegende Lösung zu sein. In den 1950er Jahren konzentrierte sich das Interesse der Medien in erster Linie auf diejenigen Kinder, die nicht bei ihren Müttern lebten, sondern in Pflegeeinrichtungen untergebracht waren. Die vielfach propagierte Vorstellung, dass die Mehrzahl der Kinder von ihren afroamerikanischen Vätern verlassen und von der Mutter verstoßen wurden, trug zur allgemeinen Mitleidsbekundung bei. In der Realität waren bis 1955 jedoch nur knapp 600 Kinder „farbiger Abstammung“<sup>30</sup> in westdeutschen Betreuungseinrichtungen untergebracht. Auf US-amerikanischer Seite beschäftigten sich vor allem die afroamerikanischen Magazine wie *Ebony* mit diesem Thema.<sup>31</sup> Einige Leser waren von den Schicksalen so berührt, dass sie sich um die rechtlich und organisatorisch schwierige Einleitung eines Auslands-Adoptionsverfahrens bemühten. Nachdem die US-Regierung mit Hinweis auf die Rassentrennung in den Südstaaten und die zu diesem Zeitpunkt vom Supreme Court noch aufrecht erhaltende „separate but equal“-Doktrin Auslandsadoptionen nur in Einzelfällen erlaubte, startete die deutsche Illustrierte *Revue* eine eigene Kampagne, welche die Suche nach Pflegeeltern in Deutschland beschleunigen sollte.<sup>32</sup> Mit einer Reihe von Porträts über

<sup>25</sup> BRAUNGART, Wolfgang (Hg.): *Kitsch – Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen*, Tübingen 2002, S. 202.

<sup>26</sup> Vgl.: LESTER, *Trivialneger*, S. 274ff.

<sup>27</sup> „Hafen der Hoffnung für die kleinen Negerlein“, *Der Spiegel* vom 14. Juli 1949, S. 8.

<sup>28</sup> „Mammies für die Negerlein“, *Stern* vom 2. März 1952, S. 8.

<sup>29</sup> „2 Kleine Negerlein, die fahren über’n Teich“, *BILD* vom 5. Oktober 1951, S. 3.

<sup>30</sup> Die unehelichen Kinder von Besatzungssoldaten im Bundesgebiet und in Berlin(West), hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, *Statistische Berichte*, 10. Oktober 1956; zit. nach LEMKE-MUNIZ DE FARIA, *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung*, S. 202.

<sup>31</sup> Zum Deutschlandbild und den Adoptionsbemühungen der afroamerikanischen Presse siehe ausführlich: LEMKE-MUNIZ DE FARIA, *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung*, S. 199–206.

<sup>32</sup> Mindestens fünf Kinder sollen auf Grund der Aktion vermittelt worden sein. Vgl. LESTER, *Trivialneger*, S. 96. Die Gesamtzahl der Adoptionen bleibt jedoch unklar.

einzelne Kinder wurde beim Leser um Mitleid mit diesen „gottverlassenen Geschöpfen“<sup>33</sup> geworben. Die Suche nach der verlorenen Heimat ist hier wie in zahlreichen weiteren medialen Auseinandersetzungen mit den ‚Mischlingskindern‘ das zentrale literarische Motiv. So werden sie als Fremde dargestellt – die Tatsache, dass die Kinder in Deutschland geboren waren, von einer deutschen Mutter abstammten und im Regelfall auch in deutschen Familien lebten nach deren Wertvorstellungen erzogen wurden, spielte bei der Frage, wo die Heimat der Kinder sei, keine Rolle. Dass Auslandsadoptionen in die USA sich zunehmend als problematisch herausstellten und die Auswirkungen der Rassentrennung der Jim Crow-Ära das Wohl der Kinder beeinträchtigten, stellte das Bundesministerium des Inneren zwar ab 1955 fest; statt jedoch die Frage nach einer möglichen Integration in der Bundesrepublik voranzubringen, empfahl man ein anderes bevorzugtes Auslandsadoptionsziel der Kinder, nämlich Dänemark, dass angeblich keine Rassenvorurteile kannte.<sup>34</sup> Der Diskurs zur Frage des Verhältnisses zwischen Schwarz und Weiß sollte in den USA erst in der Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre eröffnet werden, die Väter der afro-amerikanischen Besatzungskinder sind heute hoch betagt, als Ergebnis eines langen Emanzipationsprozesses auch in den USA formal gleichberechtigt, eine Vielzahl von Fragen bleiben jedoch ungeklärt. Die Auseinandersetzung mit den ‚Mischlingskindern‘ sollte in der Geschichtswissenschaft mit Blick auf die Geschichte der USA geschehen, um eine einseitige Einordnung in bundesrepublikanische Geschlechtergeschichte zu vermeiden.<sup>35</sup> Auf beiden Seiten des Atlantiks, in der Tat in allen demokratischen Gesellschaften, treffen zur Frage des Umgangs mit Herkunft und Integration einer Minderheit in eine Mehrheitsgesellschaft die bereits in der historischen Rückschau erkennbaren und bis heute sichtbar werdenden liberalen und bisweilen pseudoliberalen Argumentationen und rückwärtsgewandte Argumentationsmuster aufeinander. Das zunächst erstaunlich große öffentliche Interesse an den ‚Mischlingskindern‘ in Deutschland lies Ende der 1950er offenbar genauso schnell wieder nach wie es gekommen war und so verschwand dieser Teil der Nachkriegsgeneration bis zum heutigen Tag weitgehend aus dem Blick der Öffentlichkeit. Die Tatsache, dass sich die Diskussion um diese zahlenmäßig relativ geringe Bevölkerungsgruppe jedoch so massiv im öffentlichen Diskurs der frühen 1950er Jahre sowohl in Medien und Pädagogik als auch in der Politik widerspiegelt, illustriert die Ambivalenz und die Tendenz zur Stagnation in Identitätsfindungsprozesse in dieser Phase der Nachkriegsgeschichte, dessen Folgen teilweise bis heute zu erkennen sind.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich am historischen Beispiel des öffentlichen Umgangs mit den Besatzungskindern in Deutschland, besonders jedoch in der Sonderstellung der ‚Mischlingskinder‘, zeigt, dass die Darstellungen in Populärmedien das Werben um Mitleid häufig bloß als Kompensation- und Identifikationssymbole für selbst

<sup>33</sup> Vgl. Artikelserie in *Revue* Nr.12–14 (1952).

<sup>34</sup> Vgl. FEHRENBACH, *Ami-Liebchen und Mischlingskinder*, S. 178–205.

<sup>35</sup> Ein Überblick über die medienwissenschaftliche Einordnung des Themenfeldes Besatzungssoldaten und deutsche Frauen im Geschlechterdiskurs bietet BRAUERHOCH, „Fräuleins“ und GIs.

erlebtes Schicksal im Zusammenhang mit Krieg und Niederlage herangezogen wurden. Am Beispiel der ‚Mischlingskinder‘ wurde die vermeintliche Hinterlassenschaft der Besetzung Deutschlands im wörtlichen Sinne sichtbar, allgemeiner moralischer Verfall und gesellschaftspolitische Probleme ließen sich so leicht als Folge äußerer Umstände darstellen. Besonders auf Seiten der Populärmedien wurden die Kinder zu weiteren Opfern der Kriegsniederlage stilisiert; ihr ‚Leid‘ und ‚Schicksal‘ reihte sich in apologetisch überhöhte Opferschemata von Kriegsverlierern und Heimatlosen. Nach der anfänglichen Verdrängung und Tabuisierung der Existenz der Kinder während der Besatzungszeit spiegelt sich in der öffentlichen Meinung der jungen Bundesrepublik nun ein pseudo-liberaler Diskurs wider, in dem sich Abbilder eines Prozesses der allgemeinen „Instrumentalisierung von Rasse zur Rehabilitierung der deutschen Identität“<sup>36</sup> wieder finden. So wird in den trivialisierten Darstellungen des bedauernswerten, aber eigentlich doch niedlichen ‚Negerleins‘ zwar vordergründig der Wunsch deutlich ein Gegenbild zur Brutalität nationalsozialistischer Rassenideologien zu konstruieren, doch im Kern bildet die Stilisierung des Bildes vom bedauernswerten vom Schicksal gebeutelten ‚Mischlingskind‘ weiterhin ein Auffangbecken für unbeantwortete Fragen nationaler Identität, völkisch-romantisierender Sehnsucht nach ‚Heimat‘ und Wunsch nach Rückbesinnung auf tradierte moralisch-sittlich orientierte Wertvorstellungen.

Die wesentliche Frage nach den offensichtlichen verbindenden Elementen in Geschichte, Kultur und Identität der ‚Mischlingskinder‘ wurde mit Verweis auf das vermeintlich Fremde dabei bewusst oder unbewusst häufig gar nicht erst gestellt. Hier wird deutlich, dass die historische Analyse der Lebenswelten der so genannten „Mischlingskinder“ nicht isoliert als Randphänomen der deutschen Nachkriegsgeschichte, sondern vielmehr vor dem Hintergrund der Kontinuität von tradierten Wahrnehmungsmustern und Verarbeitungsstrategien deutscher Geschichte in den Gründungsjahren der Bundesrepublik betrachtet werden sollte. Die offensichtliche Ambivalenz von trivialisierten Mitleidsbekundungen und der Kontinuität rassistischer Kategorien in der öffentlichen Wahrnehmung der ‚Mischlingskinder‘, deckt sich dabei eindeutig mit den jüngeren wissenschaftlichen Erkenntnissen zu tatsächlichen Missständen in der Heimfürsorge und deckt die Ambivalenz im alltäglichen Umgang mit diesen Kindern und deren Lebenswirklichkeit in einem Spannungsfeld zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Umso mehr sind weitere, breiter angelegte Analysen wünschenswert, da hier beispielhaft offenbar wird, mit welcher Widersprüchlichkeit in der Bundesrepublik mit der ersten „ethnischen Minderheit“<sup>37</sup>, die faktisch gar keine war, umgegangen wurde. Die persönlichen Erinnerungen von Zeitzeugen bieten hier zusätzlich – jenseits der all zu häufig medial inszenierten Zeitzeugenflation – die Chance, historisch-kritisch fundiert, tiefere Einsichten in dieses Themenfeld zu gewinnen.

<sup>36</sup> FEHRENBACH, Ami-Liebchen und Mischlingskinder, S. 180ff.

<sup>37</sup> LEMKE-MUNIZ DE FARIA, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, S. 200: „In der Bundesrepublik galten die Kinder als Präzedenzfall einer ethnischen Minderheit, der demonstrieren sollte, dass das Erbe der nationalsozialistischen Rassenpolitik überwindbar wäre.“

nen. Neben Erkenntnissen bezüglich einer denkbaren biographisch-soziologisch orientierten Annäherung können dabei durch eine systematische medienhistorische und sozialgeschichtliche Analyse grundsätzliche Einsichten über Wirkmechanismen gewonnen werden, deren Einflüsse auf Diskussionen in der Gegenwartsgesellschaft im Kontext von Multikulturalität und Integration bis heute sichtbar sind.

## Kloster Dalheim – Eine lange und spannende Geschichte bis in die Gegenwart

*von Stefanie Schnietz*

In der gotischen Klosteranlage der Stiftung Kloster Dalheim präsentiert sich das LWL-Landesmuseum für Klosterkultur. Ab Mai 2007 werden die Pforten geöffnet und Besucher können in den neu eröffneten Museumsräumen das ganze Jahr über, im Sommer wie im Winter, die Geschichte und Kultur der Klöster entdecken.

Einerseits regional ausgerichtet auf Westfalen, macht es sich Kloster Dalheim in seiner Funktion als Landesmuseum zur Aufgabe, die Bedeutung der Klöster für die Entwicklung Westfalens herzustellen und das Interesse an der klösterlichen Prägung unseres Raumes zu wecken.<sup>1</sup> Aber zugleich ist das Museum für Klosterkultur auch überregional und international orientiert.



Abb. 1: Stiftung Kloster Dalheim, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur.  
Foto: Stefanie Schnietz.

<sup>1</sup> Eine kurze Einführung in die Geschichte der Klöster Westfalens bei SCHNIETZ, Stefanie: Mittelalterliche Klöster Westfalens – ihre Geschichte im Wandel der Zeit, in: Westfalen Regional. Die geographisch-landeskundliche Online-Dokumentation über Westfalen, hrsg. v. der Geographischen Kommission für Westfalen: [http://www.lwl.org/LWL/Kultur/Westfalen\\_Regional/Projekt/Gesellschaft\\_Politik/Kloester/](http://www.lwl.org/LWL/Kultur/Westfalen_Regional/Projekt/Gesellschaft_Politik/Kloester/).

Mit der Schlüsselübergabe am 23. Mai 2007 werden sich die neuen Museumsräume den Besuchern öffnen. Neben zwei Ausstellungen „Barocke Blütezeit“ und „Säkularisation und Neubeginn“ zur Kultur der Klöster in Westfalen laden auch der schöne Barockgarten, die eigene Klosterbrauerei mit Gasthaus, der Klosterladen und zahlreiche Veranstaltungen zu einem Besuch der Klosteranlage ein. Und es wird sogar noch weiter gebaut!

Auf das Programm und die Dalheimer Veranstaltungen wird noch einmal zurückzukommen sein, doch zuvor drängt sich noch eine ganz andere Frage geradezu auf: Warum ist in Dalheim überhaupt ein Museum für Klosterkultur gebaut worden?

### **Ausflug in die Vergangenheit**

Ein kurzer Blick auf das ehemalige Stift Dalheim und seine Geschichte zeigt die lange Tradition und die außerordentlich faszinierende Vergangenheit der heute noch fast vollständig erhaltenen Klosteranlage.

Im Jahr 1429 kamen Augustiner-Chorherren nach Dalheim und übernahmen ein schon bestehendes, aber verlassenes Kloster; sie bauten die Anlage wieder auf und führten das Kloster zu neuer Blüte. Die Chorherren fanden bei der Übernahme keine detaillierten Informationen über die Vorgängereinrichtung vor. Es hatte sich kein Archiv, keine Urkunden und kein Einkünfteregister des ehemaligen Nonnenkonvents erhalten.<sup>2</sup> Dennoch waren sich die Chorherren darüber im Klaren, dass sie an diesem Ort in der Nachfolge eines Frauenklosters der Augustinerinnen standen.

Es sind uns demnach nicht viele Einzelheiten aus der Zeit des Frauenklosters überliefert. Unbekannt ist, wann und von wem das Kloster gegründet worden ist. Man nimmt an, dass es im Zusammenhang mit den vielen Gründungen von Frauenklöstern in Westfalen im 12. Jahrhundert oder zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden ist. Wahrscheinlich haben die Herren von Dalheim, ein Ministerialengeschlecht, das Kloster entweder aus eigenem Antrieb oder auf Initiative des Bischofs von Paderborn gegründet und ausgestattet. Frauenklöster waren keine Selbstversorgungseinrichtungen. Solange die kleinen Siedlungen im Sintfeld Bestand hatten, in denen verhältnismäßig viele Kleinbauern lebten, war das Überleben des Nonnenklosters gesichert. Im 14. Jahrhundert setzten in vielen Frauenklöstern Auflösungserscheinungen ein, die auch die Nonnen in Dalheim betrafen. Die Wüstungsvorgänge im Sintfeld, wohl auch beeinflusst durch die Pestwellen der Jahre 1348/50, entzogen dem Kloster die wirtschaftliche Basis. Fehden und Überfälle beschleunigten den Niedergang und drei Brände zerstörten den Konvent mehrfach. Im Jahre 1369 ist das Kloster bei einem Überfall ein letztes Mal in Brand gesteckt worden, drei Nonnen sollen dabei ums Leben gekommen sein, die restlichen Frauen flüchteten in andere Klöster. Damit war die Gemeinschaft endgültig zerstört und das Ende des Frauenklosters ge-

<sup>2</sup> PIEPER, Roland: Dalheim. Pfarrort – Kloster – Staatsdomäne, Münster 2000, S. 33.

kommen.<sup>3</sup> Die Bewohner des Sintfeldes zerstreuten sich und zogen in die Städte. Mehrere Siedlungen wurden aufgegeben und die Ländereien verloren an Wert. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegend waren gestört.<sup>4</sup>

Dem nahe gelegenen Stift Böödeken wurde das ehemalige Frauenkloster angeboten. Böödeken selbst war zunächst ebenso wie Dalheim ein Frauenkonvent und genauso wie dieser in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufgegeben worden. 1409 war das Kloster den Augustiner-Chorherren des Stifts Bethlehem in Zwolle übergeben worden. Das Leben der Augustiner-Chorherren war besonders auf die Landwirtschaft ausgerichtet. Dadurch versprach man sich neben einer grundlegenden geistlichen Reform auch einen wirtschaftlich-landwirtschaftlichen Aufschwung in der Region.<sup>5</sup> Und es funktionierte: Böödeken erblühte. Nach nur 20 Jahren war Böödeken ein gewinnbringendes und gut funktionierendes Kloster geworden. Dessen Wirtschaftskraft wollte man sich nun auch für das Sintfeld nutzbar machen. Nach einigen Überlegungen nahm Böödeken das Angebot an. Die Situation in Dalheim war für die Chorherren aus Böödeken nun alles andere als fremd; sie hatten unter ähnlichen Bedingungen schon ihr Stift aufgebaut.<sup>6</sup>

Schenkungen der Adelligen ermöglichten es, die Grundlage für das neue Stift Dalheim zu schaffen. Die nach Dalheim geschickten Chorherren versuchten sich Herrschaftsrechte zu sichern, die Rechtsverhältnisse zu ordnen und die Grenzen festzulegen.<sup>7</sup>

Durch harte Arbeit schafften es die Chorherren schließlich. Sie nutzten anfangs die alten Gebäude der Nonnen und nahmen die Güter des Klosters in Besitz. Dazu bauten sie notdürftige Unterkünfte, räumten den Schutt aus der Kirchenruine und deckten sie ebenso wie die Wirtschaftsgebäude mit einem Notdach aus Stroh.<sup>8</sup>

Mit dem Beginn des Wiederaufbaus war das Ziel die Selbständigkeit Dalheims gewesen. Schon die Adelligen hatten ihre Schenkungen gemacht, um ein eigenständiges Kloster gründen zu lassen. Doch der Prior Böödekens, Arnold Hüls, verweigerte Dalheim diesen Schritt. Das Kloster blieb ein Wirtschaftshof für sein Mutterkloster Böödeken. Mit seinem Nachfolger, Prior Holt, änderte sich allerdings diese Einstellung Böödekens, da er offen für das Bestreben nach Selbständigkeit war. Zunächst erwarb Dalheim ausreichend Besitz und ließ diesen juristisch absichern. Anschließend wurde Dalheim im Jahre 1452 als eigen-

<sup>3</sup> BALZER, Manfred: Dalheim – Augustinerinnen, in: HENGST, Karl (Hg.): Westfälisches Klosterbuch, Bd. 1, Münster 1992, S. 226ff., hier S. 227; SEGIN, Wilhelm: Kloster Dalheim im Sintfelde bei Paderborn, in: WZ 91/II (1935), S. 130–205, S. 155. Aus einer Urkunde lässt sich ersehen, dass das Kloster gebrandschatzt wurde, bevor es wüst fiel, vgl. MÜLLER, Helmut (Bearb.): Die Urkunden des Klosters Dalheim (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 37, Westfälische Urkunden 7), Münster 1995, S. 89f., Nr.161 zu 1429: „...*dat se dat vorbrande unde woeste closter...*“. Vgl. auch PIEPER, Dalheim, S. 34.

<sup>4</sup> SEGIN, Kloster Dalheim, S. 151.

<sup>5</sup> PIEPER, Dalheim, S. 41.

<sup>6</sup> PIEPER, Dalheim, S. 43.

<sup>7</sup> PIEPER, Dalheim, S. 44.

<sup>8</sup> SEGIN, Kloster Dalheim, S. 158.

ständiges Stift in die Windesheimer Kongregation aufgenommen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schaffte es Dalheim, sich nach innen und außen zu konsolidieren.<sup>9</sup>

Große Einbußen musste das Kloster wahrscheinlich im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) hinnehmen. Obwohl sich fast kein Aktenmaterial aus dieser Zeit erhalten hat, ist doch von großen wirtschaftlichen Verlusten auszugehen.<sup>10</sup> Der Zeit des Krieges und der Zeit der Not folgte jedoch der wirtschaftliche Aufschwung. Seit 1708 betrieb der Prior Bartholdus Schonlau den Ausbau des Klosters Dalheim im barocken Stil, wobei 23 Gebäude während seiner Amtszeit neu entstanden sind. Dalheim ist ein Idealbeispiel einer barocken Klosteranlage in Westfalen. Der repräsentative Ehrenhof, die umfangreichen Wirtschaftsbauten und Gartenanlagen prägen bis heute das Erscheinungsbild der Klosteranlage.<sup>11</sup> Die Dalheimer Vedute ist mit ihrer Beischrift dem Prior Schonlau gewidmet; sie zeigt das Stift mit seinen barocken Umbauten. Bauhistorische Untersuchungen und archäologische Ausgrabungen haben gezeigt, dass die Vedute den zeitgenössischen Zustand der Anlage sehr detailliert und realitätsgetreu wiedergibt.<sup>12</sup> Die Dalheimer Vedute, sowie zahlreiche weitere Exponate zum westfälischen Klosterleben im Barock, beispielsweise zum Themenkomplex des Klosters als Kulturzentrum oder zum Lebensstil der Ordensleute, zur Frömmigkeit und zum liturgischen Leben im Kloster, werden in der Sonderausstellung „Barocke Blütezeit“ im Kloster Dalheim 2007 zu sehen sein.<sup>13</sup>

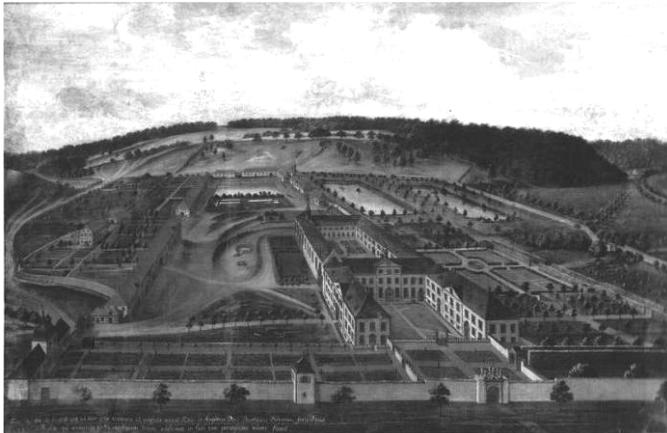


Abb. 2: Vedute der Klosteranlage Dalheim, entstanden nach 1737, heute im Bestand der Stiftung Kloster Dalheim, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur, Inv.-Nr. 2007-01.

<sup>9</sup> PIEPER, Dalheim, S. 50.

<sup>10</sup> PIEPER, Dalheim, S. 52.

<sup>11</sup> BALZER, Manfred: Dalheim, Stadt Lichtenau, in: Klosterführer für die Kreise Höxter und Paderborn, Höxter 2000, S. 96ff., hier S. 97.

<sup>12</sup> PREIBLER, Matthias: II-01. Vedute von Kloster Dalheim, in: WEMHOFF, Matthias (Hg.), Barocke Blütezeit. Die Kultur der Klöster in Westfalen (Dalheimer Kataloge Bd. 1), Regensburg 2007, S. 323f.

Das vorläufige Ende der westfälischen Klöster und auch Kloster Dalheims kam zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Im Zuge der kriegerischen Auseinandersetzungen des Heiligen Römischen Reiches mit Frankreich und dem 1801 geschlossenen Frieden von Lunéville, fiel das linke Rheinufer an Frankreich. Als Entschädigung für die entstandenen territorialen Verluste der weltlichen Reichsfürsten wurden die geistlich regierten rechtsrheinischen Gebiete enteignet und aufgeteilt. Mit Paragraph 35 des Reichsdeputationshauptschlusses konnte jeder Landesherr die Männerklöster, die in seinem Gebiet ansässig waren, aufheben und mit deren Einkünften seine Finanzkasse aufbessern.

Auch Kloster Dalheim ist 1803 auf Befehl König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Zuge der Säkularisation aufgehoben und anschließend als Staatsdomäne verpachtet worden. Die Chorherren erhielten Pensionen, die Bediensteten des Klosters Abfindungen oder, falls sie noch nützlich erschienen, wurden sie in den Dienst der Staatsdomäne übernommen. Das Mobiliar wurde verkauft, liturgisches Gerät und Paramente verschenkt oder anderen Kirchen gegeben.<sup>14</sup> Leider ist bis heute der Verbleib von nur wenigen Stücken bekannt, die einstmals zum Eigentum des Klosters Dalheim gehörten.

Die Mitarbeiter des Museums erforschen mit ihren Recherchen und archäologischen Ausgrabungen die Geschichte des Klosters und sind den verschollenen und verschütteten Geheimnissen Dalheims auf der Spur. Im Zuge der Ausstellung „Säkularisation und Neubeginn“ wird 2007 erstmals ein Porträt eines ehemaligen Dalheimer Konventualen zu sehen sein, das Schicksal eines ehemaligen Chorherrn aus Dalheim bekommt damit ein Gesicht.<sup>15</sup> Neben dem Prozess der Klosteraufhebungen und dem Verbleib ehemaliger Ordensleute wird die Ausstellung auch das Schicksal des Gesindes und der Klostergebäude nach der Aufhebung thematisieren. Sie wird einen Ausblick auf einzelne Klöster geben, die im 19. Jahrhundert neu besiedelt wurden und mit der Vorstellung einiger Ordensleute und ihrer Tätigkeit in der Gegenwart enden, die die Aktualität des Ordenslebens heute zeigen.<sup>16</sup>

### **Kloster Dalheim als Museum**

Die überaus spannende Geschichte und eine bemerkenswert gut erhaltene Anlage mit wesentlichen Bestandteilen eines Klosters aus verschiedenen Bauphasen der Vergangenheit, machen Kloster Dalheim zum idealen Museumsort. Die herausragende Bedeutung der Klöster als religiöse Zentren und ihre Rolle als Vermittler christlichen Glaubens, sowie das Engagement der Mönche und Nonnen in der Bildung, der Wissenschaft, der Kunst

<sup>13</sup> Vgl. WEMHOFF, Barocke Blütezeit.

<sup>14</sup> PIEPER, Kloster Dalheim, S. 22.

<sup>15</sup> SCHNIETZ, Stefanie: I-01. Porträt des ehemaligen Dalheimer Konventualen Christoph Winkelmann (1783-1856), in: WEMHOFF, Matthias (Hg.), Säkularisation und Neubeginn. Die Kultur der Klöster in Westfalen, (Dalheimer Kataloge Bd. 2), Regensburg 2007, S. 262f.

<sup>16</sup> SCHNIETZ, Porträt, S. 262f.

und Musik, sowie die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung durch die Klostergemeinschaften sollen im Museum herausgearbeitet und gezeigt werden.

Mit der Unterstützung des Landschaftsverbandes Westfalen Lippe und der großzügigen Förderung des Landes Nordrhein-Westfalen, dem Ministerium für Bauen und Verkehr, wird der Westflügel und der an diesen anschließende Gästetrakt ausgebaut, so dass mit den zwei Ausstellungen 2007 die neuen Räumlichkeiten der neu gegründeten Stiftung bezogen werden können. Doch ist das Museum auch während dieser Umbauphase geöffnet. Und ein Besuch in Dalheim lohnt sich schon heute.



Abb. 3: Blick über die Klosteranlage Dalheim, 2007 (Foto: Stefanie Schnietz).

In dieser Saison stehen die Gärten der Klöster im Mittelpunkt. Mit der Neugestaltung der Klosteranlage wird auch der ehemalige Konventgarten neu angelegt und am Pfingstmontag 2006 mit einem großen Fest eröffnet werden. Nach den Ergebnissen der archäologischen Ausgrabungen ist die Hauptparterre des Klostergartens wieder hergestellt worden. So wurde, unter Einbeziehung alter Mauerteile, die neue, zwei Meter hohe Terrassenmauer gebaut. Ebenso wurden die Wege, Treppenanlagen, Hecken und das große Brunnenbecken neu angelegt. Die Beete zeigen welche Pflanzen damals in den Klostergärten angebaut wurden und vielfach noch bis heute in unseren privaten Gärten zu finden sind. Seit 200 Jahren kann somit erstmals wieder nachempfunden werden, wie sich der Garten der Augustiner-Chorherren in Dalheim dargeboten hat.

„Schau an der schönen Gärten Zier!“ ist deshalb auch zum Titel der diesjährigen Sonderausstellung gewählt worden, die vom 1. April bis 31. Oktober 2006 zu sehen sein wird. In Dalheim können die Gärten in außergewöhnlicher Weise auch mit einem Blick nach oben entdeckt werden. Pflanzenmotive schmücken seit über 500 Jahren die Gewölbe in der Kirche und im Kreuzgang. Mit einer eigens für die Ausstellung gebauten Spiegelkon-

struktion ist jeder eingeladen, sich selbst auf die Suche nach Glockenblumen, Buschwindröschen und Mariendisteln zu begeben.<sup>17</sup>

Nach der Winterpause wird Kloster Dalheim im Jahr 2007 seine große Eröffnung feiern. Vom 23. Mai 2007 – 25. Mai 2008 wird die Sonderausstellung „Barocke Blütezeit“ in Dalheim zu sehen sein. Teile der Ausstellung „Säkularisation und Neubeginn“ werden im Anschluss weiterhin als Dauerausstellung im Museum präsentiert.



Abb. 4: Buschwindröschen, Deckenmalerei Stiftung Kloster Dalheim.

Ein Ausblick auf das Jahr 2008 zeigt, dass sich Dalheim mit einem Thema beschäftigen wird, das jeden Menschen existentiell und ganz persönlich betrifft. „Gut vorbereitet? – Die Kunst des rechten Sterbens“ wird die neue Sonderausstellung heißen. Mit Totentanzgrafiken, archäologischen Funden aus klösterlichen Gräbern, schwarzen Messgewändern für die Begräbnisliturgie, so genannten „Tödleins“ oder mit der Speisekarte eines Totenmahls wird die Lehre vom rechten Sterben erstmals in einer Ausstellung in den Kontext der Klöster gerückt.

Neben den Ausstellungen machen aber auch das Musik- und Theaterfestival „Dalheimer Sommer“ sowie der Klosterladen, der Dalheimer Klostermarkt und die Gastronomie im Gewölbekeller einen Besuch im Kloster Dalheim zu einem besonderen Erlebnis.

Informationen über Kloster Dalheim:

Stiftung Kloster Dalheim,  
LWL-Landesmuseum für Klosterkultur  
Am Kloster 9, 33165 Lichtenau,  
Telefon: 05292/9319-0  
E-Mail: [kloster-dalheim@lwl.org](mailto:kloster-dalheim@lwl.org)  
Homepage: [www.kloster-dalheim.de](http://www.kloster-dalheim.de)

<sup>17</sup> Vgl. LANDSCHAFTSVERBAND WESTFALEN-LIPPE, Begleitheft Schau an der schönen Gärten Zier.

## Zwischen gallischem Hahn und preußischem Adler – das Paderborner Land zu Beginn des 19. Jahrhunderts

von Rainer Pöppinghege

„Am Anfang war Napoléon“<sup>1</sup> konstatierte der deutsche Historiker Thomas Nipperdey lapidar, um das enorme und jahrzehntelange Nachwirken des Korsen auf das Nachbarland östlich des Rheins zu beschreiben. Die Landkarte in Europa war gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Folge der nachrevolutionären Koalitionskriege in Bewegung geraten. Gleichzeitig wurden mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 geistliche Besitztümer säkularisiert, was auch das Fürstbistum Paderborn betraf. Nach einem dreijährigen Intermezzo der Preußen ab 1803 trat Napoléon auf den Plan. „Franzosenzeit“ oder „Fremdherrschaft“ wurden sie oft genannt, jene Jahre zwischen 1806 und 1813, in denen das napoleonische Frankreich den Rheinbundstaaten im kurz zuvor zerbrochenen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation seinen Stempel aufdrückte.

Den Menschen jener Zeit war bewusst, dass sich eine gesellschaftliche Dynamik entfaltet hatte, die vom Staat teils flankiert, teils hervorgerufen worden war. Doch gab es auf wirtschaftlichem und technischem Gebiet Fortschritte, denen die spätabolutistischen Staaten recht hilflos gegenüber standen. Ende des 18. Jahrhunderts war die Erosion der ständischen Gesellschaft in vollem Gange, in Frankreich hatte die Revolution bürgerlichen Freiheiten zum Durchbruch verholfen. In Deutschland waren es neben der Säkularisation in den katholischen Gebieten die gesellschaftlichen Reformen unter Hardenberg und Stein in Preußen, die die Voraussetzungen dafür schufen, dass sich die gesellschaftliche und wirtschaftliche Dynamik langsam aber stetig entfalten konnte. Allerorts waren gesellschaftliche Modernisierungsprozesse zu beobachten: zum Beispiel die Herausbildung einer öffentlichen Sphäre, die einsetzende oder zumindest postulierte politische Partizipation breiter Bevölkerungsschichten und die beschleunigte Entwicklung und Globalisierung der Handelsbeziehungen sowie des Waren- und Nachrichtenaustauschs. Für all dies stellten die überforderten deutschen Staaten nur noch unzureichende Rahmenbedingungen zur Verfügung. Deren Politik und Verwaltung waren den Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr gewachsen.

Die turbulenten Jahre der mehrfachen Herrschafts- und Systemwechsel wirkten sich auch und gerade in der Provinz aus. Die großen Gesellschaftsreformen jener Epoche mussten „an der Basis“ kleingearbeitet werden.<sup>2</sup> Zu beobachten ist auch in der hiesigen

<sup>1</sup> NIPPERDEY, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 11.

<sup>2</sup> Um die lokale bzw. regionale Perspektive zu berücksichtigen, wurde für diesen Artikel auf einen neu erschienenen Quellenband zurückgegriffen: GRABE, Wilhelm/ MOORS, Markus (Hg.): Neue Herren – neue Zeiten? Quellen zur Übergangszeit 1802–1816 im Paderborner und Corveyer Land, Paderborn 2006. Der Band enthält 416 Quellen aus vorwiegend kommunalen Archiven der Kreise Höxter und Paderborn. Es fällt auf, dass die Quellen der einzelnen Epochen in den Archiven offenbar unter-

Region, dass der Staat in immer mehr Lebensfelder eingriff. Bürokratische Strukturen eines modernen Verwaltungsstaats hielten Einzug in Paderborner Amtsstuben. Das „platte Land“ wurde inspiziert, vermessen und die wirtschaftlichen bzw. demographischen Verhältnisse penibel dokumentiert.<sup>3</sup> Die Tendenz des gewachsenen Planungsbedürfnisses zeichnete sich bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts ab, doch in all seiner Konsequenz kam es erst nach dem Ende der geistlichen Herrschaft zum Tragen.

Dabei blieb die erste preußische Herrschaft nur Episode. Zu vorläufig erschienen die politischen Verhältnisse in Europa, zu kurz war die Zeit, um spürbar ins Leben der Bevölkerung einzugreifen.<sup>4</sup> Kaum waren die Ansätze der neuen Politik spürbar, stand nämlich der nächste Herrschaftswechsel an. Divisions-General Gobert nahm im November 1806 u. a. die Länder Minden und Paderborn für das napoleonische Frankreich in Besitz.<sup>5</sup> In den sieben Jahren, die das Paderborner und Corveyer Land unter der Herrschaft der Franzosen stand, wurden zahlreiche Reformen auf den verschiedensten Feldern realisiert. Das Königreich Westphalen, dem Paderborn von 1807-1813 angehörte, war einer von mehreren Satellitenstaaten, die Napoléons Herrschaft rechts des Rheins stabilisieren sollten.<sup>6</sup> Aufgrund seines Charakters als „Modellstaat“ mit neu geschaffener Verfassung, rief er auch bei den Deutschen den Wunsch nach mehr Partizipation und liberalen Prinzipien hervor. Der Paderborner Maire Anton Bernhard Meyer beschrieb die Prinzipien einer konstitutionellen Monarchie bei der Vereidigung der Munizipalräte im Jahr 1809: „Die Verfassung unseres Königreichs schien mir immer eine der glücklichsten zu seyn, da ich bei ihr die Souveränität des Monarchen in billigen Schranken gehalten fand.“ Den Regenten betrachtete er nicht als Herrscher, sondern – paternalistisch – als „Vater, welcher den Wunsch aller seiner Kinder wissen und so viel als möglich befriedigen will“.<sup>7</sup>

Ganz so idyllisch gestalteten sich die Reformen in Wirtschaft und Verwaltung sowie im Rechtswesen nicht. *Vieles* blieb Stückwerk – im Ganzen und auch im Paderborner Land. *Vieles* wurde nicht oder nur halbherzig realisiert. *Alles* wurde dem militärischen Machtstre-

schiedlich gut überliefert sind. So sind für die französische Zeit vor allem die Stadtarchive Warburg (Bestand Gehrden) und Paderborn maßgeblich. Der Band ist in vier Kapitel chronologisch unterteilt: von der fürstbischöflichen Zeit über die erste Inbesitznahme durch Preußen und die französische Herrschaft bis zum erneuten Machtantritt Preußens 1813. Die einzelnen Kapitel enthalten neben den Quellen jeweils einleitende Artikel. Zudem ist der Band mit einem Glossar zeitgenössischer Begriffe sowie einem Orts- und Personenregister ausgestattet.

<sup>3</sup> Vgl. die statistischen Notizen über das Hochstift Paderborn v. Juli 1802 von Christian Wilhelm von Dohm, in: GRABE/ MOORS, Neue Herren, S. 54–57, (Quelle Nr. 14).

<sup>4</sup> Auch die Quellen bei GRABE/ MOORS, Neue Herren, zeigen, dass es sich vorwiegend um symbolische Akte handelte, beispielsweise Bittgebete für das preußische Königshaus. Tiefgreifender war die Aufhebung der Klöster und die Tatsache, dass es eine protestantische Obrigkeit mit katholischen Untertanen zu tun hatte.

<sup>5</sup> Öffentliche Bekanntmachung Goberts v. 14. November 1806, in: GRABE/ MOORS, Neue Herren, S. 257f, (Quelle Nr. 144).

<sup>6</sup> Zum Selbstverständnis und zur Begrifflichkeit siehe SEVERIN, Bettina: Modellstaatspolitik im rheinischen Deutschland. Berg, Westfalen und Frankfurt im Vergleich, in: Francia 24/2 (1997), S. 181-203.

<sup>7</sup> Redemanuskript Meyers v. 26. Juli 1809, in: GRABE/ MOORS, Neue Herren, S. 359f, (Quelle Nr. 242).

ben des französischen Kaisers untergeordnet. Die persönliche Freiheit gab es oft nur auf dem Papier – und auch da nur eingeschränkt. Denn eine umfangreiche Pressezensur und ein ebenso weitreichendes Spitzelwesen sprachen dem Prinzip der freien Meinungsäußerung Hohn.<sup>8</sup> Die Bauernbefreiung war vom Grundgedanken her sinnvoll, bedeutete in der Realität aber häufig finanzielle Nachteile und Verschuldung für die Bauern. Die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden war eine der ganz großen Errungenschaften – und wurde von Napoléon bereits nach wenigen Jahren revidiert. So weitsichtig seine militärischen Unternehmungen auch waren, so unzureichend blieb Napoléons Wirtschaftspolitik, die in Form der Kontinentalsperre gegen England ihr Debakel erlebte. Die Konsequenzen lassen sich an deutlichen Einkommensverlusten der hiesigen Bevölkerung ablesen.<sup>9</sup> Auch die Aufhebung der Zünfte und die damit verbundene Gewerbefreiheit konnten sich angesichts der Abschottung des französischen Marktes kaum positiv auswirken. Die Folge waren teilweise drastische Einkommenseinbußen und ein Einbruch bei den Luxusgütern.

Die Gesellschaftsreformen erscheinen lediglich als Mittel zum Zweck. Gerade die Beispiele der neu geschaffenen Modellstaaten verdeutlichen, dass es angesichts der willkürlich gesetzten und häufig revidierten Grenzziehungen mit Rationalitätsprinzipien nicht allzu weit her war. Eine langfristige Konzeption lässt sich jedenfalls nicht erkennen. Und auch andere Reformansätze waren mit Makeln behaftet: Individuelle Freiheit blieb kein Selbstzweck, sondern war immer an die Unterstützung Frankreichs gebunden. Der Wille hierzu wurde allerdings auf eine harte Probe gestellt, denn finanzielle Kontributionen zur Finanzierung fragwürdiger militärischer Kampagnen waren unter den Betroffenen im Paderborner Land und anderen Regionen ebenso verhasst wie die demselben Zweck dienenden Aushebungen von Rekruten. Damit hatte Napoléon den Bogen zweifelsfrei überspannt, so dass es letztlich an Solidarität der Deutschen in den Rheinbundstaaten mangelte. Im Gegenteil: Ihre nationale Mobilisierung richtete sich 1813 gegen jenen Herrscher, den viele noch wenige Jahre zuvor enthusiastisch gefeiert hatten.

### Von der Theorie zur Praxis

Hehre Ansprüche und freiheitliche Ideale zu verkünden ist das eine – sie umzusetzen das andere. Und daran mangelte es dem französischen Reformwerk in Deutschland. Was man den neuen Machthabern zwischen Rhein und Elbe noch am ehesten nachsehen kann, ist ein gewisses organisatorisches Chaos, bis die neuen Reformen griffen. Insgesamt darf man feststellen, dass sich das napoleonische Herrschaftssystem auf die alten deutschen Eliten

<sup>8</sup> Da der Band von GRABE/ MOORS, *Neue Herren*, ausschließlich Quellen mit regionalem Bezug beinhaltet, muss man als Ergänzung für politische Aspekte zurückgreifen auf den Quellenband von ROB, Klaus (Bearb.): *Regierungsakten des Königreichs Westphalen 1807-1813*, München 1992.

<sup>9</sup> Vgl. Schreiben Johann Bernd Röseler an den Lippspringer Kantonsmair v. 15. März 1813, in: GRABE/ MOORS, *Neue Herren*, S. 386f, (Quelle Nr. 268), sowie Schreiben des Paderborner Maires an die Unterpräfektur v. 24. Mai 1811, ebd., S. 409, (Quelle Nr. 297). Zu den negativen Auswirkungen der Kontinentalsperre siehe auch S. 414.

in Justiz und Verwaltung stützen konnte.<sup>10</sup> Gleichwohl war man darum bemüht, die Ausbildung einer loyalen Nachwuchsschicht zu standardisieren und zu professionalisieren. Weder im Epochenwechsel von 1806 noch in den Jahren 1813/15 kann ein personeller Bruch bei den Verwaltungseliten konstatiert werden. Diese Kontinuität lässt sich bei aller Vorsicht auch für die unteren Ebenen bestätigen. Das Personal wurde übernommen, sofern es sich als loyal erwies bzw. zum neuen Herrscher bekannte. Wer sich einer eher schematisch ablaufenden Prüfung hinsichtlich seiner beruflichen Qualifikation und Erfahrung stellte, der hatte gute Aussichten unter den Franzosen weiterbeschäftigt zu werden.<sup>11</sup> Im Distrikt Paderborn wurden nachweislich vormalige Stadtrichter, zum Teil auch Vögte oder Bürgermeister zu Vorsitzenden örtlicher Friedensgerichte der ersten Instanz ernannt.<sup>12</sup> Gleichwohl kam es zu personellen Engpässen. Für ein funktionierendes Rechts- und Verwaltungssystem war man auf qualifiziertes und motiviertes Personal angewiesen – und das sogar in größerer Menge als zuvor, da die neuen Gerichte und Behörden mehr Personal benötigten. Die Friedensrichter in Salzkotten und Neuhaus bemängelten beim Tribunal in Paderborn, dass es ihnen sogar an Gehilfen und Stellvertretern fehle. Im Bedarfsfall musste daher Personal „ausgeliehen“ werden.<sup>13</sup> Als Folge staatlicher Geldknappheit blieb die Bezahlung von Richtern und Justizbeamten mitunter aus. Beispielsweise sahen die Tribunalsrichter aus Paderborn wiederholt Anlass zur Klage. Sie vermuteten – und äußerten dies schriftlich! –, das für ihre Besoldung vorgesehene Geld sei von der Staatskasse anderweitig, nämlich für den Bau von Chausseen verwendet worden.<sup>14</sup>

Zum großen Teil handelte es sich bei den beschriebenen Defiziten um Anlaufschwierigkeiten eines Systems, dem die sieben Jahre zwischen 1806 und 1813 nicht zur vollständigen Etablierung reichten. Hinzu traten jedoch innere Widersprüche, die der napoleonischen Herrschaftspraxis zugeschrieben werden müssen. Nicht ganz zu Unrecht hatten die Bewohner den Eindruck, die ihnen nahe gebrachten Freiheitsideale würden dem machtpolitischen Hegemoniestreben untergeordnet. So wurden die finanziellen Spielräume des Staates enger, je intensiver sich Napoléon bei der Niederschlagung des Aufstands in Spanien und im Krieg gegen Russland engagierte. Aus Pariser Sicht stellten die Rheinbundstaaten kaum mehr als ein Rekrutierungspotenzial für die kaiserliche Armee dar. Die Konstriktionen waren neben der schlechten ökonomischen Lage der Hauptgrund, wenn es gegen Ende der Franzosenzeit vermehrt zu Missmut und mitunter zu Aufständen kam.

<sup>10</sup> Vgl. Schreiben des Paderborner Unterpräfekten von Elverfeld an die Regierung v. 10. Juni 1806, in: GRABE/ MOORS, *Neue Herren*, S. 344, (Quelle Nr. 221).

<sup>11</sup> Staatsarchiv Münster (StAM) Königreich Westphalen A 10 Nr. 54. Im Jahr 1807 mussten sämtliche Funktionsträger aus Justiz und Verwaltung des ehemaligen Fürstbistums Paderborn Fragebögen ausfüllen.

<sup>12</sup> Ernennung der Friedensrichter im Distrikt Paderborn, Schreiben v. 12. März 1808, StAM Königreich Westphalen D2 Nr. 1, Bl. 2.

<sup>13</sup> StAM Königreich Westphalen Fach 10 Nr. 10.

<sup>14</sup> StAM Königreich Westphalen Fach 10 Nr. 44. Auch: StAM Königreich Westphalen D2 Nr. 1, Bl. 93: Am 3. September 1809 klagten mehrere Friedensrichter des Distrikts über rückständige Gehälter.

Immer schwieriger wurde es für die Lokalbehörden, das notwendige Personal für Napoléons Feldzüge aufzubringen. Desertionen waren an der Tagesordnung. Der Kantonsmaire in Gehrden beabsichtigte die jungen Männer zum Eintritt in die Armee zu motivieren, indem er auf den Einsatzort hinwies. Demnach sollten die Konskribierten nicht zur Niederschlagung des Aufstandes in Spanien, sondern allenfalls heimatnah „zur Besetzung und Vertheidigung des Königreichs“ verwendet werden.<sup>15</sup> Offenbar waren die Beamten auf den unteren Ebenen aber nicht in jedem Fall gewillt, die ihnen persönlich bekannten jungen Männer ihrer Gemeinde zur Armee zu schicken. Wiederholte Ermahnungen des Kantonsmaires an den Ortsmaire in Gehrden legen nahe, dass letzter explizit auf seine staatsmännischen Pflichten aufmerksam gemacht werden musste.<sup>16</sup>

### *Neues und altes Denken in der Übergangszeit*

„Welches Volk will unter die willkürliche preußische Herrschaft zurückkehren, wenn es die Wohltaten einer weisen und freiheitlichen Verwaltung genossen hat?“ hatte Napoléon seinem Bruder Jérôme vor dessen Thronbesteigung mehr mahnend als fragend ins Stammbuch geschrieben.<sup>17</sup> Doch allein um Wohltaten auszuschütten war es dem Imperator nicht zu tun. Wenn überhaupt, so waren sie als willkommener Nebeneffekt zu betrachten. Die Übertragung des französischen Rechtssystems sowie weitere gesellschaftspolitische Maßnahmen dienten vielmehr den hegemonialen Ansprüchen des französischen Herrschers und sollten die Rheinbundstaaten homogenisieren bzw. an das kaiserliche Frankreich assimilieren. Diesem Ziel dienten auch die Vereinheitlichungsbestrebungen auf dem Justizsektor. Neu war neben der allgemeinen Rechtsgleichheit die Öffentlichkeit des Verfahrens<sup>18</sup>, ein klar aufgebauter Instanzenzug und klar definierte Zuständigkeiten der Gerichte. Die Modellstaaten wurden dem Machtanspruch nutzbar gemacht, wofür zweifellos ein effizientes Rechtssystem die Voraussetzung bildete. Somit dominierte die Machtfrage über rein rechtsstaatliche Prinzipien. Diese wurden immer wieder der Staatsräson untergeordnet, wenn es beispielsweise um die militärische Absicherung oder die innere Festigung des Staates gegenüber Oppositionellen ging, die so naiv waren, die napoleonischen Verheißungen von Freiheit und Gleichheit für bare Münze zu nehmen. Das liberale Potenzial der französischen Verfassungs- und Gesellschaftsordnung wurde nicht ausgeschöpft. Georges Lefebvre hat dies in seiner großen Napoléon-Biographie richtig gedeutet: „La contradiction s’installait au cœur du système.“<sup>19</sup>

<sup>15</sup> Schreiben an den Ortsmaire in Gehrden v. 29. August 1810, in: GRABE/ MOORS, Neue Herren, S. 431 (Quelle Nr. 317).

<sup>16</sup> Vgl. die Quellen Nr. 316-330.

<sup>17</sup> Napoléons Brief an Jérôme vom 15. November 1807, zitiert nach BERDING, Helmut: Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik im Königreich Westfalen, Göttingen 1973, S. 117.

<sup>18</sup> Ein anschauliches Beispiel für das Verfahren in Strafsachen bietet ZUR NEDDEN Christian: Die Strafrechtspflege im Königreich Westphalen (1807 bis 1813). Dargestellt anhand der Praxis westphälischer Gerichte, Frankfurt a. M. u. a 2003.

<sup>19</sup> LEFEBVRE, Georges: Napoléon, Stuttgart 2003. (Zitiert nach BERDING, Napoleonische, S. 15.)

Zu kurz war die Zeitspanne gewesen, in der die Reformen greifen konnten. Gleichwohl war das, was zwischen 1806 und 1813 beispielsweise auf dem Felde der Justiz passierte nicht ohne Wirkung geblieben – weder im rheinischen Teil, wo das französische Recht bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Jahre 1900 bzw. die Justizverfassung bis 1879 galt, noch in Westfalen, wo die Preußen wieder die Macht übernahmen. Denn selbst preußische Beamte wie der spätere westfälische Oberpräsident Freiherr von Vincke wollten 1815 bei ihrer Rückkehr den Bewohnern die Wiedereinführung des vergleichsweise rückständigen preußischen Allgemeinen Landrechts ersparen. Die Stimmung in Westfalen richtig einschätzend konstatierte Vincke: „[...] als Entschädigung für so manches Unheil von einer im allgemeinen mit Recht verhassten fremden Gesetzgebung hatte man die Beibehaltung des einzelnen doch darin vorhandenen Guten gehofft.“<sup>20</sup> Wenn überhaupt irgendein Element der französischen Herrschaft als bewahrenswert erachtet wurde, dann war dies das Rechtssystem und der Code Napoléon.<sup>21</sup>

Die Bedeutung des zweifellos vorhandenen Modernisierungsprozesses zeigte sich erst Jahre später. Die französischen Rechtsprinzipien verliehen in Deutschland bürgerlich-liberalen Forderungen nach Rechtssicherheit und -gleichheit neuen Schub, der zweifellos von den restaurativen Bestrebungen der Folgejahre einstweilen unterminiert wurde. Doch aus dem öffentlichen Diskurs konnte man die Ansprüche auf Rechtsgleichheit, auf Öffentlichkeit des Verfahrens, auf Stärkung des Laienelements und kollegiale Urteilsfindung nicht mehr eliminieren. Eingelöst wurden sie erst nach der Revolution von 1848, die auf dem Gebiet des Rechtswesens somit alles andere als erfolglos war. In diesem Sinne bewirkte Napoléon in Deutschland die Verstärkung vorhandener Emanzipationsbestrebungen und die zwischenzeitliche Beschleunigung eines auf unterschiedlichen Feldern mit unterschiedlicher Geschwindigkeit ablaufenden Modernisierungsprozesses. Dabei hat er die mit diesem Modernisierungsprozess verbundenen Wünsche nach Partizipation und die damit einher gehende Bedeutung der Massenmobilisierung nicht akzeptiert. Vielmehr stützte er sich auf ein meritokratisches System, das militärische Verdienste ebenso honorierte wie begüterte Steuerzahler.

### Die Sicht der Forschung

Die historische Forschung hat sich lange von der Persönlichkeit Napoléons und seinem militärischen Wirken blenden lassen. Seine zivilen Reformen beispielsweise auf dem Gebiet der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, der Verwaltung und der Justiz kamen erst spät ins Blickfeld. „Reformen“ – mit diesem Begriff verbanden frühere Historikergenerationen weniger den Rheinbund als vielmehr das Wirken des Staatskanzlers Hardenberg

<sup>20</sup> Zitiert nach KOCHENDÖRFFER, Heinrich: Die Berichte des Militär- und Civilgouverneurs in den Provinzen zwischen Weser und Rhein 1813–1816, in: Westfälisches Adelsblatt 7 (1930), S. 91.

<sup>21</sup> Zum Nachwirken des französischen Rechts in den übrigen Rheinbundstaaten siehe SCHUBERT, Werner: Französisches Recht in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Köln/ Wien 1977, S. 602.

und des Freiherrn vom Stein zur selben Zeit in Preußen.<sup>22</sup> Und doch fielen auch die Rheinbundreformen in Deutschland auf fruchtbaren Boden. Einzelne Versuche, die in eine ähnliche Richtung zielten, hatte es in einigen deutschen Staaten bereits zur Zeit des Ancien Régime gegeben. Freilich fehlten damals die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, um die Modernisierungsbestrebungen wirksam werden zu lassen. Das Problembewusstsein war zweifelsfrei vorhanden. Der Freiherr vom Stein betonte 1807 gegenüber seinem „Mit-Reformer“ Hardenberg:

„Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt, jenen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils, jene Anhänglichkeit ans Mechanische zu zerstören, die diese Regierungsform beherrschen. Man muß die Nation daran gewöhnen, ihre eignen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut.“<sup>23</sup>

Diese Grundprinzipien fanden sich auch in den französisch geprägten Rheinbundstaaten. Lediglich beim Tempo gaben sie einen anderen Takt vor, indem sie das Alte rascher und tiefgreifender als in Preußen beseitigten.

## Schlagfertige Studenten

*von Ulrike Claßen*

„Schlagfertig – Studentenverbindungen im Kaiserreich“. Diesen Titel haben Geschichtsstudenten der Universität Paderborn unter der Leitung von PD Dr. Rainer PÖPPINGHEGE und das Westfälische Freilichtmuseum in Detmold für ihre gemeinsame Ausstellung gewählt. Vom 15. August bis zum 31. Oktober 2006 präsentieren die Studenten in der ehemaligen Fasanerie des Freilichtmuseums die Ergebnisse ihrer Recherchen. Die Ausstellung wird sowohl den Alltag in den studentischen Verbindungen als auch deren politische und gesellschaftliche Gedankenwelt thematisieren. Dabei spielt neben dem Selbstbild der Studenten auch der gesellschaftliche Blick auf diese Gruppierungen eine entscheidende Rolle.

In der Darstellung wird der Unterschied zwischen schlagenden und nichtschlagenden Korporationen ebenso deutlich wie die unterschiedlichen weltanschaulichen und konfessionellen Affinitäten. Auf zwei Ebenen wird in der Ausstellung die Anbindung an den aktu-

<sup>22</sup> Als Standardwerk muss immer noch gelten KOSELLECK, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung 1791 bis 1848, Stuttgart 1967.

<sup>23</sup> Stein an Hardenberg, 8. Dezember 1807, in: Freiherr v. Stein: Staatsschriften und politische Briefe, hg. u. eingeleitet v. Hans Thimme, München 1921, S. 39.

ellen geschichtswissenschaftlichen Forschungsstand geleistet: Das angestrebte männliche Idealbild der Studenten wird den tatsächlichen Verhältnissen im Kaiserreich unter Wilhelm II. gegenüber gestellt. Gleichzeitig zeigt die Ausstellung in einem zweiten Schritt auch, wie sich das Streben nach diesem Ideal auf die politisch-nationale Sozialisation der Studenten ausgewirkt hat, insbesondere auf die Kampf- und Opferbereitschaft des akademisch gebildeten Bürgertums. Mit Beispielen zu heute noch aktuellen Traditionen und Riten der Verbindungsstudenten wird schließlich ein Bezug von der Kaiserzeit in die Gegenwart des 21. Jahrhunderts hergestellt.

### Vorankündigung:

## **15. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ zum Thema „Schule in Westfalen – Historische Schlaglichter“ am Samstag, dem 4. November 2006**

### **im Auditorium Maximum der Universität Paderborn**

Das Historische Institut der Universität richtet auch in diesem Jahr unter Federführung von Prof. Dr. Frank Göttmann die traditionelle Regionalgeschichtstagung mit folgendem Programm aus: *Vormittag* (9.00 – 11.30 Uhr): Prof. Dr. Karl HENGST (Theologische Fakultät Paderborn): „Die Jesuiten an frühneuzeitlichen deutschen Universitäten und an der Paderborner Theodoriana“, Dr. Udo STROOP (Bad Driburg): „Die preußische Volksschullehrerausbildung in Westfalen von ihren Anfängen bis zum beginnenden 20. Jahrhundert“. (Mittagspause) *Nachmittag* (12.15 – 14.00 Uhr): Dr. Christoph STURM (Universität Münster): „Schulgeschichte als Regionalgeschichte. Die Elementarschulen der Stadt Münster als Indikator gesellschaftlicher Modernisierung im 19. Jahrhundert“, Dr. Ursula OLSCHIEWSKI (Paderborn): „Das jüdische Landschulwesen im 19. Jahrhundert. Beispiele aus dem östlichen Westfalen“. Im Anschluss an die Vorträge laden die Veranstalter zu einer kostenlosen Exkursion zum Schulmuseum Büren ein, dessen Durchführung ab 15.00 Uhr von Herrn Heinz WÖRDENWEBER am Ort bestritten wird.

*Alle Interessierten sind herzlich eingeladen!*

Kontakt:  
Dr. Michael Ströhmer  
Universität Paderborn  
Tel.: 05251/ 60-3167  
E-mail: [stroehme@zitmail.uni-paderborn.de](mailto:stroehme@zitmail.uni-paderborn.de)

**ANNETTE FISCHER: Paderborn, Paderborn: Bonifatius 2004, 144 S., Abb., 29,90 €**

Paderborn, die unbekannte Stadt. Dieser Eindruck drängt sich häufig im Rest der Republik auf, wenn man Paderborn erwähnt. In der Regel herrscht Ratlosigkeit vor: Dass die Stadt in Deutschland liegt, ist zwar noch bekannt, nicht aber, wo sie zu lokalisieren ist. Kenntnisse zur Geschichte oder den Sehenswürdigkeiten fehlen meist völlig. Dabei ist und war Paderborn nie so unscheinbar, wie aus diesem Sachverhalt zu schließen wäre.

Mit Hilfe des Bildbandes von Annette Fischer kann sich nun derjenige ein Bild von der Stadt machen, der sie noch nicht kennt oder, der sie schon zu kennen glaubt, sein Bild revidieren bzw. ergänzen.

In sieben Kapiteln wird die Geschichte Paderborns chronologisch abgehandelt. Im Gegensatz zu älteren Paderborn-Bildbänden ist das Buch nicht eingeteilt in einen einleitenden Text und einen anschließenden Abbildungsteil, sondern die Abbildungen befinden sich in den einzelnen Kapiteln, so dass der Leser die beschriebene Objekte, wenn auch nicht immer auf der selben Seite, so doch in unmittelbarer Nähe finden kann. So entfällt das lästige Blättern.

Der höchst informative und kenntnisreich geschriebene Text wird durch die sehr ausführlichen Bildbeschreibungen aufs Beste ergänzt. Die Geschichte und Entwicklung der Stadt wird auch immer im überregionalen und europäischen Zusammenhang gesehen. Am Ende des Buches werden die eingemeindeten Ortschaften kurz vorgestellt.

Die für den Informationsbedarf positive Verbindung zwischen Bild und Text hat leider zur Folge, dass ein unruhiges Seitenbild erzeugt wird. Auch die Tatsache, dass oftmals bis zu fünf Abbildungen in unterschiedlicher Größe, die sich teilweise noch überschneiden, auf einer Seite abgedruckt sind, trägt dazu bei.

Daneben hätte man von einem großformatigen Bildband, der ja durchaus mit künstlerischem Anspruch auftritt, an manchen Stellen schärfere Fotos erwartet. Ein Teil der Abbildungen ist weichgezeichnet und wirkt unscharf und verschwommen (besonders auffällig bei den Architektur Fotografien wie z. B. beim Rathaus [S. 46], der Busdorfkirche [S. 23] und der Marktkirche [S. 63]). Bei Bildern mit demselben Motiv kann es zu Abweichung in der Farbgebung kommen. Und auch das rücksichtslose Beschneiden mancher Motive, wie man es aber auch immer häufiger in Bildbänden findet, stört das ästhetische Empfinden. Hier stellt sich die Frage, welche Käufergruppe mit diesem Bildband erreicht werden soll. Der Liebhaber opulenter Kunstbände wird sicherlich enttäuscht sein, derjenige, der sich aber ein umfassendes Bild von Paderborn machen will, wird das Buch schätzen und wird vielleicht angeregt, auf den Spuren der Fotografin zu wandeln und die Objekte, auch jenseits der touristischen Routen, aufzusuchen. Daneben sei es auch denjenigen zu empfehlen, die einen fundierten Überblick über Geschichte und Kunst der Stadt erhalten wollen und nicht die dreibändige Stadtgeschichte wälzen möchten.

Ansgar Köb, Paderborn

**HERMANN-JOSEF SCHMALOR: Die westfälischen Stifts- und Klosterbibliotheken bis zur Säkularisation. Ergebnisse einer Spurensuche hinsichtlich ihrer Bestände und inhaltlichen Ausrichtung (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 44. Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte 6 = Veröffentlichungen zur Geschichte der mitteldeutschen Kirchenprovinz 19), Paderborn: Bonifatius 2005, 360 S. + Karte, 34,80 €**

*Clastrum sine armario quasi castrum sine armamentario* (Geoffroy de Breteuil/St. Barbe-en-Auge [?]) – Wenn ein Kloster ohne Bücher quasi eine Burg ohne Kriegszeug ist, sind Buchbesitz und Bibliothek der klösterlichen Konvente zweifellos zentrale Aspekte der Klosterkultur. Die Geschichte ihrer Bibliotheken kann damit einen zentralen Zugriff eröffnen auf die Geschichte der Ordensgemeinschaften. In Westfalen war sie oft wechsel- und nicht selten mühevoll; und was die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg überstanden hatte, fiel schließlich der Säkularisation im beginnenden 19. Jahrhundert anheim. Die verbliebenen Reste wirken bei weitem nicht so nicht so ansehnlich wie ihre Gegenstücke in Süddeutschland. Um so verdienstvoller ist eine „Spurensuche“, die nicht nur so herausragende Konvente wie Corvey oder Paderborn und so bedeutende Handschriften wie den *Codex argenteus* oder das *Legendarium Bodecensi* zu ihrem Thema macht, sondern darüber hinaus die Vielzahl kleinerer geistlicher Gemeinschaften in Westfalen mit ihren Bücherbeständen.

Aufgenommen sowohl in die Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen wie auch in die Veröffentlichungen zur Geschichte der mitteldeutschen Kirchenprovinz, liegt mit dem anzuzeigenden Veröffentlichung ein Buch vor, das, wie die Reihenherausgeber zum Geleit bemerken, „die drei Bände des Westfälischen Klosterbuches ideal ergänzt“ (S. 2). Hermann-Josef Schmalor, als stellvertretender Direktor und Leiter der Handschriftenabteilung der EAB Paderborn langjähriger Kenner der Materie, hat in seiner als Dissertation an der Theologischen Fakultät Paderborn vorgelegten Untersuchung die Entwicklung der westfälischen Stifts- und Klosterbibliotheken gründlich und umfassend aufgearbeitet.

Seine Arbeit teilt sich in VIII Abschnitte, von denen der sechste und umfangreichste der Darstellung der einzelnen Stifts- und Klosterbibliotheken gewidmet ist. Chronologisch und nach Orden gegliedert stellt dieses Kapitel die Bücherbestände von 37 Ordenshäusern eingehender vor, zu fast 30 sonstigen ist der zumeist geringe Kenntnisstand knapp skizziert. Die abschließenden „Hinweise zu weiteren Stifts- und Klosterbibliotheken“ gelten noch einmal weiteren 34 Konventen. Ausführliche Darstellung erfahren dabei insbesondere die Benediktinerklöster (S. 117–173), unter ihnen besonders die Bibliothek des herausragenden Klosters Corvey (S. 122–139), aber auch die Entwicklung des Buchbestandes im Paderborner Abdinghof (S. 139–156). Umfangreicher werden weiterhin die Augustiner-Chorherren in Böttingen (S. 221–227) und schließlich die Jesuitenbibliotheken in Münster (S. 231–238) und Paderborn (S. 238–245) abgehandelt.

Die drei vorangehenden Kapitel unternehmen eine systematisierende Synthese des Befundes, sind als „thematische Querschnitte“ aber zugleich geeignet, um in das Thema der

mittelalterlichen Bibliothek einzuführen. Dazu widmen sie sich Bibliotheksaufbau, -verwaltung und -benutzung (Kapitel III, mit interessanten Informationen insbesondere zum Bucherwerb durch Kauf, bei dem sich z.B. die Paderborner Klöster nicht auf die lokalen Anbieter verließen, sondern gezielt den ungleich größeren Markt in Frankfurt (Abdinghof) bzw. Köln (Jesuitenkloster) nutzten), Bücherverlusten (IV) und Skriptorien und Buchbindereien (V). Hilfreich besonders für Fachfremde ist auch die Darstellung von Forschungsstand und Quellenlage zur Bibliotheksgeschichte in der Einführung (I), dem Ortsunkundigen bietet das Kapitel zu den Bibliotheken der Klöster und Stifte in Westfalen (II) einen knappen historischen Überblick. Deren „Kataloge und Verzeichnisse“ dann mit dem folgenden, zu den Einzeldarstellungen überleitenden Abschnitt als „wissenschaftliche Zugänge“ anzubieten (V), erscheint allerdings etwas irreführend. Ein entsprechender Einstieg wird hier zwar tatsächlich eröffnet durch die verdienstvolle Zusammenstellung der noch vorhandenen oder in den Akten erwähnten Kataloge, Inventare und sonstigen Bücherverzeichnisse (S. 91–101), die ggf. auch auf Editionen und Literatur verweist. Schon die im Zuge der Säkularisation angefertigten Kataloge aber, bereits von den Zeitgenossen kritisiert, entsprechen natürlich in gar keiner Weise heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen, von den frühneuzeitlichen und mittelalterlichen Verzeichnissen ganz zu schweigen. Durch sie aber – und das ist hier wohl gemeint – erhält die Wissenschaft Zugang zu den verlorenen Bibliotheken.

Neben diesen Verzeichnissen wertet die materialreiche Untersuchung eine Vielfalt archivalischer Quellen sowie die erhaltenen Bestände aus, so dass die ehemalige Bibliotheksausstattung der allermeisten Klöster wenigstens umrisshaft, in einigen Fällen mit 6000 Bänden und mehr auch sehr umfassend erkennbar wird. Sie daraufhin zu prüfen, wie sie „die einzelnen Institute in ihrem Bemühen um die Erfüllung ihrer Aufgaben unterstützt hat“ (S. 103), erweist sich dabei insgesamt als durchaus ergiebiger Ansatz. Zwar kann eine durchgängige Lektüre des Bandes sich kaum des Eindrucks erwehren, dass ein Gutteil der Konvente just jene Bücher bevorratete, die in ihren Bibliotheken zu vermuten wären, doch kann Schmalor auch mit Überraschungen aufwarten: Neben dem allerorten vorhandenen Grundstock – biblische Schriften und Kommentare, Väterliteratur und antike Texte, Hagiographie, ggf. Lehrbücher zum Trivium, Homilien und Predigten sowie kontroverstheologische Traktate – hatten nicht wenige Klöster einen auffallend breit gefächerten Buchbestand (Abdinghof, Attendorn, Böddeckken, evtl. Cappenberg, Korbach, Lemgo, Liesborn), in dem ganz vereinzelt auch volkssprachige Literatur begegnet – so Mandevilles Reisebericht (Ewig) und eine Liederhandschrift (Lemgo). Wo der erkennbare Bestand nichts Bemerkenswertes, sondern im Gegenteil Lücken aufweist, sind jedoch die Grenzen der Methode aufgezeigt. Das Fehlen jeglichen Hinweises auf Predigtliteratur im Jesuitenkloster Münster etwa kann kaum als Indiz für eine entsprechende Ausrichtung eines Konvents interpretiert werden. „Wenn auch die [...] Literatur nicht mehr in der entsprechenden Menge nachweisbar ist, so darf man doch davon ausgehen, dass auch in diesen Bereichen die Bibliothek gut ausgestattet gewesen sein dürfte“ (S. 234). Die sich im übrigen „eher als unprofessionell“ (S. 237) darstellende Jesuitenbibliothek in Münster macht zu-

dem skeptisch gegenüber der Annahme, die etwa auch bei den Dominikanern oder Zisterziensern seitens des Ordens propagierten idealen Bibliotheken könnten einfach auf die Wirklichkeit übertragen werden. Auch die frühen Domstifte haben möglicherweise doch nicht durchgängig so „ähnlich ausgesehen“ (S. 20) wie die von Alkuin gelobte Dombibliothek in York, *illi invenies veterum vestigia patrum* (Versus de Patribus Regibus et Sanctis Euboricensis Ecclesiae, v. 1536). Der dort vorhandene Bücherbestand, aus dem vermutlich auch Liudger Bücher in seine Neugründung Werden brachte (S. 25f.), war zweifelsohne außergewöhnlich und wird von Alkuin gerade deswegen idealtypisch beschrieben – und im fernen Northumbrien doch wohl auch idealisiert. Hier hatte noch um Alkuins Geburt auch eine augenscheinlich recht bescheidene Bischofskirche in Hexham Bewunderung erregt, *neque enim ullam domum aliam citra Alpes montes talem aedificatam audivimus* (Vita Sancti Wilfrithi, c. 22) – sie war mit römischen Steinen erbaut.

Die Beschränkung auf Westfalen hingegen ist zweifellos eine Stärke des Bandes. Eine beiliegende farbige Karte zu den westfälischen Stiften und Klöstern samt ihren Buchbeständen gibt insgesamt zweifelsfreien Aufschluss über seinen Gegenstandsbereich (außerhalb Westfalens und des ehemaligen Landes Lippe werden namentlich Werden (S. 118–122) und das Skriptorium in Helmarshausen (S. 62) ausführlicher behandelt), dessen Begrenzung wird unter Rekurs auf das „Westfälische Klosterbuch“ allerdings eher implizit begründet (S. 6). Was den untersuchten Raum neben der pragmatischen Grenzziehung konstituiert, bleibt offen. Als 'Klosterlandschaft', vielleicht gar konturiert durch eine ‚Bibliothekslandschaft‘, zumindest zeigt er sich eher selten; Beispiele dafür finden sich vornehmlich in den größeren Städten: In Münster erhielt die Dombibliothek nach den Täuferunruhen Bücher aus dem Bielefelder und dem Korbacher Franziskanerkonvent (S. 191) und gab eine ebenfalls anlässlich des Neuaufbaus erlangte humanistische Büchersammlung bald an die Münsteraner Jesuiten weiter (S. 106, 231); die Jesuiten in Paderborn konnten einen anderen Nachlass, die Bibliothek des verstorbenen Fürstbischofs, übernehmen, nachdem der dortige Franziskanerkonvent seine Schenkung ausgeschlagen hatte (S. 192). Vom Franziskanerkloster in Osnabrück kauften die Augustinerchorherren aus Böödeken Handschriften (S. 221). Insgesamt zeichnet sich eine etwaige bibliothekarische Interaktion regional benachbarter Konvente sehr viel undeutlicher ab als etwa vor ihrer Aufhebung bei den Klöstern in den großen südwestdeutschen Zentren Augsburg und Nürnberg. Häufig scheinen im ländlichen Westfalen die Verbindungen doch entlang der Ordensorganisationen zu verlaufen, besonders dann, wenn diese Träger von Erneuerungsbewegungen sind. Die Bursfelder Reform etwa führte, wie die Darstellung zeigt, mit der bemerkenswerten Ausnahme Corveys fast überall zu einer merklichen Veränderung des Bibliotheksbestands; und eine offenbar durch die Reform angeregte und dann von den Pröbsten propagierte literarische Bildung und Tätigkeit der Konventualinnen wie in Herzebrock (S. 169f.) lässt sich zur gleichen Zeit ebenso in den Lüneburger Klöstern Ebstorf und Medingen feststellen. Hier werden freilich die Grenzen des Gebiets und der Ergebnisse der Arbeit erreicht und überschritten. Wie Schmalor nicht verhehlt (S. 268), könnten sich weitere Untersuchungen anschließen – die Grundlagen dafür sind mit seinem Standardwerk gelegt.

Das verdienstvolle Handbuch wird erschlossen durch einen Index der erwähnten Handschriften westfälischer Provenienz (S. 275–281) und ein ausführliches Register über Personen, Orte sowie ausgewählte Sachbegriffe, die zumeist thematische Zugriffe analog den Kapiteln III–V bieten (S. 335–360). Gemeinsam mit der bereits erwähnten Zusammenstellung der Bücherverzeichnisse (S. 91–101), einem Verzeichnis insbesondere über dem Verbleib umfangreicherer Bestände von Druckschriften (S. 260–263) in Kapitel VII sowie einer Bibliographie bietet der Band damit beste Voraussetzungen für eine zukünftige Forschung, die dankbar auf Schmalors grundlegende Arbeit zurück greifen wird.

Andres Laubinger, Newcastle

**BRIGITTE BUBERL (Hg.): Conrad von Soest. Neue Forschungen über den Maler und die Kulturgeschichte der Zeit um 1400 (Dortmunder Mittelalter-Forschungen; Schriften der Conrad-von-Soest-Gesellschaft; Verein zur Förderung der Erforschung der Dortmunder Kulturleistungen im Spätmittelalter, Bd. 1), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2004, 208 S., Abb., 24,00 €**

**THOMAS SCHILP/ BARBARA WELZEL (Hg.): Dortmund und Conrad von Soest im spätmittelalterlichen Europa (Dortmunder Mittelalter-Forschungen; Schriften der Conrad-von-Soest-Gesellschaft; Verein zur Förderung der Erforschung der Dortmunder Kulturleistungen im Spätmittelalter, Bd. 3), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2004, 328 S., Abb., 24,00 €**

Von Conrad von Soest, dem mittelalterlichen Dortmunder Maler, ist nur ein schmales *Cevre* überliefert. Lediglich der Altar in der Bad Wildunger Stadtpfarrkirche, der Marienaltar in der Dortmunder Marienkirche, zwei Tafeln mit der Darstellung der hl. Dorothea und der hl. Odilia im Museum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster sowie eine Tafel mit den Heiligen Paulus und Reinoldus in München sind ihm zuzuordnen. Auch die Nachrichten zu seinem Leben fließen spärlich. So wird 1394 ein Heiratskontrakt zwischen Conrad von Soest und Gertrude von Münster abgefasst, und zwischen 1413 und 1422 nennen die Bruderschaftsbücher von St. Marien und St. Nikolai mehrmals einen „conrad meler“. Dass wir heute dem Maler ein bestimmtes Werk zuordnen können, haben wir der Tatsache zu verdanken, dass er auf dem Marienaltar und dem Niederwildunger Altar seine Signatur hinterlassen hat. Zusätzlich gab es eine heute verdorbene Inschrift auf dem letztgenannten Altar, die besagte, dass *Conradum pictorem de Susato 1403* den Altar vollendet habe.

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wurde man auf die qualitätsvolle Arbeit des Dortmunder Marienaltars aufmerksam, aber erst 1920 wurde dieser Conrad von Soest zugeschrieben. Nach dem Zweiten Weltkrieg und besonders in den 1950er Jahren, wurde das Werk des Künstlers durch Ausstellungen gewürdigt und neue Forschungsergebnisse und -erkenntnisse wurden gewonnen. Allerdings blieb in der Folge eine weitere Beschäftigung mit dem Maler aus. Erst Mitte der 1990er Jahre nahm die Conrad von Soest-Forschung wieder an Fahrt auf. Es er-

schiene zwei Monographien und 2004 wurden die Erträge zweier Tagungen, die 2001 und 2004 stattgefunden hatten, durch die Conrad-von-Soest-Gesellschaft publiziert.

Der von Brigitte Buberl herausgegebene Band versammelt die Beiträge der ersten Tagung. Zwei Aufsätze (Wolfgang Rinke, Annegret Stauffer), die das Thema ergänzen, wurden zusätzlich aufgenommen.

Thomas Schilp arbeitet in seinem Aufsatz anhand des Altarretabels aus der Stiftskirche zur Alten Kapelle in Regensburg (heute Museen der Stadt Regensburg) die religiös-spirituellen Denkformen in der mittelalterlichen Stadt heraus. Jenseitsvorsorge und Erinnerungskultur veranlassten die Bürger, Retabel zu stiften. In diesen Memoria-Kontext stellt er auch die Signaturen des Malers, die dieser in seinen Gemälden versteckte.

Der Memoriagedanke spielte auch bei der Umgestaltung des Altars in der Barockzeit eine Rolle. Wolfgang Rinke sieht die barocke Umformung des Altars im 18. Jahrhundert nicht so sehr in ästhetischen Aspekten begründet (zuvor war die Kirche barockisiert worden), sondern als Ergebnis der Reformation. Das Retabel mit seinem Marienbezug entsprach nicht mehr der protestantischen Frömmigkeit. Durch die Veränderung des Altars bekam dieser eine christozentrische Ausrichtung. Dennoch wollte der Donator, der Bürgermeister Dethmar Wessel Nies, aber vorsichtshalber die Memoriafunktion eines Altars nicht vermissen. Er ließ eine Inschrift auf der Predella und das Familienwappen an das Altargebälk setzen. Hier bewegte er sich also noch in den Bahnen des mittelalterlichen Memoriagedankens.

Rinke, dem auch das Verdienst zukommt, 1991 eine Bibliographie zum Leben und Werk Conrads von Soest veröffentlicht zu haben, setzt diese im Tagungsband fort.

Zwischen 1999 und 2001 wurden der Marienaltar, der Wildunger Passionsaltar, die Odilia- und Dorothea-Tafeln aus Münster, der Marienaltar in Fröndenberg, eine Nikolaustafel aus der Nikolauskapelle in Soest und eine Annentafel aus Essen mittels Infrarotreflektographie von Ingo Sandner untersucht. Dabei wurde bestätigt, was auch schon stilkritische Untersuchungen nahe legten, dass die Nikolaus- und die Annentafel dem Umkreis oder der Werkstatt des Malers zuzuordnen sind. Sandner konnte auch nachvollziehen, welche Zeichengeräte für die Unterzeichnungen benutzt wurden.

Einen Querschnitt aus ihrer 1996 erschienenen Monographie zu Conrad von Soest bietet Brigitte Corley; im Jahr 2000 auch ins Deutsche übersetzt. Es werden nochmals die Thesen des früheren Geburtsdatums, der Pariser Lehrjahre beim Parament-Meister und des künstlerischen Einflusses nach Norddeutschland, Polen und sogar bis England sowie auf die Kölner Malerschule zusammengefasst.

Der Festlegung auf einen Aufenthalt Conrads in einer bestimmten Pariser Werkstatt tritt Barbara Welzel jedoch skeptisch gegenüber. Sie spricht, vorsichtiger formuliert, von einer vermutlichen Reise Conrads in den Westen. Zudem könne ein künstlerischer Austausch zwischen Flandern und Frankreich auch durch andere Künstler und Skizzenbücher erfolgt sein, da ein enges Geflecht zwischen flämischen und französischen Künstlern bestand.

Demgegenüber hebt Uta Hengelhaupt den regionalen Kontext hervor. Ihrer Meinung nach müsse Conrad seine künstlerische Entwicklung nicht unbedingt außerhalb Westfalens erfahren haben. Sie sieht in der um 1340 entstandenen Wehrdener Kreuzigung (heute Wallraf-Richartz-Museum, Köln) und dem Passionsaltar aus der ehemaligen Zisterzienserrinnen-Kirche Netze, italienisch beeinflusste Vorläufer, deren Motivvorlagen das Werk Conrads aufgreife.

Mit den Bildfiguren im Werk Conrads beschäftigt sich Iris Grötecke. Sie untersucht die Historizität der Darstellung, das Verhältnis zwischen Idealität und Realismus.

Der Frage nach dem dokumentarischen Charakter der auf den Bildtafeln abgebildeten Gewebedarstellungen geht Annemarie Stauffer nach. Bei dem Wildunger Altar arbeitete Conrad von Soest mit Versatzstücken, Eindrücken und Skizzen, die er während seiner Gesellenzeit erhalten haben mag, nicht so sehr mit aktuellen Gewebemustern. Anders beim Dortmunder Altar. Hier bestehen die Stoffe nicht aus Einzelementen, sondern sind durchgängig und fließend. Conrad hatte scheinbar reale Vorlagen zur Hand. Allerdings wählt er Muster, die zu dieser Zeit nicht mehr aktuell sind, sondern zwanzig Jahre zuvor beliebt waren. Die Unterschiede sieht Stauffer in den Auftraggebern: hier ein der höfisch-traditionellen Darstellung verpflichtetes Publikum, dort die vermögenden, weltläufigen Kaufleute.

Das lesende Personal auf den Gemälden und der „Lesestoff“ ist Thema des Aufsatzes von Hans-Walter Stork. So liest z. B. auf dem Marienaltar in der Darstellung des Marien-tods ein Apostel in der Buchrolle mit dem *Ordo commendationis animae*, den Sterbebeten der Kirche. Das Motiv der Buchrolle ist erstmals in den Belles Heures de Jean de Berry von 1401 fassbar. In einem Exkurs widmet sich Stork schließlich noch einem realienkundlichen Detail, das jedem Betrachter sofort in der Pflingstszene auf dem Bad Wildunger Altar auffallen wird, nämlich der Brille. Hier bekommt der Leser einen kurzen Überblick über die Geschichte der Lesehilfe und ihre Darstellung in der Kunst.

Kreiste dieser Band hauptsächlich um Conrad von Soest, so greift der von Thomas Schilp und Barbara Welzel herausgegebene dritte Band der Dortmunder Mittelalter-Forschungen weiter aus und steht auch auf einem größeren, interdisziplinären Fundament. Kunsthistorische, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen werden ebenso aufgeworfen wie Fragen zur Stadtgeschichte.

So wird auch folgerichtig der Band mit einem Beitrag von Otto Gerhard Oexle zur Stadtkultur des Mittelalters als Erinnerungskultur eröffnet.

Gabriele Bickendorf wirft einen Blick auf die deutsche Kunst und deutsche Kunstgeschichte zwischen dem 18. und frühen 20. Jahrhundert. Sie erkennt zwischen dem Anspruch einer deutschen Kunstgeschichte und der Beschäftigung mit dem Gegenstand eine große Diskrepanz. Die Kunsthistoriker hätten sich zwar die deutsche Kunst zum Forschungsgegenstand erkoren, um sich dann aber mit der italienischen und niederländischen zu beschäftigen.

Anders die Kunstgeschichtsforschung des 21. Jahrhunderts. Robert Suckale geht der Frage nach, ob wirklich, wie die vorherrschende Lehrmeinung es darstellt, zwischen 1350

und 1400 keine bedeutenden Bildwerke in Köln entstanden. Suckale nimmt bei einigen herausragenden Werken eine Neudatierung vor und konstatiert bei ihnen eine durch frankoflämische Vorbilder erfolgte künstlerische Wende, die über Köln hinaus Einfluss auf die Kunst Deutschlands hatte. Ferner macht er im Falle des Malers Meister Wilhelm von Herle und seines Nachfolgers Hermann Wynrich von Wesel – die zwar in den schriftlichen Quellen genannt werden, denen aber bisher kein Werk zuzuordnen ist – den Vorschlag einer Neuzuschreibung.

Wilfried Ehbrecht stellt die Frage nach der Bedeutung des himmlischen und des realen Jerusalems für die städtische Gesellschaft, während Iris Grötecke anhand des Hochaltars Bertrams von Minden für die Hamburger St. Petri Kirche überprüft, ob sich das Selbstverständnis der städtischen Kirchengemeinde in der Darstellung widerspiegelt und die Bilderzählung auf den städtischen Hintergrund des Publikums eingeht. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Lebenswelt der Betrachter nicht gespiegelt werde, sondern lediglich einzelne Elemente benutzt würden.

Wilfried Reininghaus zeichnet die Wandertätigkeit der Maler und anderer Handwerker im Mittelalter nach und Regina Rössner beschäftigt sich mit den professionellen Reisenden, den Dortmunder Hansekaufleuten in Flandern und England.

Prunk und Pracht am französischen Hof bietet der Aufsatz von Birgit Franke. Beruhend auf der Nikomachischen Ethik des Aristoteles habe das Haus Valois in Frankreich die Tugend der Großartigkeit zelebriert, die Magnifizenz, in deren Folge zahlreiche Schatzkammern und Kunstsammlungen eingerichtet wurden.

Ein Maler, der seine Werke häufig und weit weniger dezent als Conrad von Soest signierte, war Jan van Eyck. Nils Büttner bewertet die Inschrift des berühmten Genter Altars neu. Er hält sie für wenig authentisch. Nach seiner Meinung ist die Inschrift, die als Künstler Hubert (als den Größten) und seinen jüngeren Bruder Jan van Eyck (in der Kunst der Zweite) nennt, über 120 Jahre später angebracht worden, um das Retabel eng mit der Stadt und ihrer Geschichte zu verknüpfen. Als Gründe führt er an, dass man den in Gent wirkenden und auch in der Kirche bestatteten Hubert gegenüber dem in Brügge wirkenden Bruder bewusst herausstellte, um die Bedeutung der Stadt – auch in künstlerischen Angelegenheiten – herauszustreichen. Das angegebene Datum (6. Mai 1432) verweise ebenfalls nicht auf das Entstehungsdatum, sondern auf die Taufe des Sohnes Herzog Philipps des Guten in der Johanneskirche; ein Ereignis, dass die Stadt nochmals auf dem Höhepunkt ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht zeigte, bevor sie in der Bedeutungslosigkeit versank.

Die letzten vier Beiträge des Tagungsbandes nähern sich schließlich wieder Conrad von Soest. Martin Büchsel beschäftigt sich mit Conrad von Soest und den Anfängen der altniederländischen Malerei, während Monika Fehse den Städter Conrad von Soest in den sozialgeschichtlichen Kontext einordnet. Sie zeichnet die Herkunft seiner Frau Gertrud aus Münsterschem Stiftsadel nach und vermutet, dass Conrad aufgrund seines Wohlstandes im Fernhandel tätig gewesen sei.

Mit den Überlegungen zur politischen Stadtkultur des Dortmunder Mittelalters durch Thomas Schilp und der Vorstellung des Marienbildes bei Conrad durch Barbara Welzel schließt der Beitragsband.

Die Abbildungen der beiden Bände sind durchweg von hoher Qualität. Sowohl dem Kunsthistoriker, der sich mit mittelalterlicher Tafelmalerei beschäftigt, als auch dem Historiker, der sich mit der Kultur- und Sozialgeschichte städtischen Lebens beschäftigt, seien diese beiden Bände besonders ans Herz gelegt. Darüber hinaus wird sich aber auch der interessierte Laie von einem großen Teil der Aufsätze angesprochen fühlen. Derjenige, der sich mit Conrad von Soest beschäftigt, kommt sowieso nicht an ihnen vorbei.

Ansgar Köb, Paderborn

**DIETER PFAU/ HEINRICH ULRICH SEIDEL: Nachkriegszeit in Siegen 1945–1949. Flüchtlinge und Vertriebene zwischen Integration und Ablehnung. Ein Quellenband zur Regionalgeschichte, Siegen 2004, 272 S., Abb., 14,50 €**

Jubiläen und Gedenktage bieten sich als willkommene Gelegenheit an, Geschichte einer breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Der „Erinnerungsmarathon“ rund um den 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges ist das beste Beispiel. So kann auch an dieser Stelle ein regionalgeschichtlich bedeutsames Datum zum Ausgangspunkt genommen werden, ein neues Buch vorzustellen: Vor etwas mehr als 60 Jahren – genau gesagt am 24. November 1945 – wurde die Einrichtung des Durchgangslagers für Flüchtlinge und Vertriebene in der Wellersberg-Kaserne bei Siegen beschlossen. Dieses überregional bedeutsame Lager, darüber hinaus aber auch der gesamte Prozess der Aufnahme und beginnenden Integration der Vertriebenen im Altkreis Siegen, stehen im Zentrum eines jüngst von zwei Historikern der dortigen Universität herausgegebenen Buches. In Zusammenarbeit mit einer Gruppe engagierter Studierenden haben sich Dieter Pfau und Heinrich Ulrich Seidel in den vergangenen Jahren in die Archive begeben, dort Zeitungsbestände gesichtet und Fotos gesammelt sowie Zeitzeugen befragt. Das Ergebnis liegt nun in Form eines Quellenbandes vor: Auf 272 Seiten stellen die Autoren über 180 Dokumente und zahlreiche Bilder vor, welche die Integration von Vertriebenen in der Stadt und dem Altkreis Siegen anschaulich wiedergeben. Ausdrücklich wenden sie sich nicht nur an fachwissenschaftliche Kollegen, sondern hoffen, dass ihr Buch „den interessierten Lesern aller Altersgruppen einen Einblick in die frühe Nachkriegszeit im Siegener Raum unter besonderer Berücksichtigung der Flüchtlingsaufnahme bietet“ (S. 16).

Durch seinen Aufbau ist der Quellenband darüber hinaus auch besonders für den Einsatz im Schulunterricht geeignet. Jedem (Unter-)Kapitel ist ein zusammenfassender und erläuternder Einführungstext vorangestellt, in dem bereits konkrete Verweise auf die verschiedenen abgedruckten Quellen enthalten sind. Die studentischen Arbeitsgruppen haben dafür unter anderem Behördenakten, Sitzungsprotokolle und Zeitungsberichte ausgewählt, die von ihnen ausführlich erläutert werden.

Zunächst skizziert Dieter Pfau in einem Kapitel die „Zusammenbruchsgesellschaft der frühen Nachkriegszeit“ und führt so die Leser zurück in die Zeit von Hungerkrisen, Woh-

nungsnot und Entnazifizierung. Vor diesem Hintergrund stellen Jessica Siebeneich und Julia Stäsche das Siegener Hauptdurchgangslager Wellersberg vor. Vor allen in diesem Kapitel profitiert das Buch von seinen zahlreichen Abbildungen. Eine Bilderstrecke mit Aufnahmen des Lippstädter Fotografen Walter Nies, der das Lager im Auftrag der katholischen Kirche im April 1948 besuchte, führt dem Leser des Quellenbandes anschließend den Alltag im Lager buchstäblich „vor Augen“.

Maren Braedt und Daniel Buck widmen sich in ihrem Kapitel der Aufnahme und beginnenden Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen. Sie zeichnen anschaulich den Wandel der Flüchtlingsbetreuung nach und schildern anhand zahlreicher Beispiele die Probleme der Vertriebenen bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung, Möbeln und anderen dringend benötigten Wirtschaftsgütern. In diesem Kapitel findet auch das Verhältnis zu der alteingesessenen Bevölkerung und die durchaus vorhandenen Konflikte breiten Raum.

Eine Besonderheit stellt das fünfte Kapitel dar, verantwortet von Heinrich Ulrich Seidel. Hier werden Auszüge aus neun lebensgeschichtlichen Interviews der studentischen Arbeitsgruppe mit verschiedenen Vertriebenen wiedergegeben. Auf diese Weise werden den Quellen der vorangegangenen Kapitel individuelle Schicksale gegenübergestellt. „Sprachen“ zunächst vor allem die Akten, können hier die Betroffenen selbst zu Wort kommen.

Mit dem Sammelband ist es in beispielhafter Weise gelungen, Ergebnisse aus Hochschul-Seminaren jenseits des vermeintlichen universitären „Elfenbeinturmes“ der interessierten Öffentlichkeit unmittelbar zu präsentieren. Dabei gibt es zwei Gewinner: Die Studierenden erleben das Erfolgserlebnis einer ersten mitverantworteten Veröffentlichung und (nicht nur) die Siegener erhalten eine lesenswerte Dokumentation über dieses spannende Kapitel der unmittelbaren Nachkriegszeit ihrer Stadt.

Der Quellenband kann direkt bei Dieter Pfau bestellt (Email: [pfau@geschichte.uni-siegen.de](mailto:pfau@geschichte.uni-siegen.de)) oder über die Geschichtswerkstatt Siegen (<http://www.geschichtswerkstatt-siegen.de>) bezogen werden.

Gunnar Grüttner, Paderborn

### **Autorenverzeichnis**

ANDRES LAUBINGER, Stipendiat des berufsbezogenen Paderborner MittelalterKollegs „Kloster und Welt im Mittelalter“ am IEMAN, Dissertation zu den ‚43 Gesprächen‘ des Erhart Groß.

PD DR. RAINER PÖPPINGHEGE, seit 1998 Lehrender (Wiss. Ang.) für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: Regionalgeschichte und Kommunikationsgeschichte (insbes. Erster Weltkrieg).

ANDRÉ ROBRECHT, 1998-2005 Lehramtsstudium (Sekundarstufen I/II) mit den Fächern Englisch und Geschichte an der Universität Paderborn. Ab 2006 Referendariat an der Gesamtschule Paderborn-Elsen.

STEFANIE SCHNIETZ, M.A. Studium der mittelalterlichen Geschichte, Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Volkskunde/Europäische Ethnologie an den Universitäten in Münster, Perugia und Bamberg. Z.Zt. Promotionsstudium an der Universität Paderborn.

## Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in

den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 25,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.**  
**c/o Die Sprachwerkstatt GmbH**  
**Stettiner Straße 40–42**  
**33106 Paderborn**

Oder anrufen:

**Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0**

Oder eine E-Mail schicken:

**vfg@die-sprachwerkstatt.de**

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Dr. Michael Ströhmer

(N2.343; Tel. 60-3167)

Prof. Dr. Frank Göttmann

(N 2.329; Tel. 60-2437)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

**www.vfg-paderborn.de**

## Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Osterather Str. 42, 50739 Köln  
Tel. 0221/9561740, Fax 0221/9561741, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

### **Paderborner Historische Forschungen (PHF)**

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

#### N E U

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

#### **Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)**

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

#### **Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte**

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

#### Zuletzt erschienen:

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

#### **Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften**

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.

# PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der  
Universität Paderborn



## **IMPRESSUM**

PHM, vormals Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn  
Nr. 19, 2006, Heft 2.

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.  
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn  
Dr. Margit Naarmann, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut

Redaktion: Dr. Guido Berndt, Giersstraße 30, 33098 Paderborn  
Ulrike Claßen, Aspenstr. 32a, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten  
Dr. des. Stefanie Dick, Detmolder Straße 185c, 33100 Paderborn  
Martin Dröge M.A., Zur Schmiede 35, 33098 Paderborn  
Gunnar Grüttner M.A., Birkenweg 15, 33102 Paderborn  
Manuel Koch, Giersstr. 31, 33098 Paderborn  
Ansgar Köb M.A., Schlesierweg 9, 33104 Paderborn  
Roland Linde, Am Kreuztor 6, 48147 Münster  
Dr. Mareike Menne, Am Kleeberg 14a, 33178 Borcheln  
Dr. Joachim Rüffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest  
Dr. Michael Ströhmer, Faulensieksweg 11a, 33034 Brakel  
Peter Tilly, Lüneburger Str. 32a, 29223 Celle

E-Mail-Adresse: PeterTilly@aol.com  
ISSN: 1437-6660

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

## INHALT

### *Aufsätze*

- BRIGITTE ENGLISCH, Heilige in Paderborn. Neue Thesen zur Christianisierung Westfalens auf der Grundlage der Patrozinienkunde..... 82
- ANDREAS RUPPERT, Wie eine Reise an das Ende der Welt. Deutsche Reisende in Spanien zwischen 1790 und 1814 ..... 101

### *Miszellen*

- GERHARD DÜSTERHAUS, Vor 135 Jahren - Eine Festrede des Paderborner Oberlehrers Werneke zur Feier des Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1871 ..... 118
- WIEBKE ABEL, Historische Museen in Ostwestfalen – ihre Bedeutung für Stadtimage und Stadtidentität..... 125
- GUNNAR GRÜTTNER, Ein Gewitter, das die Welt veränderte. 2009 wird in Deutschland „100 Jahre Jugendherbergen“ gefeiert – ein Jubiläum im Zeichen des „History Marketing“ ..... 132
- THOMAS MIEBACH, Schule in Westfalen – Historische Schlaglichter. Bericht zur 15. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ des Historischen Instituts der Universität Paderborn vom 4. November 2006 ..... 135
- LARS REINKING, Geistliche Fürsten und geistliche Staaten in der Spätphase des Alten Reiches..... 136
- Dr. Friedhelm Golücke Ehrenvorsitzender des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn..... 139
- GOTTFRIED HERMEYER, „Computer.Medizin – Hightech für Gesundheit und Lebensqualität“ – Eine Sonderausstellung des Heinz Nixdorf MuseumsForums vom 25. Oktober 2006 bis 20. Mai 2007 ..... 141

### *Rezensionen* ..... 145

- ROLAND PIEPER, Carl Ferdinand Fabritius (*Köb*) – Goetz/ Jarnut (Hg.): Mediävistik im 21. Jahrhundert (*Reimitz*)

### *Autorenverzeichnis*..... 158

### *Vereinsnachrichten*..... 159

# Heilige in Paderborn.

## Neue Thesen zur Christianisierung Westfalens auf der Grundlage der Patrozinienkunde

von Brigitte Englisch

### 1. Einleitung

Die Christianisierung des westfälischen Raumes und insbesondere Paderborns wird mit unterschiedlichen Ereignissen in Verbindung gebracht. So kommt in unterschiedlichen Wahrscheinlichkeitsabstufungen eine Reihe von Missionsbemühungen auch für diese Region in Frage. Hier ist, geht man in chronologischer Reihenfolge vor, in erster Linie an die Missionsbestrebungen Erzbischofs Kunibert von Köln zu denken, der als Verwalter des Teilreiches Sigiberts III. die Ausbreitung des Christentums östlich des Rheines ins Werk setzte.<sup>1</sup> Zum zweiten wird man sicherlich das segensreiche Wirken und die Missionsreisen des Bonifatius im 8. Jahrhundert als Möglichkeit der Missionierung dieses Raumes in Betracht ziehen müssen.<sup>2</sup> Gemeinhin wird in der Fachliteratur jedoch das kriegerische sowie missionarische Wirken Karls des Großen als Kernpunkt der Verankerung des Christentums nicht zuletzt auch in Paderborn angesehen.<sup>3</sup> Schließlich und endlich bedingt das Aufstreben der Heiligenverehrung auch ein Anwachsen der Reliquienschatze, wofür neben der Translation des heiligen Liborius<sup>4</sup> insbesondere die Reliquiensammlung im Zusammenhang mit dem Dombau durch Bischof Meinwerk im 11. Jahrhundert anzuführen ist.<sup>5</sup>

Um nun die einzelnen Missionsstufen näher einzugrenzen und in Ihrer Bedeutung und Wirksamkeit einschätzen zu können, sind zunächst drei grundlegende Überlegungen anzustellen:

- 1) Welche Heilige resp. welche Reliquien spielen bei der Missionierung Paderborns eine Rolle?

<sup>1</sup> Zu Kunibert von Köln siehe zuletzt MÜLLER, Heribert: Bischof Kunibert von Köln. Staatsmann im Übergang von der Merowinger- zur Karolingerzeit, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 98 (1987), S. 167–205 sowie DERS.: Kunibert von Köln, in: Rheinische Lebensbilder 12, 1991, S. 7–22. Zur Zeit der Merowinger siehe allgemein EWIG, Eugen: Die Merowinger und das Frankenreich, Stuttgart/ Berlin/ Köln 21993.

<sup>2</sup> Zu Bonifatius siehe insbesondere v. PADBERG, Lutz: Wynfrehth-Bonifatius, Wuppertal 1989.

<sup>3</sup> Die Bedeutung Karls des Großen für Paderborn stand im Mittelpunkt einer Ausstellung im Jahr 1999. Siehe auch den Ausstellungskatalog: 799 - Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn, hg. v. Christoph STIEGEMANN und Matthias WEMHOFF, 3 Bde., Mainz 1999.

<sup>4</sup> Zur Translation des heiligen Liborius siehe unten Abschnitt 4.

<sup>5</sup> BALZER, Manfred: Paderborn im frühen Mittelalter (776–1050), in: Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, hg. v. Frank GÖTTMANN, Karl HÜSER und Jörg JARNUT, Bd. 1, Paderborn u. a. 2000, bes. S. 67–108.

- 2) Welche Bedeutung haben sie bei der dauerhaften Verankerung der christlichen Lehre?
- 3) Erlauben die Translationen der gesichert im Untersuchungsraum festzustellenden Reliquien eine chronologische Zuordnung zu den jeweiligen Missionsbestrebungen?

Hierbei ist sicherlich erschwerend festzustellen, dass es für die frühe Zeit weitgehend an eindeutigen schriftlichen Belegen fehlt und wir in der Tat auf die hagiographischen Quellen sowie die Analyse der Patrozinien angewiesen sind. Für die Mission Kuniberts von Köln lassen sich im Wesentlichen nur die christlich fränkischen Gräberfelder entlang der Ruhr als weiterer Beleg heranziehen, wenn man nicht die christlich merowingische Grabplatte in der Pancratiuskirche in Stockum an der Möhne als epigraphisches Monument begreifen will, von der noch zu handeln sein wird.

Mit in diese Betrachtung der Christianisierung muss notwendigerweise einbezogen werden, dass mit jenen Ausbreitungsbestrebungen realpolitische Ambitionen einhergingen; dies ist bei den Zügen Karls des Großen evident, lässt sich aber auch durchaus bei der politischen Lage im Teilreich Sigiberts III. und seinen austrasischen Großen ohne weiteres belegen. Gleiches gilt in ähnlicher Weise für die Missionsreisen des heiligen Bonifatius, der nicht nur mit päpstlichem Segen, sondern auch mit der Unterstützung Karl Martells die östlich des Reiches gelegenen Gebiete missionierte sowie eine funktionierende Kirchenstruktur organisierte und damit politische Machtausübung ermöglichte.<sup>6</sup> Für Paderborn ist diese Verknüpfung sogar noch nachhaltiger zu belegen; von hier aus wird das eroberte Sachsenreich in Missionssprengel eingeteilt<sup>7</sup>, von hier aus parallel zur kirchlichen auch eine politische Verwaltungsstruktur ins Leben gerufen. Anders als in den weiter östlich gelegenen Regionen war es hier, zumindest nach dem bisherigen Kenntnisstand, aber ein direkter herrschaftlicher Akt, der zur Einrichtung von Zentren des christlichen Bekenntnisses führte, nicht etwa ein oder mehrere Missionare, die diesbezüglich wirkten. Zu fragen ist folglich, ob wir es im Hinblick auf Paderborn wirklich mit einer im Vergleich zu den übrigen Regionen östlich des Rheines generell anderen Situation zu tun haben, ob also die Interventionen Karls des Großen einen begründenden Charakter haben, oder aber, ob sich auch für Ostwestfalen eine ähnliche Grundsituation der Christianisierung annehmen lässt, die durch die tief greifende Neuordnung Karls des Großen verdeckt wurde und nur in einigen Patrozinien fortlebt.

Es soll daher im Folgenden versucht werden, anhand der zeitlichen Einordnung der historischen Spuren der Heiligen, der Begründung von Patrozinien und der Reliquientranslationen, diese den einzelnen Missionsschüben zuzuordnen und daraus ein neues, differenzierteres Bild der Christianisierung des Paderborner Raumes zu ermöglichen. Hierbei muss natürlich aus der Vielzahl der Paderborner Reliquienschatze eine gezielte

<sup>6</sup> SEMMLER, Josef: Bonifatius, in: LexMA 2, Sp. 417–420.

<sup>7</sup> BALZER, Paderborn, S. 14, hebt hervor, dass der Platz an der Lippequelle bei seinen ersten Erwähnungen oft als Versammlungsort bezeichnet wird.

Auswahl getroffen werden, die sich nach den genannten Kriterien historisch genauer fassen lassen. D. h., die Ausführungen nehmen ihren Ausgang nicht von der Translation des heiligen Liborius, die gemeinhin als eigentlicher Beginn der christlichen Tradition Paderborns angesehen wird.<sup>8</sup> Diese markiert vielmehr den Endpunkt der hier thematisierten Entwicklung, wobei aber bereits jetzt darauf hingewiesen sei, dass die Begleitumstände sowie die in diesen Zusammenhang überlieferten Informationen von besonderer Bedeutung sind, was die früheren Missionen angeht.

Die nachfolgenden Ausführungen werden folglich drei Aspekte berücksichtigen müssen. Zunächst wird, gewissermaßen in Form einer Bestandsaufnahme, nach Indizien für die frühmittelalterliche Christianisierung Westfalens geforscht werden müssen. Dies schließt die Betrachtung der archäologischen Befunde ebenso mit ein, wie die Analyse der schriftlichen Überlieferungen, die von den ersten Missionsbestrebungen berichten. In einem zweiten Schritt wird dann von den ältesten bekannten Patrozinien Paderborns, etwa bis zu den Interventionen Karls des Großen zu handeln sein, die nicht nur Aufschluss über weit zurückreichende Verehrungsstrukturen, sondern auch über die unterschiedlichen Formen und Stufen der Christianisierung dieses Raumes geben. Zuletzt wird vor diesem Hintergrund die Übertragung der Liborius-Reliquien zu betrachten sein, die in diesem Kontext möglicherweise, zumindest, was die bewusste Wahl dieses Heiligen angeht, neue Folgerungen und Bewertungen ermöglichen wird.

## 2. Die Christianisierung Westfalens bis zum Ende des 8. Jahrhunderts

Eindeutig erwiesen scheint die Besiedelung des Paderborner Raumes vor der schriftlichen Überlieferung, die im Wesentlichen erst mit Karl dem Großen einsetzt. Hiervon zeugen bereits die auf älteste Traditionen deutenden Siedlungsnamen wie Sulithe, Balhornon und Padarbrunnon, aber auch die Orte auf die Endung *-husun*, die auf das 7. Jahrhundert verweisen, wie Nyenhus (Neuhaus) oder Holthusen.<sup>9</sup> Dies geht konform mit den Ausführungen des Poeta Saxo aus dem 9. Jahrhundert, der beschreibt, dass im Jahr 777 dort, wo zu seinen Lebzeiten ein berühmter Bischofssitz ist, nur ein Dorf war.<sup>10</sup> Die Frage, die sich hieran knüpft, ist, ob es sich hierbei ausschließlich um eine heidnische Bevölkerung handelt, oder ob nicht bereits vor Karl dem Großen die christliche Mission in dieser Region Fuß fassen konnte.

<sup>8</sup> Siehe hierzu *Translatio S. Liborii*, hg. v. Georg Heinrich PERTZ, MGH SS IV, Hannover 1841, S. 149–157; *Translatio s. Liborii*, in: DE VRY, Volker: *Liborius. Brückenbauer Europas. Die mittelalterlichen Viten und Translationsberichte. Mit einem Anhang der Manuscripta Liboriana*, Paderborn u. a. 1997, S. 187–221; COHAUSZ, Alfred: *Erconrads Translatio S. Liborii. Eine wiederentdeckte Geschichtsquelle der Karolingerzeit und die schon bekannten Übertragungsberichte, mit einer Einführung, Erläuterung und deutschen Übersetzung des Erconrad*, Paderborn 1966.

<sup>9</sup> BALZER, Paderborn, S. 7.

<sup>10</sup> BALZER, Paderborn, S. 4; *Poeta Saxum, Annalium de Gestis Caroli magni imperatoris*, hg. v. Paul VON WINTERFELD, MGH Poetae latini IV, 1, Berlin 1899, S. 1–71, hier V. 329–336, S. 15.

Tatsächlich finden wir in den schriftlichen Quellen Berichte über eine Missionierung östlich der Rheingrenze schon in der Merowingerzeit. So berichtet Beda Venerabilis im frühen 8. Jahrhundert von den beiden Ewalden<sup>11</sup>, die von Köln aus an Lippe und Ruhr missionierten und die dann vermutlich bei Dortmund das Martyrium erlitten.<sup>12</sup> Ihre Leichname wurden in einen Fluss, vermutlich die Ruhr, geworfen und trieben dann, will man Beda Glauben schenken, nach der Mündung dieses Flusses in den Rhein gegen die Strömung nach Köln. Von demselben Autor haben wir auch Kunde vom heiligen Suitberth<sup>13</sup>, der sich im späten 7. Jahrhundert der Mission der Brukerer an Lippe und Ruhr widmete, die allerdings, wohl aufgrund des fehlenden herrschaftlichen Schutzes, misslang. Jedoch war sein Ende etwas glimpflicher als das der beiden Ewalde; er erhielt nach seiner Rückkehr von Pippin II. eine Rheininsel „in litore“, das heutige Kaiserswerth, geschenkt, wo er ca. 695 ein Kloster errichtete.<sup>14</sup> Eingebunden sind diese Aktionen in die Missionsbestrebungen des Bischofs Kunibert von Köln (590–663), die möglicherweise in der von ihm erbauten resp. vergrößerten Clemenskirche zu Köln ihr Zentrum hatten.<sup>15</sup> Mit seiner Initiative sind die ersten Versuche verknüpft, den Sachsen das Christentum nahe zu bringen.<sup>16</sup> Als seine Leistung ist es anzusehen, Köln in das Frankenreich integriert und die Christianisierung fränkisch-columbanischer Prägung durch die Utrechter Bekehrungsversuche wie die Erwerbung von Soest vorangetrieben zu haben.<sup>17</sup> Tatsächlich gehörte, vermutlich zurückgehend auf diese frühe Christianisierungsstufe, Soest zum Erzbistum Köln.<sup>18</sup> Dass zumindest die Sachsenmission der beiden Ewalde in diesem Umfeld der

<sup>11</sup> Beda Venerabilis, *Historia ecclesiastica gentis anglorum*/ Kirchengeschichte des englischen Volkes, hg. und übers. v. Günter SPITZBART, Darmstadt 21997, 5, 10, S. 456–461.; siehe dazu auch GOETZ, Hans-Werner: Das Ruhrgebiet im frühen Mittelalter, in: *Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark* 86 (1988), S. 7–36, hier S. 11, sowie SCHREIBER, Georg: Iroschottische und angelsächsische Wanderkulte in Westfalen mit Ausblicken auf den gesamtdeutschen Raum, in: *Westfalia Sacra* 2, 1950, S. 1–132, hier S. 51ff., sowie RADEMACHER, Heinrich: Die Anfänge der Sachsenmission südlich der Lippe, in: *Westfalia Sacra* 2, 1950, S. 133–186, hier S. 144ff.

<sup>12</sup> Beda, H. E. 5, 10, ed. SPITZBART, S. 458: „Qui cum cogniti essent a barbaris, quod essent alterius religionis [...] suspecti sunt habiti [...]. Itaque rapuerunt eos subito et intemerunt, Albzm quidem Heuualdum ueloci occisione gladii, Nigellum autem longo suppliciorum cruciatu [...]; quo interemtis in Hreno proiecerunt. [...] Nam cum peremta eorum corpora amni, ut diximus, a paganis essent iniecta, contigit, ut haec contra fluii decurrentis per XL fere milia passum ad ea loca, ubi illorum erant socii, transferruntur.“

<sup>13</sup> Beda, H. E. 5, 11, ed. SPITZBART, S. 460; siehe dazu auch RADEMACHER, Sachsenmission, S. 142ff.

<sup>14</sup> SCHIPPERGES, Stefan: Suidbert (Suidbercht, Swidbert), in: *LexMA* 8, Sp. 298.

<sup>15</sup> MÜLLER, Heribert: Kunibert, Bischof von Köln, in: *LexMA* 5, Sp. 1570.

<sup>16</sup> MÜLLER, Kunibert von Köln. Staatsmann, bes. S. 184ff.

<sup>17</sup> MÜLLER, Kunibert von Köln. Staatsmann, S. 186f. und S. 195f.

<sup>18</sup> MELZER, Walter: Die Stadt Soest - Eine erfolgreiche Stadtkarriere, in: *Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst*, Stuttgart 2000, S. 12–23, hier S. 13–14. Die Zuordnung stützt sich auf eine von Erzbischof Anno II. von Köln gefälschte Urkunde aus dem Jahre 1074, in der die Schenkung Soests an Erzbischof Kunibert von Köln durch König Dagobert I. im Jahr 639 erwähnt wird. Zur Bewertung derselben siehe ISENBERG, Gabriele: Neue Erkenntnisse zur Frühgeschichte Soests, in: *Westfalen* 70 (1992), S. 194–210, hier S. 208, die hinsichtlich der frühen Besiedlung jedoch weitaus vorsichtiger ar-

Bestrebungen Kuniberts um Erweiterung des Kölner Einflussbereiches gesehen werden sollte, lässt die Überführung ihrer Gebeine 693 in Kuniberts Grabeskirche durch Pippin den Mittleren als folgerichtig erscheinen.<sup>19</sup>

Diese bereits im 7. Jahrhundert einsetzende Christianisierung östlich der Rheingrenze bis nach Westfalen lässt sich auch innerhalb der Frühgeschichtsforschung belegen.<sup>20</sup> So zeigt sich in der Zeit, in der sich die Bestattungsformen allmählich von Nord-Süd zu West-Ost Gräbern wandelten<sup>21</sup>, also sich die Christianisierung dieses Raumes vermutlich konsolidierte<sup>22</sup>, bezüglich der Gräberfelder ein durchaus kongruenter Effekt. In einer ersten Stufe werden nur die linksrheinischen Gräberfelder der Frühzeit, vermutlich aufgrund einer Verlagerung der Bestattungsorte zu den Kirchen hin, aufgegeben.<sup>23</sup> Diese Tendenz setzte sich möglicherweise noch in dieser Zeitspanne in das rechtsrheinische Gebiet und das Ruhrgebiet fort.<sup>24</sup> Aufschlussreich ist ferner, dass die Bestattungssitten des 7./8. Jahrhunderts auf eine wechselvolle Entwicklung unterschiedlicher, fränkischer, sächsischer und z. T. auch friesischer Machtsphären mit wechselnder, heidnischer wie christlicher Ausrichtung in Westfalen hindeuten, die mit den Ereignissen während der Mission dieses Territoriums korrespondiert.<sup>25</sup> Indizien hierzu liefern die Gräberfelder aus Dortmund, Fürstenberg (Stadt Wünnenberg) und auch aus Paderborn selbst, die allesamt eine Beeinflussung durch christliches Gedankengut parallel zu heidnischen Bestattungsformen erkennen lassen. So weist die Belegung des sächsischen Friedhofs in Paderborn südlich der Benhauser Straße zwar auch Pferdebestattungen auf, endet aber mit einem christlich orientierten Frauengrab.<sup>26</sup> Ähnlich ist der Befund auch in der Nekropole in Fürstenberg, die schon vor den Sachsenkriegen Karls des Großen eindeutig christliche Gräber aufweist;

gumentiert als Melzer; jedoch bringt auch sie die Überlegung auf, ob nicht der Kölner Erzbischof der Salinenherr in Soest gewesen sein könne. Zur Kunibert-Schenkung siehe ferner OEDIGER, Friedrich Wilhelm: Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 1 (313–1099), Bonn 1954, nr. 35, S. 21 und nr. 1039, S. 310, sowie von WINTERFELD, Luise: Die älteste Soester Stadturkunde und andere verdächtige Urkunden des Patroklistiftes in Soest, in: Westfälische Zeitschrift 87 (1930), Abt. 1, S. 81–113 und 89, 1932, Abt. 1, S. 173–240.

<sup>19</sup> Zu diesem Urteil gelangte bereits MÜLLER, Kunibert von Köln. Staatsmann, S. 187.

<sup>20</sup> WAND, Gabriele: Studien zu den Bestattungssitten in den nordöstlichen Randgebieten des Merowingerreiches, 3 Bde, Bochum 1983 (zugl. Diss. Bochum 1980), bes. S. 26–27, S. 162–169 sowie die Karten 1–4.

<sup>21</sup> WAND, Bestattungssitten, S. 26f.

<sup>22</sup> Zwar weist WAND, Bestattungssitten, S. 168, darauf hin, dass dieses Kriterium nicht allein als Indiz für eine Christianisierung angesehen werden kann. Angesichts der z. T. christlichen Grabbeigaben, die Winkelmann, Wilhelm: Frühgeschichte und Frühmittelalter, in: Westfälische Geschichte, Bd. 1, hrsg. v. Wilhelm KOHL, Düsseldorf 1983, S. 188–229, hier S. 221ff., erwähnt, scheinen aber m. E. eine Reihe von Indizien für eine derart zum Ausdruck kommende christliche Bestattungsform zu sprechen.

<sup>23</sup> WAND, Bestattungssitten, S. 147.

<sup>24</sup> WAND, Bestattungssitten, S. 148–150. Die Autorin weist aber darauf hin, dass Gräberfelder der vorherigen Zeitgruppe, die in Benutzung bleiben, sich überwiegend rechts des Rheines befinden, was m. E. auf eine sich nur allmählich durchsetzende Christianisierung hindeutet.

<sup>25</sup> WAND, Bestattungssitten, S. 166–168.

<sup>26</sup> BALZER, Paderborn, S. 7.

andererseits finden sich dort auch noch karolingerzeitliche Pferdebestattungen, die nur im heidnischen Umfeld denkbar sind.<sup>27</sup> Und auch der Friedhof in Dortmund-Wickede enthält – trotz Nord-Süd-Ausrichtung – ein christliches Grab (Nr. 10) vermutlich des späten 7. Jahrhunderts mit eingeritzten Kreuzzeichen.<sup>28</sup> Parallel dazu ergab die Auswertung der merowingerzeitlichen Fundstellen im Gebiet des Niederrheins ein Ausgreifen der Franken auf die rechte Rheinseite bereits vor der Sachsenmission Karls des Großen.<sup>29</sup>

### 3. Pancratius und Salvator - die ältesten Paderborner Patrozinien

Es stellt sich mithin die Frage, ob eine solche merowingerzeitliche Mission auch Paderborns sich in den Patrozinien widerspiegeln könnte. Ein Indiz, dass schon vor 799 eine mehrschichtige christliche Tradition existierte, liefert der Translationsbericht des heiligen Liborius, von dem nachfolgend noch näher zu handeln sein wird; dort wird berichtet, dass die vom Papst 799 unter dem Patrozinium des Protmartyrers Stephanus geweihte Kirche mehrere Vorgängerbauten besessen habe, deren Zerstörung der Bericht über die Translation des heiligen Liborius auf die „Untreue und den Haß“ der Einwohner zurückführt.<sup>30</sup>

Tatsächlich besitzt Paderborn zwei sehr alte Patrozinien, die an eine Kulttradition schon seit merowingischer Zeit denken lassen: Salvator und Pancratius, dem die Marktkirche, die *ecclesia forensis* geweiht war<sup>31</sup>, die bis in das 18. Jahrhundert bestand. Über ihr faktisches Alter ist wenig bekannt; wir wissen lediglich, dass Bischof Meinwerk von Paderborn (1009–1036) Kirchborchen von ihr abpfarrte.<sup>32</sup> Bereits Balzer wies darauf hin, dass trotz ihrer ersten Erwähnung im 11. Jahrhundert nicht darauf geschlossen werden kann, wie lange es diese Kirche bereits gab.<sup>33</sup> Zudem sollte bedacht werden, und dies gilt sowohl für die Paderborner Kirchen als auch für die erwähnten weiteren Pancratiusgründungen, dass die ersten Bauten aus Holz errichtet worden sein dürften, so dass für die meisten Kirchen aus Stein ein Vorgängerbau anzunehmen ist. Bemerkenswert ist dabei, dass Pancratius noch im 11. Jahrhundert im Dom eine besondere Verehrung erfuhr; so finden sich Reliquien dieses Heiligen sowohl in dem der Muttergottes geweihten Hochaltar als auch in einem dem heiligen Liborius geweihten Nebenaltar, der seinerseits noch keine Aufnahme

<sup>27</sup> SIEGMUND, Frank: Frühmittelalterliche Gräberfelder in Ostwestfalen, in: Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 1, S. 256–262, hier S. 256.

<sup>28</sup> BRINK-KLOKE, Henriette: Ein Dorffriedhof des 6.–10. Jahrhunderts in Dortmund Wickede, in: Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 1, S. 273–277, hier S. 276.

<sup>29</sup> SIEGMUND, Frank: Fränkische Funde vom deutschen Niederrhein und der nördlichen Kölner Bucht, Köln 1989 (zugl. Diss. Köln 1989), S. 5ff.

<sup>30</sup> Translatio S. Liborii, c. 4 (ed. Pertz, S. 50); BALZER, Paderborn, S. 9.

<sup>31</sup> Siehe hierzu die Darstellung der mittelalterlichen Stadt bei BALZER, Paderborn, S. 116.

<sup>32</sup> ILSCH, Peter/ KÖSTERS, Christoph: Die Patrozinien Westfalens von den Anfängen bis zum Ende des Alten Reiches, Münster 1992, S. 566.

<sup>33</sup> BALZER, Paderborn, S. 59.

in den Hochaltar gefunden hatte.<sup>34</sup> Der heilige Pancratius dürfte damit für das frühe Paderborn von besonderer Bedeutung gewesen zu sein.

### 3.1 Die erste Mission Westfalens unter dem Schutz des Heiligen Pancratius im 7. Jahrhundert

Die Verehrung des Pancratius erscheint als ein sehr altes Patrozinium, welches unmittelbar in die Merowingerzeit verweist. Die größte Popularität genießt Pancratius heute noch als einer der Eisheiligen, im frühen Mittelalter galt er, vermutlich aufgrund der in seiner Vita dokumentierten Glaubensfestigkeit, als einer der Heiligen, unter denen die Mission bislang heidnischer Gebiete vollzogen wurde. Dies manifestiert sich insbesondere durch eine Reihe von Reliquien-Verschickungen durch unterschiedliche Päpste. Neben der Übersendung einer Pancratius-Reliquie nach Marseille durch Papst Pelagius II. (579–590)<sup>35</sup> sind besonders die diesbezüglichen Aktivitäten Papst Gregors des Großen von Bedeutung, auf die die Verbreitung der Pancratiusverehrung vielfach zurückzuführen ist. Am 5. Oktober 591 übermittelte er mit einem überlieferten Begleitschreiben eine Reliquie nach Messina, da dort eine Basilika diesem Heiligen zusammen mit Stephanus und Euplius geweiht werden sollte.<sup>36</sup> Es folgten die Reliquiensendungen 596 nach Saintes<sup>37</sup>, 599 nach Neapel<sup>38</sup>, 599 nach Mailand<sup>39</sup> und 599 nach Marsala.<sup>40</sup> Hinzu tritt eine vergleichbare Initiative Papst Vitalians, der König Oswiu im Jahre 655 ebenfalls Reliquien des Pancratius übereignete.<sup>41</sup> Gemeinsam sind diesen Aktionen zwei Sachverhalte:

- 1) dass in den Orten der Reliquienübersendungen entweder das christliche Bekenntnis gefährdet war oder aber neu missioniert werden sollte und

<sup>34</sup> Westfälisches Urkundenbuch, Suppl., ed. Wilhelm DIEKAMP, Münster 1985, nr. 570, S. 91.

<sup>35</sup> DROBNER, Hubertus R.: Der heilige Pankratius. Leben, Legende und Verehrung, Paderborn 1988, S. 30.

<sup>36</sup> Gregorii I Papae registrum epistolarum, ed. L. HARTMANN/P. EWALD, MGH Ep. I, Berlin 1957, nr. II, 8, S. 107/108: „[...] intra civitatem Messanensem basilicam se pro sua devotione fundasse, quam in honore sanctorum Stephani et Pancrati et Eupli desiderat consecrari.“

<sup>37</sup> Greg. ep., MGH Ep. I, nr. VI, 48, S. 422/423: „[...] ecclesiam in honorem beati Petri et Pauli apostolorum nec non Laurentii atque Pancratii martyrum construxisse [...].“

<sup>38</sup> Greg. ep., MGH Ep. II, nr. IX, 165, S. 164: „[...] locum ipsum in honore sanctorum Hermae, Sebastiani, Cyriaci atque Pancratii sollempniter studeat [...].“

<sup>39</sup> Greg. ep., MGH Ep. II, nr. IX, 183, S. 176: „[...] ut reliquias beati Pauli apostoli, sed et beatorum Iohannis et Pancratii per eum ad vos dirigere deberemus.“

<sup>40</sup> Greg. ep., MGH Ep. II, nr. IX, 233, S. 228: „[...] quod in honore beati Petri principis apostolorum atque sanctorum martyrum Christi Laurentii, Ermetis, Pancratii, Sebastiani et Agnes desiderat consecrari.“ Zu diesen Translationen siehe ferner DROBNER, heilige Pankratius, sowie HOLTkamp, Michael: Die Patrozinienkunde als methodische Grundlage der Pfarrgeschichtsforschung am Beispiel der Pankratiusgemeinde in Oberhausen-Osterfeld, in: Ursprünge und Entwicklungen der Stadt Oberhausen. Quellen und Forschungen zu ihrer Geschichte 2 (1992), S. 35–86, hier S. 49ff.

<sup>41</sup> Beda, H. E. III, 29, S. 306: „[...] et beneficia sanctorum, hoc est reliquias beatorum apostolorum Petri et Pauli et sanctorum martyrum Laurentii, Iohannis et Pauli, et Gregorii atque Pancratii eis fecimus dari [...].“

- 2) dass sich diese intensivierte Aufmerksamkeit insbesondere für das späte 6. und 7. Jahrhundert nachweisen lässt, während seine Bedeutung im 8. Jahrhundert rapide nachließ.<sup>42</sup>

Diese Vermutung erhält ihre Begründung wohl durch das Faktum, dass St. Pancratius in Canterbury als die erste christliche Kirche bzw. sogar erster Metropolitansitz in diesem Land nach der Bekehrung der Angelsachsen durch Augustin gilt.<sup>43</sup>

Diese Eigenschaft des Pancratius als Bewahrer des Glaubens zu fungieren, erfährt besonders durch seine Vita<sup>44</sup> eine Begründung. Pancratius, einziger Sohn eines vornehmen Ehepaares aus Phrygien, ging mit dem Wunsch, Christ zu werden, im Alter von 14 Jahren in das Haus des Papstes Caius, der sich dort vor der Christenverfolgung verborgen hatte. Durch ihn wurde Pancratius nach 20 Tagen Unterweisung die Taufe gespendet. Das Sakrament habe ihn mit heiliger Begeisterung erfüllt; er hätte sich daraufhin im Bedürfnis, seinen Glauben zu bekennen, selbst seinen Verfolgern ausgeliefert. Pancratius wurde aufgrund seiner vornehmen Herkunft vor Diokletian geführt. Der Kaiser habe vergeblich versucht, ihn durch Versprechen von Ruhm und Reichtum von seinem Glauben abzubringen; stattdessen habe Pancratius Schmähungen über die heidnischen Götter geäußert. Daraufhin wurde er an der Via Aurelia enthauptet; sein Leichnam sei von einer Frau namens Octavilla geborgen und am 12. Mai in einem Grab bestattet worden.

Analysiert man diesen Vitenbericht, so wird deutlich, welche Eigenschaften Pancratius als Schutzherr der Verbreitung des christlichen Glaubens auswiesen. Dies gilt nicht nur, weil er durch seine Standhaftigkeit selbst angesichts des Martyriums über den mächtigen heidnischen Herrscher gesiegt hatte<sup>45</sup>; es ist insbesondere die herausgehobene Bedeutung des Sakramentes der Taufe, das sich durch die gesamte Erzählung zieht. So erfährt der Glaube des Pancratius durch dieses Sakrament eine nachhaltige Intensivierung; es rüstet ihn nicht nur dahingehend, selbst von seinem Glauben in den gefährlichen Zeiten der

<sup>42</sup> Diese Überlegung findet sich bereits bei DROBNER, Hubertus R.: Pankratius, in: BBKL, Bd. 23, 2004, Sp. 1039–1058, leicht zugänglich unter <http://www.Bautz.de/bbkl/p/pankratius.shtml>.

<sup>43</sup> Vies des Saints et des Bienheureux selon l'ordre du calendrier avec l'histoire des fetes, par les RR. PP. Bénédictins des Paris, Bd. 5, Paris 1947, S. 239; HUISMAN, Alida Zwaantina: Die Verehrung des Heiligen Pancratius in West- und Mitteleuropa, Haarlem 1938, S. 39f; BROOKS, N. P.: Canterbury, in: LexMA 2; Sp. 1448, verweist auf die Begründung Canterburys als erstem Metropolitansitz in England durch König Aethelwald von Kent, der Augustinus eine Kirche und eine Bischofsresidenz zuerkannt habe. Gewährsmann hierfür ist Beda, H. E. I, 26. (SPITZBART, S. 294–299).

<sup>44</sup> Dies betrifft nicht allein die oben erwähnte Vita; es existiert noch ein weiterer Heiliger dieses Namens, Pancratius von Taormina. Auch er weist nach seiner von den Bollandisten überlieferten sagenhaften Lebensbeschreibung vergleichbare Charakteristika auf. So widmete sich dieser von Petrus selbst berufene Bischof besonders der Umwandlung heidnischer Tempel in christliche Kirchen und der Bekämpfung des Götzendienstes. In seinen Bemühungen um die Ausbreitung des Christentums habe er das Martyrium erlitten; s. hierzu Acta sanctorum, ed. J. BOLLANDUS, Maii tom. III, Paris/Rom 1866, S.17ff, sowie HOLTKAMP, Patrozinienkunde, S. 65f, der eine Übersetzung dieses Textes liefert.

<sup>45</sup> Hierauf deutet die Formulierung in den AS Mai III, S. 21: „Tunc jussit eum Diocletianus Imperator duci in viam Aureliam, et ibi capitalem subire sententiam: quia turpe illi fuit ut a tali puero superaretur et dehonestatur.“

Verfolgung Zeugnis abzulegen, sondern auch, indem er dem Kaiser widersteht, zum Überwinder des Heidentums zu werden. In eine vergleichbare, den Missionsgedanken mit hagiographischem Rückhalt versehenen Richtung weist auch die Charakteristik Pancratius' als Rächer der Meineide durch Gregor von Tours.<sup>46</sup> Er schildert, dass in der Nähe seiner Reliquien Meineidige von Strafen getroffen wurden. In die gleiche Richtung deutet auch der Tatbestand, dass Papst Pelagius (556–561) aufgrund einiger Gerüchte, er habe den Tod seines Vorgängers verschuldet, zunächst die Basilika des heiligen Pancratius aufsuchte, um seine Rechtgläubigkeit und seine Unschuld zu beschwören, bevor er sich zum Zweck der Krönung nach St. Peter begab.<sup>47</sup> Mit den Gebeinen des Pancratius wird demzufolge der Nachweis der Rechtgläubigkeit und der Wahrheit sowie eine besondere Stärkung bei der Verkündigung des Glaubens verbunden, Eigenschaften, die ihn als Beschützer der Mission sicherlich besonders auswiesen.<sup>48</sup>

Gerade in Westfalen finden sich nun ausgesprochen viele Pancratiuskirchen z. T. ältesten Ursprungs.<sup>49</sup> Diese lassen sich geographisch relativ genau fassen; die nördliche Grenze befindet sich ca. 50–70 km nördlich der Lippe; südlich reichen die Gründungen bis in das Sauerland. Generell lassen sich dabei zwei Hauptachsen erkennen. (Abb. 1) Betrachtet man die Abbildung, zeigt sich eine Linie, in der die Patrozinien, ausgehend vom Kloster Malmedy, einer der möglicherweise äußersten Besitzungen des Erzbistums Köln im frühen Mittelalter<sup>50</sup>, nordwärts bis zum Rhein fortschreiten. Eine Abzweigung Richtung Westfalen erscheint konform zum Verlauf des Hellwegs. Der Hauptweg folgt indes dem Verlauf des Rheins bis zur Lippemündung und setzt sich mit einer gewissen Streuung nach Osten fort. Deutlich wird ferner eine besondere Schwerpunktbildung im Gebiet um Soest, in dem sich einige der ältesten Pancratiuskirchen Westfalens befinden.

<sup>46</sup> Gregor v. Tours: *Liber in gloriam Martyrum*, ed. Bruno KRUSCH, MGH SS. *Res. Merov.* I, 2, Hannover 1885 (unv. Neudr. 1969), S. 62f. „Est etiam haud procul ab huius urbis muro et Panchratus martyr valde in periuribus ultor. Ad cuius sepulchrum si cuiusquam mens insana iuramentum inane proferre voluerit, priusquam sepulchrum eius adeat, hoc est, antequam usque ad cancellos, qui sub arcu habentur, ubi clericorum psallentium stare mos est, accedat, statim aut arriitur a daemone aut cadens in pavimento amittit spiritum. Ex hoc enim quisque fidem cuiuscumque rei ab alio voluerit elicere, ut veram cognoscat, non aliter nisi ad huius basilicam destinat. Nam, ferunt, plerosque iuxta basilicas apostolorum sive aliorum martyrum commanentes non alibi pro hac necessitate nisi templum expetere beati Panchrati, ut, eius servitatis censura publice discernente, aut veritatem audientes credant, aut pro fallacia iudicium martyris beati experiantur.“

<sup>47</sup> DROBNER, Pancratius, in: BBKL.

<sup>48</sup> DROBNER, heilige Pancratius, S. 47–49; HUISMAN, Verehrung, S. 119.

<sup>49</sup> Eine Zusammenstellung bei ENGLISCH, Brigitte: Die Osterfelder Pancratiuskirche und die Bottroper Cyriacuskirche als Indikatoren der frühmittelalterlichen Missionierung Westfalens, in: *Ursprünge und Entwicklungen der Stadt Oberhausen. Quellen und Forschungen zu ihrer Geschichte* 4 (1994), S. 183–243.

<sup>50</sup> NEUSS, Wilhelm/ OEDIGER, Friedrich Wilhelm: *Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts* (Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. 1), Köln 1964, S. 129ff.

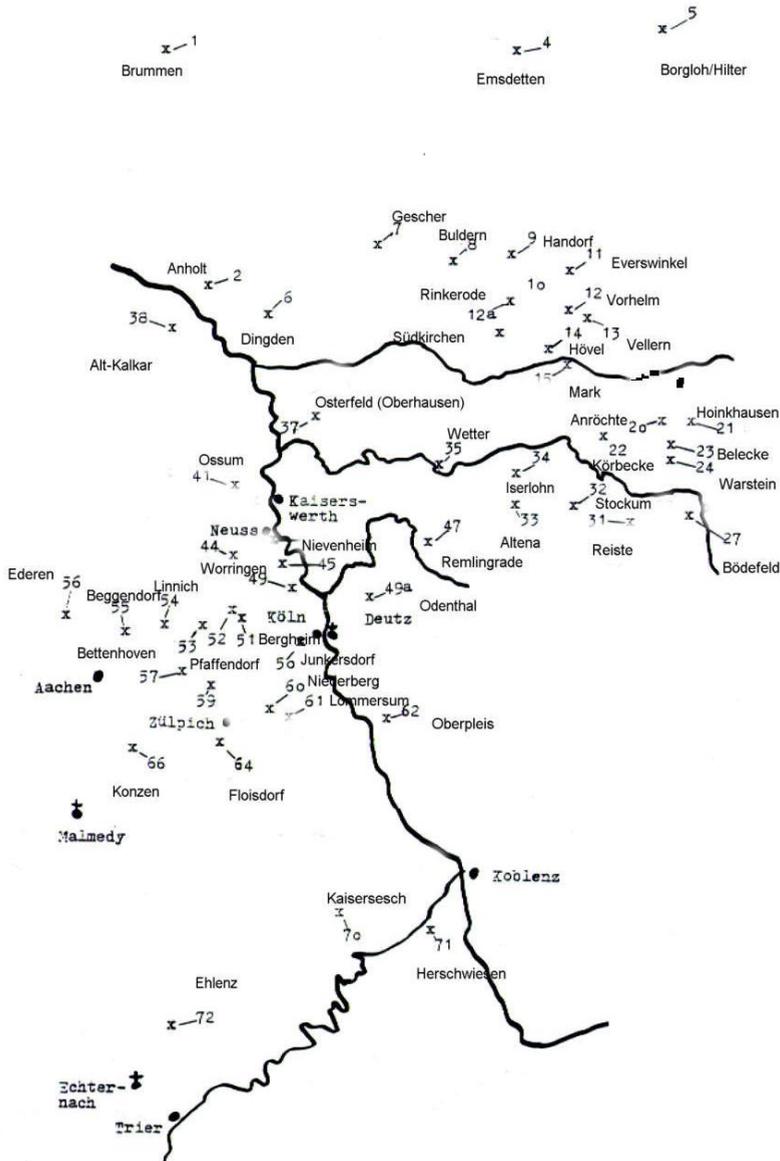


Abb. 1: Die Patrozinien des Pancratius in Westfalen

Deren alte Provenienz tritt zunächst jedoch, wie auch bei Paderborn, nicht auf den ersten Blick zutage, da keines dieser Patrozinien vor dem 10. Jahrhundert in schriftlichen Quellen nachgewiesen werden kann.<sup>51</sup> Aus diesem Grund war es bisher üblich, die Kir-

<sup>51</sup> DROBNER, heilige Pankratius, S. 37.

chengründungen in den annähernd mit dem zeitlichen Rahmen korrespondierenden Kausalzusammenhang der Translation von Pancratiusreliquien nach Gent 985 einzufügen.<sup>52</sup> Damit würde die Kirche von Minden, 1042 erstmals erwähnt<sup>53</sup>, wie auch die Pancratius geweihte Marktkirche zu Paderborn in diesen Gedankenkontext einzufügen sein. Bisher schrieb allein die Tradition Bischof Badurad (815–859) die Errichtung dieser Paderborner Kirche zu, während ihre erste urkundliche Erwähnung in der Vita des Bischofs Meinwerk von 1180 zu finden ist.<sup>54</sup>

Gegenüber diesen urkundlichen Zeugnissen legen weitere Quellenüberlieferungen und die Grabungsbefunde hinsichtlich einiger zentraler Pancratiuspatrozinien indes ihre Entstehung vor dieser Zeitmarke nahe. Dies gilt insbesondere für die Pfarrkirchen zu Stockum, Gescher und Störmede, die allesamt den bisherigen Ansatz zur Datierung dieser Kirchengründungen in Frage stellen. Die Pfarrkirche zu Stockum ist sicherlich als Dreh- und Angelpunkt hinsichtlich der Datierung der Pancratiuskirchen – und damit der Verbreitung des christlichen Glaubens – im westfälischen Raum zu betrachten. Eine Überlieferung des Andreasstiftes in Köln führt die Erwerbung der Kirche mit dem umliegenden Gut auf den Erzbischof Warin (976–985) zurück.<sup>55</sup> Damit fiel ihre Gründung aber in eine Zeit, die vor der Genter Reliquientranslation lag.<sup>56</sup> In Übereinstimmung dazu befindet sich innerhalb dieser Pancratiuskirche die bereits eingangs erwähnte Grabplatte<sup>57</sup> mit eindeutig merowingischen Charakteristika. Im Sepulchrum des Hochaltars wurden sogar Reliquien mit Pergamentstreifen des 9. Jahrhunderts entdeckt.<sup>58</sup> Alles deutet also darauf hin, dass die Kirchengründung länger zurückliegt, als es bisher allgemein vertreten wurde. Parallel dazu ist die Identifikation der Weihe von Gescher, zwischen 968 und 1022/3

<sup>52</sup> *Annales S. Bavonis Gandensis*, ed. Georg Heinrich PERTZ, in: MGH SS 2, Hannover 1829, S. 188. Daneben ist eine weitere Translation resp. darauf fußende Kirchengründungen Arnulfs von Kärnten in Ranshoven bei Braunau und in Roding 896 erwähnenswert, die aber vermutlich allein zu einer Ausbreitung des Pancratiuskultes in Süddeutschland führte; siehe hierzu HELBIG, Herbert: Untersuchungen über die Kirchenpatrozinien in Sachsen auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage (*Historische Studien* 361), Berlin 1940 (Nachdruck Vaduz 1963), S. 336.

<sup>53</sup> Dies gilt m. E. auch eingedenk des von ILISCH, *Patrozinien*, S. 207, erwähnten Tatbestandes, dass er 1042 nur Mitpatron bei der Gründung des Klosters war, denn dies sagt nichts darüber aus, wie lange er dort möglicherweise schon verehrt wurde. Interessanterweise finden sich 1071 Reliquien von Pancratius und Cyriacus im Mindener Dom; siehe ebd., S. 207 und S. 564.

<sup>54</sup> DROBNER, *heilige Pankratius*, S. 38; KAMPSCHULTE, Heinrich: *Die westfälischen Kirchen-Patrocinien* besonders auch in ihrer Beziehung zur Geschichte und Befestigung des Christentums in Westfalen, Paderborn 1867 (unv. Neudr. Münster 1963), S. 44; ILISCH, *Patrozinien*, S. 566.

<sup>55</sup> OEDIGER, *Regesten*, nr. 541, S. 165: „[...] qui dedit ecclesiae decimas in Stochem, unus florenus de eisdem bonis in Stochem et construxit capellam s. Pauli [...]“.

<sup>56</sup> HÖMBERG, Albert K.: *Kirchliche und weltliche Landesorganisation (Pfarrsystem und Gerichtsverfassung) in den Urfarrgebieten des südlichen Westfalen*, Münster 1965, S. 38, löst diesen Widerspruch dahingehend auf, dass er die Kirche in dieser ersten Phase als noch nicht gebaut, sondern nur geplant betrachtete.

<sup>57</sup> THÜMLER, Hans: *Grabungsberichte über Stockum, Kreis Arnsberg, katholische Pfarrkirche*, in: *Westfalen* 43 (1965), S. 148–151.

<sup>58</sup> Ilisch, *Patrozinien*, S. 564.

erbaut, mit dem Jahr 985 ebenso willkürlich wie unzutreffend.<sup>59</sup> Auch die Pfarrkirche zu Störmede, bei der Grabungen einen vorromanischen Bau zutage förderten, verweist auf eine weiter als in das 10. Jahrhundert zurückreichende Tradition.<sup>60</sup>

Die Parallelen zu den bis jetzt erarbeiteten Erkenntnissen beschränken sich jedoch nicht nur auf die bemerkenswerte Kongruenz dieser Missionsgebiete mit der Verbreitung der Pancratiuspätrözinien. Es gibt auch eine Kirche, deren Ursprung möglicherweise exakt in diese Zeit datieren könnte, die Pancratiuskirche zu Ehlenz, auch wenn man zum Nachweis ein wenig Detektivarbeit leisten muss. So schenkte, wie das *Libellus rebus Treverensibus*, ein Güterverzeichnis aus dem 8.–10. Jahrhundert überliefert<sup>61</sup>, Dagobert I. in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der Trierer Kirche St. Paulin die Güter Billig (Welschbillig), Sülm, Röhl, Newel und Möhn. Genau diese Güter werden erneut im Jahre 981 mit einer Ausnahme (Möhn) in einer verfälschten Urkunde des Erzbischofs Egbert von Trier nochmals als Schenkung Dagoberts I. aufgeführt.<sup>62</sup> Vermutlich gehörte auch das unmittelbar benachbarte Ehlenz zu dem von Dagobert I. tradierten Güterkomplex, denn es befindet sich im 10. Jahrhundert ebenfalls im Besitz von St. Paulin zu Trier; dies belegt, dass Bischof Egbert den besagten Ort Elesa, also Ehlenz, dem Frauenstift Pfalzel bei Trier von dort aus übertragen kann.<sup>63</sup> Die dortige Pancratiuskirche könnte folglich direkt in die Zeit Dagoberts I. verweisen.<sup>64</sup> Damit wäre aber eine direkte Verbindung nicht nur zu Kunibert von Köln, sondern zum gesamten columbanisch-monastisch geprägten Kreis um König Dagobert I. aufgezeigt. Dieser prägte nicht nur die allgemeine kirchlich-monastische Entwicklung des Frankenreiches im 7. Jahrhundert, er kommt auch als Träger einer solchen gelenkten Missionierung eines bislang heidnischen Gebietes durchaus in Frage. Zudem erscheint gerade vor diesem Hintergrund nicht unbedeutend, dass Kunibert

<sup>59</sup> Zu diesem Urteil kamen auch SAMSON, Heinrich: Die Heiligen als Kirchenpatrone und ihre Auswahl für die Erzdiözese Köln und für die Bistümer Münster, Paderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück, Paderborn 1892, S. 326, wie auch DROBNER, heilige Pankrätius, S. 44.

<sup>60</sup> LOBBEDEY, Uwe: Kurze Berichte über Ausgrabungen, in: Westfalen 50 (1972), S. 11–25, hier S. 21.

<sup>61</sup> De rebus Treverensibus saec. VIII–X. libellus, ed. Georg WAITZ, MGH SS 14, Hannover 1883 (unv. Nachdr. Stuttgart/ New York 1963), S. 98–106, hier 12 (S. 103): „Dagobertus, primum dux, postea vero rex Francorum [...] peccata sua largissimis redimere studuit elemosinis et inter innumera quae aecclesiis Dei contulit predia [...]. Item Sancto Paulino Billike, Sulme, Role, Miena, Novile. [...]“.

<sup>62</sup> BEYER, Heinrich/ ELTESTER, Leopold/ GOERZ, Adam: Urkundenbuch zur Geschichte der mittelhheinischen Territorien, Bd. 1, Koblenz 1860 (unv. Nachdr. Aalen 1974), Nr. 255, S. 311f. Die Erwähnung erfolgt hier lediglich mit dem Nachsatz, jedoch mit der Anmerkung, dass das Bistum die besagten Orte nun für andere Zwecke benötigt und dem Kloster St. Paulin zum Ersatz dafür andere Güter übereignet werden.

<sup>63</sup> De rebus Treverensibus saec. VIII–X. libellus 18, (MGH SS 14, S. 106): „Sed piissimus pater et pontifex Ekbertus eodem tempore dedit sancte Mariae sororibus in Palociolo [...] villam que dicitur Elesa [...]“; siehe ferner HEYEN, Franz-Josef: Das Erzbistum Trier, Bd. 1: Das Stift St. Paulin von Trier (Germania Sacra, N. F. 6), Berlin/ New York 1972, S. 537.

<sup>64</sup> PAULY, Ferdinand: Siedlung und Pfarrorganisation im alten Erzbistum Trier, Bd. 3: Das Landkapitel Kyllburg-Bitburg, Trier 1963, S. 189 und S. 208f, macht auf diese interessante Möglichkeit aufmerksam.

vermutlich nicht nur dem grundbesitzenden Adel des Trierer Landes entstammte, sondern auch zeitweise Archidiakon der Trierer Kirche war, er also möglicherweise bereits hier in Kontakt mit einem für die Mission besonders geeigneten heiligen Pancratius gekommen war.<sup>65</sup>

Der eindeutigste Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen den zu untersuchenden Patrozinien und den Missionsbemühungen Kuniberts von Köln ist aber zweifelsohne in der Gründung des Ardennenklosters Stablo-Malmedy zu sehen, welche als eine seiner wesentlichen Leistungen zu deuten ist. Der erste Abt des Doppelklosters, Remaclus, war zuvor Abt von Solignac<sup>66</sup>, in dessen Besitz sich einige der nachweislich ältesten Pancratiusreliquien befanden, die Papst Gregor der Große gestiftet hatte. Die Gründung des Doppelklosters Stablo-Malmedy, dessen einer Teil Besitz des Bischofs von Maastricht war, während Malmedy zum Kölner Bistum gehörte<sup>67</sup>, bedeutete einen wesentlichen Aspekt der Grenzfestschreibung der rivalisierenden Bistümer. Interessanterweise aber finden sich in der Region zwischen Erkelenz und Büderich, in der Köln um 650 Besitzverluste durch ein Eindringen des Bistums Maastricht erlitt<sup>68</sup>, keine frühen Pancratiuskirchen. Dies erhärtet die Annahme, dass zwischen dem Teilkloster Malmedy und dem Bischof Kunibert von Köln eine Verbindung hinsichtlich einer Patrozinienverbreitung bestand. Neben der zu meist recht vage auf die erwähnten Bemühungen Suitberts und der beiden Ewalde reduzierten Brukerermission wäre auf diese Weise ein weiterer Weg der Christianisierung Westfalens erschlossen. Pancratius' spezielle Qualität als Missionsheiliger könnte dabei das zunächst frappierende Fehlen eines solchen Patroziniums in Köln belegen.<sup>69</sup> Realisiert man, dass sich die von Malmedy ausbreitende Pancratiusverehrung auf noch nicht oder nicht nachhaltig christianisierte Gebiete erstreckte, erscheint die Ausgrenzung des klerikalen Zentrums Köln nur als folgerichtige Konsequenz.

Ergänzend hierzu ist für eine Reihe von Orten, in denen sehr alte Pancratiuskirchen dokumentiert sind, eine frühe fränkische Besiedelung anhand der Gräberfelder bzw. merowingergezeitlicher Fundstellen nachgewiesen. Dies gilt für die Orte Altkalkar, Bergheim,

<sup>65</sup> MÜLLER, Kunibert von Köln. Staatsmann, S. 171f.

<sup>66</sup> VAN REY, Manfred: Die Lütticher Gaue Condroz und Ardennen im Frühmittelalter. Untersuchungen zur Pfarrorganisation, Bonn 1977, S. 222f.

<sup>67</sup> Zur Geschichte des Klosters Stablo-Malmedy siehe VAN REY, Gaue, S. 221–288. Dabei sollte diese Einflussnahme m. E. im Bereich der monastischen Entwicklung bzw. der Mission gesehen werden, weniger als konkrete Gütererwerbung, die sich in anderen Regionen manifestierte. Zum Güterbesitz siehe VAN REY, Manfred: Der deutsche Fernbesitz der Klöster und Stifte der alten Diözese Lüttich vornehmlich an Rhein, Mosel, Ahr und in Rheinhessen, in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 186 (1983), S. 19–80.

<sup>68</sup> Zu diesem Verhältnis der Bistümer Maastricht und Köln siehe TICHELBÄCKER, Heinrich: Der Zülpi-cher Güterkomplex von St. Maximin in siedlungs- und missionsgeschichtlicher Sicht, in: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 186 (1983), S. 9–18, hier S. 15–17.

<sup>69</sup> KAMPSCHULTE, Kirchen-Patrocinien, S. 43.

Glehn, Osterfeld und Junkersdorff.<sup>70</sup> Hinzu tritt Paffendorf, zum Zülpicher Güterkomplex St. Maximin in Trier gehörig, das in der Phase der Aufbauhilfe des Bistums Trier für das Bistum Köln auftaucht.<sup>71</sup> Damit besteht die Möglichkeit, dass die Paderborner Marktkirche das älteste bekannte Patrozinium Paderborns darstellt. Insgesamt spricht nichts gegen und sehr vieles für eine erste, wenn vielleicht auch nur einige Bevölkerungsteile umfassende Christianisierung Paderborns vor Karl dem Großen

### *3.2 Ein neuer Herrscher über Westfalen - Salvator und Karl der Große*

Mit Karl dem Großen gelangt ein neuer Aspekt der Heiligenverehrung nach Paderborn: Die Verehrung von äußerst seltenen Herrenreliquien, die sich in der Weihe der Salvatorkirche im Jahre 777 niederschlug, von der die *Annales Sangallenses Baluzii*<sup>72</sup> berichten. Dass man von solchen Erlöser- resp. Herrenpatrozinien für das Mittelalter als Ausnahme sprechen muss, mag bereits der Tatbestand verdeutlichen, dass Christus körperlich auferstanden und auch so in den Himmel aufgefahren ist, so dass eigentlich keine körperlichen Überreste erhalten sind. Einige der wenigen Ausnahmen bilden das Turiner Grabtuch, die Nabelschnur Christi, die Vorhaut (Brücke) oder auch die Windeln und das Lententuch des Herren, die in Aachen verehrt werden, die aber allesamt später zu datieren sind. Die Paderborner Salvatorkirche wird vielmehr vermutlich im Zusammenhang mit der 721 gegründeten Abtei Prüm zu sehen sein, die von Pippin im Jahr 762 nicht nur gewissermaßen zu seinem Haus- und Familienkloster erhoben, sondern auch mit den berühmtesten Reliquien seiner Zeit ausgestattet wurde, die Pippin selbst von Papst Zacharias erhalten hatte. Hierbei handelt es sich um Sandalen Christi, nach der die Abtei dann den Namen des Salvators erhielt.<sup>73</sup> In diesen Zusammenhang ist vermutlich auch die Gründung des

<sup>70</sup> SIEGMUND, *Fränkische Funde*, S. 20–23. Vgl. hierzu HINZ, Hermann: *Kreis Bergheim (Archäologische Funde und Denkmäler des Rheinlandes II)*, Düsseldorf 1969, S. 123ff, der zwar ebenfalls auf die Patrozinien in Relation zum frühen Siedlungsbefund eingeht, diese jedoch auf eine relativ kleine Gruppe beschränkt. Pancrätius- und Cyriacuskirchen werden in seiner Darstellung nicht berücksichtigt. Eine vergleichbare Tendenz kommt auch bei TORSY, Jakob: *Zur Entwicklung und Geschichte der kölnischen Landpfarrei*, in: *Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein* 160 (1958), S. 25–49, zum Ausdruck. Der Autor betrachtet S. 38 besonders die Martinskirchen als Hinweise auf die „fränkischen Vormarschlinien“; vorstellbar ist es m. E., eine vergleichbare Perspektive auch für andere Patrozinien aufzuzeigen.

<sup>71</sup> TICHELBACKER, *Zülpicher Güterkomplex*, S. 9 und S. 12f. Die vom Autor angenommene Gründung einer Pancrätiuskirche in Paffendorf durch König Zwentibold im Jahre 898 beinhaltet m. E. keinen Beleg gegen eine bereits in der Frühzeit einsetzende Verehrung des heiligen Pancrätius, die erst Ende des 9. Jahrhunderts in einem (neuen ?) Kirchenbau ihren Ausdruck fand.

<sup>72</sup> *Regesta imperii*, hg. v. Johann Friedrich BÖHMER, Bd. 1: *Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern: 751–918*, 1889, 206a; BALZER, Paderborn, S. 17. Siehe hierzu auch die *Annales Sangallenses Baluzii*, in: *MGH SS* 1, hrsg. v. Gottfried Heinrich PERTZ, Hannover 1826 (ND 1963), 63: „in honore s. salvatore“.

<sup>73</sup> *Die Urkunden der Karolinger*, hg. v. Engelbert MÜHLBACHER, Bd. 1 (*Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen*), *MGH Dipl. Karol.* 1, Hannover 1906, Repr. München 1979, nr. 16, S. 21–22.

Klosters Werden einzureihen, dessen Kirche zwischen 796 und 799 begonnen und zwischen 801 und 806 abgeschlossen und die auf Betreiben des heiligen Liudger *in honore sanctis salvatoris, sanctae die genetricis sanctique apostolorum principis Petri* geweiht wurde.<sup>74</sup> Insgesamt wird man folglich davon auszugehen haben, dass dieses Patrozinium eng mit den Pippiniden und damit auch mit Karl dem Großen und seinen Nachkommen verknüpft ist. So wurde unter fränkischer Herrschaft das Patronat des Salvator oft gewählt, so dass insgesamt betrachtet seine Verehrung gerade in der Karolingerzeit einen Höhepunkt erreichte.<sup>75</sup> Die angelsächsischen Missionare, die mit Genehmigung oder auf Geheiß der fränkischen Herrscher wirkten, unterstellten sich mit Vorliebe dem Schutz des Salvator, um die Heiden zu Gott zu bekehren. Als bekannte Beispiele seien Fulda, dessen Kapelle vor 751 durch Bonifatius St. Salvator geweiht wurde<sup>76</sup>, und das Oratorium zu Utrecht, welches unter Willibrord dem Erlöser unterstellt wurde<sup>77</sup>, genannt. Auch die ältesten Kirchen von Duisburg<sup>78</sup> und von Frankfurt a. M. aus dem Jahr 852<sup>79</sup> weisen ein Salvator-Patrozinium auf.

Die Wahl dieses Patroziniums für Paderborn erscheint ausgesprochen eingängig. Welche Weihe wäre für die Erschließung einer neuen Region – und so muss die definitive Überschreitung des seit den Römern als Grenze zu den Barbaren definierten Rheines durchaus verstanden werden – wohl passender gewesen, als sie dem Herrn selbst zu un-

<sup>74</sup> ILISCH, Patrozinien, S. 628; Rheinischer Städteatlas. Werden, Lieferung 14, Nr. 28, 2001, bearb. v. Hermann BURGHARD, Köln/ Weimar/ Wien 2001, S. 2: „In loco nuncupante Uerthinum ad reliquias sancti saluatoris [...]“.

<sup>75</sup> Zu denken wäre hier an ein politisch-programmatisches Motiv, mit dem die noch junge Dynastie der Karolinger ihre Herrschaft gewissermaßen absicherte; eine vergleichbare Frage im Hinblick auf die Beziehung mittelalterlicher Herrscher zu Herrenreliquien stellte bereits SCHWINEKÖPER, Berent: Christus-Reliquien-Verehrung und Politik. Studien über die Mentalität der Menschen des frühen Mittelalters, insbesondere über die religiöse Haltung und sakrale Stellung der frühmittelalterlichen deutschen Kaiser und Könige, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte N. F. 117 (1981), S. 183–281, bes. S. 201–204, auch wenn er sich hierbei vornehmlich auf die Verehrung des Kreuzes konzentrierte.

<sup>76</sup> SANDMANN, Mechthild: Fulda I. 1. Kloster, in: LexMA 4, Sp. 1021–1022. Sie weist darauf hin, dass Salvator und Petrus Patrone des Klosters wurden, selbst nachdem Bonifatius (gest. 5. Juni 754) zum Hauptpatron avancierte.

<sup>77</sup> GROBE, Rolf: Utrecht III. Klöster und Stifte, in: LexMA 8, Sp. 1351–1352.

<sup>78</sup> In diesem Zusammenhang wird insbesondere an eine Beeinflussung durch Prüm zu denken sein. So nennt das Prümer Urbar aus dem Jahre 893, dass eine Kirche zu Duisburg jährlich 30 Schilling zu entrichten habe; dies ist zugleich das Datum der ersten Erwähnung dieser Kirche; siehe hierzu: Das Prümer Urbar, hg. v. Ingo SCHWAB (Rheinische Urbare 5), Düsseldorf 1983; Das Prümer Urbar, übersetzt und kommentiert von Nikolaus NÖSGES, in: Anno verbi incarnati DCCCXCIII conscriptum. Im Jahre des Herrn 893 geschrieben. 1100 Jahre Prümer Urbar. Festschrift, hg. v. Reiner NOLDEN, Trier 1993, S. 17–115, c. 97, S. 58 (Übersetzung: „Zu Duisburg ist eine Kirche, von der jährlich 30 Schilling geleistet werden müssen“ und „Der Prümer Kirche gehören in Duisburg 2/3 des Zehnten (wie es Rechtens ist), den der Pfarrer dieser Kirche behält“); sowie zu dieser Quelle allgemein HÄGERMANN, Dieter: Eine Grundherrschaft des 13. Jahrhunderts im Spiegel des Frühmittelalters. Caesarius von Prüm und seine kommentierte Abschrift des Urbars von 893, in: Rheinische Vierteljahresblätter 45 (1981), S. 1–34. Siehe hierzu auch <http://www.ekir.de/salvatorkirche/Salvatorkirche.htm>.

<sup>79</sup> SCHWIND, Fred: Frankfurt am Main II. Königspfalz und Reichsgut, in: LexMA 4, Sp. 738–740.

terstellen? Dennoch bleibt die Frage nach einem möglichen Kompatron offen, sollten nicht irgendwelche Teile der Prümer Sandalen nach Paderborn gelangt seien. Zu denken wäre in diesem Zusammenhang sicherlich an diverse Petrusreliquien, die uns ja nicht nur bereits im Zusammenhang mit der Abtei Werden begegnet sind, sondern die auch z. B. von Karl gewissermaßen als Siegeszeichen für die unterworfenen Siegburg gewählt wurden. Nach der Überlieferung wurde die Weihe 799 von Papst Leo III. auf dem Rückweg von Paderborn vorgenommen.<sup>80</sup> Zudem existieren im Raum Westfalen einige weitere sehr alte, schon für das 9. Jahrhundert nachweisbare Petruskirchen, u. a. in Brilon, Soest, Hüsten und Geseke, was für die Popularität dieses Patrons in der Frühphase der Christianisierung spricht.<sup>81</sup>

Die älteste, in ihren Grundmauern an der Nordseite des heutigen Paderborner Domes noch rekonstruierbare Salvatorkirche stand damit in engstem Zusammenhang mit den politischen wie religiösen Bestrebungen Karls des Großen. Zwar wurde sie im Sachsenaufstand 778 und 793/4 zerstört, doch danach wiederhergestellt; vermutlich wurde die Kirche noch bis in das 9. Jahrhundert hinein benutzt.<sup>82</sup>

#### 4. Die konzeptionelle Installation einer neuen Verehrungstradition: die Translation der Liborius-Reliquien

Dass die immaterielle Verehrung von Christusreliquien ohne die Personifikation eines Heiligen als nicht ausreichend erschien, macht das Bemühen deutlich, Überreste eines prominenten Vertreters christlichen Bekenntnisses zu erhalten. Die Wahl fiel auf Liborius, Bischof von Le Mans<sup>83</sup>, der sich aus verschiedenen Gründen anbot. Zunächst einmal wird

<sup>80</sup> ILISCH, Patrozinien, S. 582, verweist auf eine ergrabene, möglicherweise karolingische Anlage. Obwohl die Weihe der heute noch in veränderter Form existierenden Peterskirche auf der Hohensyburg durch Papst Leo III. folglich nicht eindeutig belegbar ist, scheint das Ganze doch nicht unwahrscheinlich. Daneben existieren noch weitere Vermutungen hinsichtlich Weihehandlungen Leos III. in Sachsen, wobei die wahrscheinlichste die Konsekration des Altares auf der Eresburg ist, der ebenfalls Petrus unterstellt wurde. Siehe hierzu BALZER, Manfred: Paderborn. Zentralort der Karolinger im Sachsen des späten 8. und frühen 9. Jahrhunderts, in: Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 1, S. 116–123, hier S. 120–121.

<sup>81</sup> ILISCH, Patrozinien, S. 580–585. Für Hüsten nimmt er einen kölnischen Einfluss an, der aber m. E. auch über Soest gegeben sein könnte, welches das Petrus-Patrozinium möglicherweise bereits seit der Kunibert-Schenkung besitzt.

<sup>82</sup> Siehe hierzu BALZER, Paderborn, S. 30–34, und HONSELMANN, Klemens: Reliquientranslationen nach Sachsen, in: Katalog zur Ausstellung: Das erste Jahrtausend. Kunst und Kultur im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr, hg. v. Victor ELBERN, Bd. 1, Düsseldorf 1962, S. 159–193, hier S. 164 ff. Die Salvatorkirche wurde damit vor der Kirche von „staunenswerter Größe“ erbaut, von der die Lorscher Annalen für 799 berichten und deren Patrone 822 erstmals als Maria und Kilian bezeugt werden. Siehe hierzu Annales Regni Francorum, qui dicuntur Annales Laurissenses maiores et Einhardi, inde ab a. 741 usque ad a. 829, post editionem Georg Heinrich PERTZ, rec. Friedrich KURZE, MGH Scrip. Rer. Germ. 7, Hannover 1895, Repr. 1950, a. 799: “[...] ibi ad padresbrunnun aedificavit ecclesiam mira magnitudinis et fecit eam dedicare.”

<sup>83</sup> Siehe hierzu SCHIEFER, Rudolf: Reliquientranslationen nach Sachsen, in: Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 3, S. 484–497, bes. S. 484–486.

häufig die Vermutung über eine bereits bestehende Verbindung zwischen Paderborn und Le Mans angestellt, die in der Dotierung eines Paderborner Klosters mit einem Medarduskloster (heute St. Mars la Briere, Dep. Sarthe) Ausdruck gefunden hätte.<sup>84</sup> Des Weiteren, und dies scheint mir der entscheidende Grund zu sein, wird er in die Nähe zum heiligen Martin gerückt, des Reichsheiligen des Frankenreiches schon seit merowingischer Zeit<sup>85</sup>, dessen Schüler und Gefährte er gewesen war.<sup>86</sup> Vielleicht kann hierin ein weiterer Versuch gesehen werden, an die Stufen der frühesten Christianisierung zu erinnern, denn Martin hatte diese Position bereits unter den Merowingern inne; zu ihrer Zeit wurde die *cappa*, der Mantel des Heiligen Martin zur Reichsreliquie.<sup>87</sup> Unter den Karolingern wurde Martin dann zu einem der bedeutendsten Heiligen der neu erschlossenen Gebiete östlich des Rheines; die meisten der ältesten Martinskirchen sind auf Initiativen der Karolinger zurückzuführen, die möglicherweise bestrebt waren, auch in diesem Bereich den durch den Dynastiewechsel formal abgerissenen Faden der Tradition wiederaufzunehmen. Insofern ist es keineswegs unbedeutend, dass die Translation auf Befehl und mit Zustimmung Ludwigs des Frommen stattfand und von Kaiserin Judith und ihrem Sohn Karl dem Kahlen (seit 836 Herzog in Maine) unterstützt wurde. Bereits Röckelein vermutet in ihrer unlängst erschienen Studie über die Reliquientranslationen nach Sachsen hier politische Motive.<sup>88</sup> Ob sich dies allerdings lediglich auf die Tatsache konzentriert, dass Le Mans nach 833 im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen zwischen Ludwig des Frommen und Lothar I. stand, wie sie vermutet, oder ob die Wahl des Liborius nicht auch kirchenpolitisch-religiös bedingt war und etwas mit seiner Nähe zum heiligen Martin zu tun hat, sollte überdacht werden. Zumindest wurde mit ihm einer der engsten Gefährten des „Urheiligen“ des Frankenreichs, eingedenk des Faktums, dass Tours sicherlich nicht auf seinen Heiligen verzichtet hätte, zum neuen Reliquienschatz des Missionsbistums Paderborn, wie besonders der in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts entdeckte Translationsbericht des Erconrad belegt.<sup>89</sup> So wurde im Frühjahr 836 von Bischof Badurad (815/22–862) eine Gruppe aus Geistlichen und Laien nach Le Mans geschickt; Ansprechpartner und Vermittler dort war Bischof Alderich (832–857). Der Delegation gelang es gegen den Wider-

<sup>84</sup> RÖCKELEIN, Hedwig: Reliquientranslationen nach Sachsen im 9. Jahrhundert. Über Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit im Frühmittelalter (Beihefte der Francia 48), Stuttgart 2002, bes. S. 155ff mit umfassender Bibliographie.

<sup>85</sup> Zu Martin allgemein siehe VON DER NAHMER: Dieter: Martin von Tours, sein Mönchtum, seine Wirkung, in: Francia 15 (1987), S. 1–41 ; DERS.: Martin von Tours, in: LexMA. Zur Bedeutung des martinischen Mönchtums siehe PRINZ, Friedrich: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung. (4. bis 8. Jahrhundert), München/ Wien 1965; DERS. (Hg.): Mönchtum und Gesellschaft im Frühmittelalter, Darmstadt 1976.

<sup>86</sup> RÖCKELEIN, Reliquientranslationen, S. 167.

<sup>87</sup> KIMPEL, Sabine, Martin von Tours, in: Lexikon der christlichen Ikonographie 7, Sp. 572–579, hier Sp. 572.

<sup>88</sup> RÖCKELEIN, Reliquientranslationen, S. 156–157.

<sup>89</sup> COHAUSZ, Erconrads Translatio S. Liborii., S. 111.

stand der Adels Sippen aus Le Mans die Reliquien des heiligen Liborius zu erwerben. Hinter seiner heutigen Prominenz tritt zumeist zurück, dass mit den Gebeinen des Liborius noch einige Reliquien zweier weiterer Heiliger nach Paderborn gebracht wurden, nämlich der Bischöfe Pavacius (397–ca. 440) und Turibius (490–ca. 496), deren besonderer Verdienst es war, am Aufbau der Bischofsverwaltung von Le Mans beteiligt gewesen zu sein.<sup>90</sup> Auch diese Wahl könnte kirchenpolitisch gedeutet werden, indem sie Garanten und Helfer in der diesbezüglichen Erschließung und Sicherung Sachsens, besonders aber des Zentrums Paderborn sein sollten.<sup>91</sup> Schon Röckelein stellte die Überlegung an, dass Liborius, der in seiner Funktion als Mönchsbischof in der Phase der Mission eine Verwaltung seines Bistums aufgebaut habe, diesbezüglich für Paderborn ein Leitbild formieren sollte, auch was die wirtschaftlichen Grundlagen des Bistums, die Klerikerausbildung etc. betraf.<sup>92</sup>

Dies lässt aber wiederum darauf schließen, dass zuvor ein diesbezüglicher Mangel in Paderborn existierte, dem auf diese Weise Abhilfe geschaffen werden sollte. Allem Anschein nach hatte folglich die Einsetzung des Salvatorpatroziniums und die Fortführung des ererbten Pancratiuspatroziniums nicht die hinlängliche Tragkraft, um über die Phase der ersten Christianisierung hinaus sinnstiftend zu sein. Hinsichtlich der permanenten Organisation des Bistums und damit auch der Aufgaben, die Karl der Große Paderborn hinterlassen hatte, bedurften es weiteren Beistandes: dem des heiligen Liborius. Dieser war erfolgreich, so erfolgreich, dass er allmählich die ältesten Formen der Christianisierung zurückdrängte, ja in ihrer Bedeutung fast in Vergessenheit geraten ließ, von der heute lediglich die Patrozienkunde zeugt.

## 5. Ergebnis

Zusammenfassend ist demzufolge festzuhalten, dass auf der Grundlage der Patrozien die Verehrung der Reliquien des heiligen Pancratius möglicherweise auf eine erste Missionsstufe noch zur Zeit der Merowinger zurückzuführen ist. Sie lässt sich dergestalt in den Kontext einer über Köln ausgehenden Tradition der frühen Verehrung des Pancratius entlang von Lippe und Ruhr einreihen, die damit auch nach Paderborn gelangte. Ob dies an die diesbezüglichen Bestrebungen Bischof Kuniberts von Köln geknüpft ist, kann zwar vermutet werden, jedoch ist keine Sonderstellung Paderborns zu Köln, wie sie beispielsweise für Soest überliefert ist, zu belegen. Pancratius wäre damit aber das älteste für Paderborn nachweisbare Patrozinium. Dieses wurde durch die Karolinger bereits 777 durch die Einrichtung einer Salvatorkirche richtungsweisend ergänzt. Diese ältesten christlichen Traditionen wurden im Laufe der Zeit im Gefolge der politisch motivierten, programmati-

<sup>90</sup> RÖCKELEIN, Reliquientranslationen, S. 163.

<sup>91</sup> Bereits JOHANEK, Peter: Der Ausbau der sächsischen Kirchenorganisation, in: Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Bd. 2, S. 494–506, hier S. 496, wies zu Recht darauf hin, dass um das Jahr 800 herum die Errichtung der sächsischen Bistümer noch keineswegs abgeschlossen war.

<sup>92</sup> RÖCKELEIN, Reliquientranslationen, S. 167.

schon Übertragung der Liborius-Reliquien durch die Verehrung dieses für das Bistum neuen Heiligen überlagert, so dass er in der Gegenwart fast zum Synonym für Paderborn geworden ist.

# Wie eine Reise an das Ende der Welt

## Deutsche Reisende in Spanien zwischen 1790 und 1814

von *Andreas Ruppert*

### Vorbemerkungen

Der folgende Text ist ein Ergebnis der Mitarbeit des Verfassers im „Corvey-Projekt“ (heute: Corvey-Institut) der Universität Paderborn. Das von dem Anglisten Rainer Schöwerling und dem Germanisten Hartmut Steinecke seit 1985 geleitete Projekt hatte die doppelte Aufgabe, die aus ca. 74000 Bänden bestehende Privatbibliothek des Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey auf Schloss Corvey zu katalogisieren und über eine Mikroverfichtung allgemein verfügbar zu machen. Bei den Bänden handelt es sich um die ehemalige Hofbibliothek der Rotenburger Linie des Landgrafenhauses von Hessen, die in den Jahren 1825 bis 1833 nach Corvey überführt worden war. Die entscheidenden Akzente hatte dabei das Landgrafenpaar Elise und Victor Amadeus in den Jahren 1812 bis 1834 gesetzt. Beide waren literarisch interessiert, ließen in Deutschland, England und Frankreich gezielt Literatur ankaufen und trugen vor allem für die Gebiete Belletristik, Geschichte und Reiseliteratur eine außergewöhnliche Bibliothek zusammen.

Beide hatten aber kein besonderes Interesse an den Ländern der Iberischen Halbinsel. Sie kannten die Sprachen nicht, belletristische Werke sind selbst in Übersetzungen nur gering vertreten, Reisewünsche in jene Richtung gab es keine. Gerade das macht aber den eigentümlichen Reiz der ca. 500 Titel in der kleinen auf Portugal und Spanien bezogenen Abteilung der Bibliothek aus. Sie spiegeln in ihrer Zusammensetzung das allgemeine Bildungsangebot und das Bildungsinteresse jener Zeit wider. Eine historische Forschung, die die Reiseliteratur als historische Quelle erkannt hat und nutzt, sollte auch diesen Fundus, der verfichtet in der Universitätsbibliothek Paderborn zur Verfügung steht, verstärkt nutzen.<sup>1</sup>

In den Jahren 1797 bis 1802 veröffentlichten unabhängig voneinander Leopold Anton Kaufhold und Christian August Fischer Berichte über Reisen, die sie wenige Jahre zuvor nach Spanien geführt hatten.<sup>2</sup> Sie führten eine Wende im Bewusstsein der lesenden deut-

<sup>1</sup> Dazu auch RUPPERT, Andreas (Bearb.): *Bibliographie der Historischen und Reiseliteratur zur Iberischen Halbinsel. Ein annotiertes Inventar der Fürstlichen Bibliothek zu Corvey* (Paderborner Studien zur Romanischen Philologie 4), Paderborn 1994; DERS.: *Historische und Reiseliteratur zur Iberia in der Fürstlichen Bibliothek zu Corvey*, in: *Corvey-Journal* 3 (1993), S. 35–43; DERS.: *Der schöne Schein. Zu Rosa von Gerolds Herbstfahrt nach Spanien*, in: *Tranvia* 37 (Juni 1995), S. 20–23.

<sup>2</sup> Leopold Anton KAUFHOLD: *Spanien, wie es gegenwärtig ist, in physischer, moralischer, politischer, religiöser, statistischer und literarischer Hinsicht aus den Bemerkungen eines Deutschen, während seines Aufenthaltes in Madrid in den Jahren 1790, 1791 und 1792*, 2 Bde., Gotha 1797; Christian August FISCHER: *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren 1797 und 1798*.

schen Öffentlichkeit herbei, die bis dahin nur geringes Interesse an den Ländern der Iberischen Halbinsel gezeigt hatte. Der im 16. und 17. Jahrhundert so lebendige Austausch mit Spanien war längst beendet. Der ökonomische und ihm folgend der politische Bedeutungsverlust Spaniens unter den letzten Habsburgern und die Verwüstungen im Bourbonisch-Habsburgischen Erbfolgekrieg, die durch die von außen kaum zur Kenntnis genommene Reformpolitik eines zentralistisch-aufgeklärten Hofes nur langsam behoben wurden, ließen sowohl die Kenntnisse über jenes Land wie auch das Interesse an einer kulturellen Vermittlung so weit zurückgehen, dass man für die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem Tiefpunkt sprechen kann.

Unbestritten wirkte zudem die „Leyenda negra“, jene im Frankreich der Aufklärung als Gegenbild aufgebaute Verurteilung Spaniens als Hort der Inquisition und Beispiel einer durch Klerus und Klöster verschuldeten ruinös rückständigen Volkswirtschaft,<sup>3</sup> und nur wenige Zeitgenossen sind in jenem Zeitalter der Bildungsreisen auf die Idee gekommen, nach Spanien oder Portugal zu fahren:

„Die Schweiz und Italien, Frankreich, England und Holland waren bereits seit einem Jahrhundert häufig besucht worden, indeß man noch vor dreyßig Jahren eine Reise nach Spanien wie eine Reise an das Ende der Welt betrachtete. Und in der That, wer hätte ein Land bereisen mögen, das bey dem fürchterlichen Rufe der schändlichen Inquisition und der höchsten Barbarey der Sitten für Gefahren und Unannehmlichkeiten aller Art nicht die mindeste Entschädigung versprach?“<sup>4</sup>

Und doch ist diese seitdem vielfach wiederholte Zustandsbeschreibung selbst eine nachträgliche Konstruktion. Schon Kaufhold verweist auf die „unzähligen Beschreibungen“<sup>5</sup>, nämlich Übersetzungen englischer und französischer Autoren, die rezipiert wurden und einige bis heute wirksame Topoi lieferten: Kaum ein Bericht, der nicht in Text und Bild ausführlich Bolero, Fandango und Stierkampf behandelte.<sup>6</sup> In der deutschen Bildungswelt hatte sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts – Lessings Entscheidung, Spanisch zu lernen, markiert einen Wendepunkt – eine neue Hinwendung zur Literatur ange-

Nebst einem Anhang über das Reisen in Spanien, Berlin 1799; von FISCHER auch: Gemälde von Madrid, Berlin 1802. Die hier genannte Reiseliteratur ist im Original in Corvey und verfiel in der Universitätsbibliothek Paderborn vorhanden.

<sup>3</sup> BECKER-CANTARINO, Bärbel: Die „Schwarze Legende“ – Zum Spanienbild in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 94 (1975), S. 183–203.

<sup>4</sup> FISCHER, Reise, S. 495.

<sup>5</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 94.

<sup>6</sup> Dazu BRÜGGEMANN, Werner: Die Spanienberichte des 18. und 19. Jahrhunderts, in: VINCKE, Johannes (Hg.), Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 1. Reihe, 12), Münster 1956, S. 1–146; s. auch BRIESEMEISTER, Dietrich: Percepciones de cambio en los relatos de viajes por España en la segunda mitad del siglo XVIII, in: TIETZ, Manfred (Hg.), La secularización de la cultura española en el siglo de las luces (Wolfenbütteler Forschungen 53), Wiesbaden 1992, S. 33–45.

deutet, auch hier mit Ausrichtungen, die bis heute spürbar sind: die Wiederentdeckung des „romancero“, des „Don Quijote“ und die Neubewertung des Theaters des „Siglo de Oro“, vor allem Calderóns. Der Tiefpunkt markiert zugleich die Wende, die Klage verlangt die Änderung des Zustands, der als unbefriedigend empfunden wurde.

Doch hier sei der Blick auch einmal auf das andere Ende der sozialen Skala gerichtet, auf jene Hunderte und Tausende, die in ihrer Heimat aus vielen Gründen keine Zukunft gesehen hatten und glaubten, im fernen Spanien ihr Glück machen zu können. So traf Kaufhold zu seiner Überraschung im unbekanntem Land deutsche Landsleute „von allen Classen, Leute in Bedienungen, Kaufleute und Handwerker, biedere Deutsche, und Erzschorken, Projectenmacher und Glücksritter[...]“.<sup>7</sup>

Unterhielten die Kaufleute meist Dependancen ihrer Handelshäuser, etwa in Cádiz, und hatten Handwerker oft in den Städten ihr Auskommen gefunden, so waren doch auch viele Immigranten einfach gescheitert. Sie dienten als Söldner in der Schweizer und in der Wallonischen Garde oder waren wie jene Bauern im Jahre 1767 von den Plänen des peruanischen Unternehmers Pablo Olavide und den Versprechungen eines jener Glücksritter, des Offiziers Johann Kaspar von Thürriegel, ins Land gelockt worden, um in der Unwirtlichkeit der Sierra Morena fast zugrunde zu gehen. Mit anderen Worten: Die Aussage, die Iberia sei „um 1800 fast noch eine terra incognita, ein weißes Feld auf der Karte der Itineraria“<sup>8</sup> gewesen, ist selbst ein Mythos, wenn auch dadurch verursacht, dass jene unglücklichen „Leute, die ihr Vaterland ausgespien hatte“<sup>9</sup>, unbeachtet geblieben waren. Hatten sie doch weder Volkslieder für Herder gesammelt noch Briefe an Goethe oder Schiller geschrieben, sie ließen keine Reiseberichte drucken und eventuelle private Aufzeichnungen sind bisher nicht verfügbar.

### Leopold Anton Kaufhold

Kaufhold und Fischer sind Reisende um des Reisens willen. Sie kommen vorbereitet, mit einer Erwartungshaltung, und erweisen sich doch zugleich als neugierig und offen. Dennoch zeigen beide ein ganz unterschiedliches Bild des bereisten Landes – Unterschiede, die wesentlich in den Persönlichkeiten der Autoren begründet sind. Kaufhold, über dessen Biographie nichts Näheres zu erfahren war, erscheint als ein ängstlicher, unzufriedener und nörglerischer Mann, der mühsam einen Status der Überlegenheit aufrecht zu erhalten versucht, den ihm die einfachen Spanier, denen er begegnet, häufig verweigern. Er ist interessiert am Neuen, aber es überfällt und erschreckt ihn sogleich, schon in den Pyrenäen auf dem damals üblichen Weg von Bayonne nach Madrid:

<sup>7</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 40.

<sup>8</sup> OPITZ, Alfred: Durch die Wüste, Lichter tragend ... Sozialgeschichte und literarischer Stil in den Reiseberichten über die Iberia um 1800, in: GRIEP, Wolfgang/ JÄGER, Hans-Wolf (Hg.), Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts (Neue Bremer Beiträge 1), Heidelberg 1983, S. 188–217, hier S. 188.

<sup>9</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 40.

„Ueberall zeigte sich die Natur in fürchterlicher Größe. Die Berge liegen hier so verworren durch einander, dass man gar keinen Ausgang sieht, und ihr Anblick ist so wild und so finster, dass einem davon die Brust ganz beklommen wird; zuweilen sahe ich zu den Gipfeln herab, die mich fast schwindelnd machten; oft gieng der Weg sehr knapp an ungeheuren Abgründen vorbei, und die Postknechte fuhren dabei immer Trab und Gallop, so dass ein einziger Stein im Weg vermögend gewesen wäre, Kutsche, Menschen und Vieh in den Abgrund zu werfen; ganz unbekannt mit dergleichen Fuhrwesen wurde mir wirklich nicht wohl dabei, und ich war recht froh, als gegen Mittag das Fürchterliche in der Natur etwas abnahm.“<sup>10</sup>

„Fürchterlich“, „verworren“, „wild“, „finster“ – das Erschrecken bleibt ein Leitmotiv, und es kann kaum verwundern, dass ein Reisender, dem ein Land so entgegen tritt, auch dessen Bewohner als prinzipiell bedrohlich empfinden muss:

Als ich den ersten Tritt auf spanischen Boden that, und diesen Blick, mit der schwarzbraunen widrigen Gesichtsfarbe, und zugleich die sonderbare kapuzinerfarbige Kleidung bemerkte, und überdieß noch das auffahrende (brusque) hitzige Wesen und feindselige Betragen gegen Fremde erfuhr: da glaubte ich in ein Land von Räubern und Mördern, oder feindseliger Wilden gekommen zu seyn, von denen ein Fremder wenig Gutes zu erwarten habe; und noch itzt, so oft ich einen Spanier ins Auge fasse, fühle ich das nemliche [...].<sup>11</sup>

Während im Zitierten das subjektive Moment noch erkennbar im Vordergrund steht, Leserin und Leser mehr über den Autor als über seinen Gegenstand erfahren, gerinnt dies an anderer Stelle zur scheinbar objektiven Charakterisierung eines ganzen Volkes, ungeachtet der Tatsache, dass zu jener Zeit von einem einheitlichen Nationalcharakter<sup>12</sup> überhaupt nicht gesprochen werden kann:

„Der Spanier ist ein abgesagter Feind von allen Fremden, jeder Reisende, den er erblickt, ist ihm ein Dorn in den Augen; denn er glaubt, dass Fremde nur zu ihm kommen, um ihn zu prellen, sich zu bereichern, und dann sein schönes Geld außer Landes zu schleppen; er verachtet den Fremden, weil er glaubt, dass diesen die Noth aus seinem Vaterlande nach Spanien, das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, hintreibt. Ueberall bemerke ich Ver-

<sup>10</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 19f.

<sup>11</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 265.

<sup>12</sup> Vgl. etwa die Differenzierung spezifischer Charaktere einzelner spanischer Regionen bei BELMONT [i. e. Heinrich Adolph Schümberg]: Erinnerungen an Spanien, belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Mit einzelnen Beziehungen auf den gegenwärtigen Krieg, Dresden 1823, S. 94–100.

achtung und Haß gegen Fremde, überall wurde der Fremde zum Ziel ihrer Spöttereien, grober Schimpfreden, Schmähungen und Beleidigungen gemacht.“<sup>13</sup>

In solchen Fällen sucht Kaufhold die Bestätigung durch andere Reisende und findet sie tatsächlich, etwa bei Franz Jenne, der 1790 eine bemerkenswerte „Vergleichung der Türken und Spanier“ vorlegte und in ihr die Spanier als Menschen schildert, denen „der Betrug von Natur eigen“ sei<sup>14</sup>. Gefährlich werden solche Urteile, wenn sie übernommen und weitergegeben werden – dies garantiert ihre lange Wirksamkeit. Als in deutschen Romanen Spanien zehn Jahre nach Kaufholds Edition zum Modethema wurde, fanden sich die hier zitierten Topoi regelmäßig wieder.<sup>15</sup> Indessen hat Kaufholds Bericht dennoch gerade dadurch einen besonderen Reiz, dass die verschiedenen Ebenen der Wahrnehmung und Darstellung oft unvermittelt nebeneinander stehen und sich dadurch beispielhaft die Entstehung oder Übernahme und Verfestigung von Vorurteilen beobachten lassen. So finden sich etwa – in einem Land, in dem fast keine Juden lebten – Ausbrüche eines heftigen Antisemitismus; es findet sich die kritiklose, von keiner eigenen Beobachtung gesicherte, aber eben auch durchschaubare Übernahme der für die „Leyenda negra“ typischen Gegenüberstellung der Möglichkeiten eines potentiellen „Elysium“ mit den „glücklichsten Menschen“ zu einer Wirklichkeit, in der „Pfaffengeist ein Land despotisiert“<sup>16</sup>. Aber es gibt eben auch realistische Wahrnehmungen, wertvolle Beobachtungen spanischer Besonderheiten und Randnotizen von einem Land, das sich doch nicht nur negativ von der Heimat unterscheidet. So registriert, um ein Beispiel zu nennen, der verwunderte Autor die große Achtung, mit der in Madrid den Frauen begegnet wird:

„Die Achtung gegen das Frauenzimmer geht durch alle Stände, ja ihre Vorrechte haben sogar ein gesetzliches Ansehn; eine Frau, die gegen ihren Mann klagt, behält größthenteils Recht; im Zweifel spricht der Richter allemal für sie [...]“<sup>17</sup>

An einer Stelle allerdings verlässt Kaufhold ganz die gewohnte Bahn und bricht aus den Grenzen aus, die ihm Furcht und Besserwisserei sonst gerne ziehen. Er blickt auf zu jenem „entzückend heitern Himmel“, unter dem „selbst der Unglückliche [...] allmählig seinen Kummer, seine Leiden vergessen, und Linderung und Ruhe in seine zerrissene Seele zurückkehren sehen“ muss. Hier wird nicht nur deutlich, warum der sonst so unzu-

<sup>13</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 29f.

<sup>14</sup> Die „Vergleichung“ in Franz JENNE: Jenne's Reisen nach Spanien, Piemont, der Lombardie und Tyrol (Jenne's Reisen 3), Frankfurt 1790, S. 306–314, hier S. 310.

<sup>15</sup> RUPPERT, Andreas: Zum Spanienbild in der deutschen Unterhaltungsliteratur 1800 bis 1850, in: Corvey-Journal, Heft 3 (1993), S. 5–15.

<sup>16</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 48.

<sup>17</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 334. Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Seltsame Ehescheidung“ von 1811 bewahrt noch einen Reflex solcher Verwunderung, s. Eberhard MECKEL (Hg.): Johann Peter Hebel Werke, Bd. 1, Frankfurt 1968, S. 240f.

friedene Autor dennoch Gefallen an diesem Land gefunden hatte, sondern es fällt auch für einen Moment ein ganz anderes Licht auf seine Bewohner:

„Dieses so unschätzbare Guth, das die Natur den Spaniern in so reichem Maaße schenkt, muß natürlich ihnen frohen Sinn, Heiterkeit und Freude geben; Melancholie gehört daher nicht zu dem Nationalcharakter des Spaniers; alles athmet hier Lust und Vergnügen; des Spaniers Seele ist so heiter wie sein Himmel; da hingegen Schwermuth und Dürsterkeit das Loos jener Bewohner ist, denen die Natur nur einen düsteren, traurigen und einen finstern Himmel beschieden hat. Der Spanier ist kein Fremdling von diesem glücklichen Vorzuge, und er nennt einen trüben, finstern, regnerischen Himmel, einen deutschen Himmel.“<sup>18</sup>

Hier klingt ein Motiv an, das noch überaus wirksam werden sollte: die Begeisterung über die südliche Natur, die Sehnsucht nach des Himmels Bläue am Tage und nach den sternenübersäten Nächten. Und zugleich ist hier erstmals eine Wahrnehmungsgrenze markiert, die Trennung zwischen einem Land als Reiseziel und seinen Bewohnern, wie sie für den späteren Tourismus typisch werden sollte: Während jenes für die verfügbar gemacht wird, die sonst unter dem „trüben, finstern, regnerischen Himmel“ leben müssen, bleibt diesen die Rolle der pittoresken, oft nützlichen, zuweilen ärgerlichen Beigabe.

### Christian August Fischer

Fast entgegengesetzt ist das Bild, das Christian August Fischer zeichnet, der Spanien vom April 1797 bis zum Oktober 1798 bereiste. Er wollte sich ursprünglich an einer Handelsniederlassung in Lissabon beteiligen, gelangte aber nicht über die Grenze und versuchte darauf hin in Cádiz und Málaga vergeblich sein Glück.<sup>19</sup> Der Autor, dem später eine Universitätskarriere den Lehrstuhl für Kulturgeschichte und schöne Wissenschaften in Würzburg einbrachte, bis ihn Streitigkeiten mit dem bayerischen Staat diese Stellung kostete, hatte mehrere Reiseberichte veröffentlicht und auch seine Spaniererfahrungen in Zeitschriften und Monographien ausgewertet. In diesen Berichten fallen seine unbekümmerte Offenheit und die Bereitschaft auf, sich ganz auf das fremde Land einzulassen und außerhalb vorgegebener Schemata dessen aktuelle Wirklichkeit aufzunehmen und angemessen zu würdigen.

Fischer durchquerte die Pyrenäen im Schneeregen und Hagel, aber ihn, der die Alpen kannte, schreckte dies nicht und hinderte ihn nicht, die Großartigkeit dieser Landschaft zu preisen. Auch hier kann der erste Eindruck als Leitmotiv genommen werden, als Ausgang für eine objektive Schilderung, zu der allerdings dann eine subjektive Schärfe hinzutritt, wenn es darum geht, das Land und seine Bewohner gegen die seinerzeit üblichen Vorurteile zu verteidigen. Sein Spanienbild ist ein in jeder Hinsicht positives und ein

<sup>18</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 2, S. 16f.

<sup>19</sup> Schilderung des Versuchs der illegalen Einreise nach Portugal in Christian August FISCHER: Reiseabenteuer, Bd. 1, Dresden 1801, S. 221–240.

teile zu verteidigen. Sein Spanienbild ist ein in jeder Hinsicht positives und ein Beispiel dafür, wie die persönliche Disposition über die Möglichkeiten von Erfahrung entscheidet – es leuchtet ein ganz anderes Spanien auf als bei Kaufhold und Jenne:

„Überhaupt findet man bei den Spaniern ein natürliches Gefühl von Recht und Billigkeit, von Ehrlichkeit und Großmuth, das sich in allen ihren Handlungen äußert, und diese Nation jedem unpartyischen Beobachter so werth macht. Indessen sind die Spanier auf der andern Seite nichts weniger als enthusiastisch zuvorkommend gegen neue Bekanntschaften, vorausgesetzt, dass sie nicht ihr Mitleid erregen. Sie sind etwas zurückhaltend und misstrauisch, prüfen und bestimmen sich langsam, gaben sie sich aber einmal erklärt, haben sie Wort und Versprechen gegeben, so kann man fest auf sie rechnen.“<sup>20</sup>

Die Ehrlichkeit gilt Fischer überhaupt als grundlegendes Charaktermerkmal der Spanier,<sup>21</sup> wenn er ihnen auch Fremden gegenüber ein berechtigtes Misstrauen zugesteht. Aber auch sonst zeichnet er helle Töne, wie es an seiner Darstellung des Reisens selbst deutlich wird. Die üblichen Klagen über das Fehlen von Postkutschen, den schlechten Zustand der Wege, die kritischen Anmerkungen zum Feilschen der Fuhrleute um die Preise, die schlechten Unterkünfte und die mangelnde Versorgung in „posadas“ und „ventas“ weist er als aus früherer Literatur übernommene Gerüchte zurück und setzt ihnen nicht nur die eigene Erfahrung, sondern auch Argumente entgegen.

So führt er in seiner Abhandlung „Über das Reisen in Spanien“<sup>22</sup> die vielfältigen Möglichkeiten auf, auch ohne zentral organisiertes Postkutschenwesen das Land durchqueren zu können: Extraposten, die die Strecke Bayonne–Madrid in sechs Tagen zurücklegen; Lohnkutscher mit schwerfälligen, von sechs Maultieren gezogenen „coches“, den damaligen „Omnibussen“; von zwei Maultieren gezogene „calesins“, die damaligen „Taxis“; das Reiten „a Caballo, wie die Spanier sagen, ob es gleich immer Maulthiere sind“<sup>23</sup>, wobei die Besitzer der Maultiere den Reisenden zu Fuß begleiten; oder zuletzt die Möglichkeit, sich selbst bei den „arrieros“, den Spediteuren, die in Karawanen das Land durchzogen, als „Fracht“ aufzugeben. Dieses „venir por arroba“ – die „arroba“ entsprach etwa 25 Pfund – war zwar die billigste, aber auch eine etwas schimpfliche Art des Fortkommens, nur die Begleitung der Karawanen zu Fuß war noch weniger angesehen. Tatsächlich wurden Reisende, die unberitten waren, zum Gesindel gerechnet und „in ganz Spanien als Unglückli-

<sup>20</sup> FISCHER, Reise, S. 243.

<sup>21</sup> So auch BELMONT, der den Satz „Soy un castellano“ als Synonym für Ehrlichkeit zitiert: Erinnerungen, S. 97.

<sup>22</sup> FISCHER, Reise, S. 493–526.

<sup>23</sup> FISCHER, Reise, S. 507.

che bedauert“<sup>24</sup> – Seumes 1802 unternommener „Spaziergang nach Syrakus“ wäre hier nicht gut vorstellbar gewesen. Kaufholds häufig schlechten Erfahrungen sind sicher auch dadurch provoziert, dass er öfter „keine Cavallerie“ hatte und dann, trotz klingender Münze im gefüllten Beutel, in den Wirtshäusern nicht aufgenommen wurde.<sup>25</sup>

Finden Leserin und Leser sonst über diese Wirtshäuser nur harte Urteile, so wechselt Fischer mit dem Hinweis die Blickrichtung, dass man sie „nach spanischen Sitten beurtheilen“ müsse.<sup>26</sup> Darin liegt eine entscheidende Korrektur, wie sie als Anspruch bis heute gültig ist: Gegenüber dem Blick von außen, der leicht zum Blick von oben herab wurde, steht nun die Forderung, das Betrachtete aus sich selbst heraus zu verstehen und ernst zu nehmen. Fischer weist zum Beispiel auf die noch geringe Zahl von Reisenden hin und auf ihre Gewohnheit, eigenen Proviant mitzuführen, die es für die Wirte zum Risiko machte, auf Vorrat zu kochen. In den „posadas“ innerhalb der Ortschaften sind die Wirte jedoch bereit, nach den Bedürfnissen des Reisenden einzukaufen und zu kochen; bei den isoliert an den Straßen liegenden „ventas“ ist dies dagegen in der Regel nicht möglich.

Auch die Preisforderungen von Fuhrleuten und Wirten bewertet Fischer anders, wenn er auf den allgemeinen innerspanischen Preisanstieg verweist. Dies klingt vertraut: Wie viele Touristen beklagen heute, dass Spanien kein „Billigland“ mehr sei, ohne zu sehen, dass dies auch und zuerst ein Problem der Einheimischen selbst sein könnte. Fischers 1799 angesichts der allgemeinen Kritik gestellte Gegenfrage: „Wovon sollen diese Leute sich und ihre Kinder erhalten?“<sup>27</sup> wirkte auch heute noch ungewöhnlich und unterschiede den Fragesteller von der Mehrheit der Reisenden. Ein letztes Gegenbild betrifft die Erfahrung bei Übernachtungen in den Gasthöfen. Will etwa Jenne in ihnen nur „schmutzige und stinkende Löcher statt der Zimmer“<sup>28</sup> gefunden haben, so sah Fischer „große breite Betten, worin im Nothfall wohl drey Personen schlafen können, reine Matrasen, reine Tücher und Decken.“<sup>29</sup>

Unvermittelt stehen daneben jene Hinweise, die zeigen, wie wenig auch das Bild statischen Verharrens des Landes in der Rückständigkeit berechtigt war, wie auch hier ein Fortschritt für den erkennbar ist, der ihn wahrnehmen will. Schon bei der Einreise zeigt Fischer seine feine Sensibilität für die Kräfte, die im Lande spürbar sind: „Die Luft war mild und warm, in der Ferne leuchteten die Eisenhämmer, und die Töne der Ambosse vermischten sich mit dem dumpfen Klange der Maulthierglocken.“<sup>30</sup>

<sup>24</sup> Diese Erfahrung bestätigen auch andere Reisende, s. etwa Franz Xaver RIGEL: *Erinnerungen aus Spanien*. Aus den Papieren des Verfassers des Siebenjährigen Kampfes auf der Pyrenäischen Halbinsel von 1807 bis 1814, Mannheim 1839, S. 344f.

<sup>25</sup> KAUFHOLD, *Spanien*, Bd. 1, S. 28.

<sup>26</sup> FISCHER, *Reise*, S. 517.

<sup>27</sup> FISCHER, *Reise*, S. 519f.

<sup>28</sup> JENNE, *Reisen*, S. 307.

<sup>29</sup> FISCHER, *Reise*, S. 518f.

<sup>30</sup> FISCHER, *Reise*, S. 125.

Später verteidigt er die Errungenschaften spanischer Wissenschaft, verweist unter häufigen Seitenhieben auf die aus den französischen Reiseberichten übernommenen Vorurteile etwa auf die funktionierende *Policey* in einem Madrid, das „schon seit fünf und zwanzig Jahren unter die reinlichsten Städte von Europa“<sup>31</sup> gehört, oder auf die Leistungen beim Bau der „caminos reales“, „welche die deutschen und neufranzösischen in vielen Gegenden weit übertreffen“<sup>32</sup>, um zuletzt die Frage zu stellen: „Wird man endlich dem Spanier Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Wird man endlich einsehen, dass es keine Barbaren mehr sind?“<sup>33</sup>

Fischer verbindet Offenheit und Toleranz, er kann als Protestant sogar, ohne wie andere Autoren ausfällig zu werden, damit leben, dass der Begriff „katholisch“ in der Umgangssprache ganz fehlte und die Einheimischen allein zwischen „buenos cristianos“ hier und „judíos“ oder „moros“ dort unterschieden.<sup>34</sup> Seine Bereitschaft zur Akzeptanz des Fremden reicht von den heiligsten Dingen bis zu den profansten: Er beschreibt das soziale Wirken religiöser Bruderschaften, weist auf die gesunkene Bedeutung der Inquisition hin, schildert Gerichtsverfahren und Urteilsvollstreckungen, nennt die „tertullas“, die Abendgesellschaften als wesentliches Element des kulturellen Lebens, klassifiziert die Huren auf Madrids Straßen und Plätzen und erwähnt, wie in Cádiz der aus Afrika wehende „Solano“ die Sinnlichkeit bis zur Wollust anfacht.

Fischer, der seine Bücher auch verkaufen will, „bedient“ nebenbei schon einen kommenden touristischen Markt mit einer ausführlichen, wenn auch in der für „Reiseführer“ typischen Weise eher langweiligen Aufreihung der in der Hauptstadt zu findenden Bibliotheken und der verschiedenen Paläste mit ihren Gemäldesammlungen – und, den sinnlichen Genüssen des Alltagslebens zugeneigt, noch mit der Versicherung, dass man sogar der spanischen Küche ein Vergnügen abgewinnen könne, während noch Kaufhold „ihre Kocherey“ für „durchgehend schlecht“ hält.<sup>35</sup> Da ist nichts, was seinem Blick entgeht und das er nicht für erwähnenswert hält. So legt dieser Autor ein breites und realistisches Gemälde des Volkes vor, in dessen Mitte er sich aufhält. Er treibt sich auf Straßen und Plätzen herum und lässt das dort Erlebte für Leserinnen und Leser in eindrucksvoll lebendigen Bildern wieder erstehen:

„Hier tönen Guitarren und Boleros; dort singt eine Balladensängerin die letzte Mordgeschichte ab; hier donnert ein wohlbeleibter kupfriger Missionarius von seinem Bänkchen hernieder dem demüthigen Haufen eine Bußpredigt vor; und dort wird eine verliebte Bestellung gemacht.“<sup>36</sup>

<sup>31</sup> FISCHER, Madrid, S. 305.

<sup>32</sup> FISCHER, Reise, S. 515.

<sup>33</sup> FISCHER, Madrid, S. 320.

<sup>34</sup> FISCHER, Reise, S. 247.

<sup>35</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 32.

<sup>36</sup> FISCHER, Madrid, S. 162.

Ihm gelingt es, selbst noch akustische Eindrücke zu beschwören, etwa den Ruf der Wasserträger: „*Agua fresca! Agua fresca! Agua fresquita! Qien bebe? quien quiere? Ahora viene de la fuente*“<sup>37</sup>, oder das Locken der von ihm sogenannten „Freudenmädchen“: „*Como va? Como te hallas querido? Quieres ver mi quartito?*“<sup>38</sup> Es handelt sich nicht nur um fast ethnographisch genaue Informationen, sondern auch um zum Text geronnene Beschwörungen der eigenen Erinnerung des Autors und zugleich eine Anregung der Imaginationskraft der Leser, der man sich auch heute kaum entziehen kann.

### Wilhelm von Humboldt und Friedrich Ludwig von Vincke

Fischers Erleben führte ihn zur Aufforderung: „Reiset ruhig nach Spanien! Die Zeiten der Finsterniß sind vorbei, die Autodafé vergessen!“<sup>39</sup> Seine Berichte wurden gelesen, Wilhelm von Humboldt zum Beispiel verweist auf ihn, Goethe wird ihn gekannt haben.<sup>40</sup> Sie wurden aber auch zur Handreichung für ein touristisches Interesse: Für den Bildungsreisenden, der in sein Konzept von europäischer Hochkultur nun auch Spanien einbezog und das Land des Cid und des Don Quijote aufsuchte, um aus der Literatur gewonnene Bilder dort wiederzufinden oder neu zu sehen. Wilhelm von Humboldt steht in einer merkwürdigen Weise am Scheidepunkt dieser Entwicklung. Gegenüber Goethe begründete er seine 1799 begonnene Spanienreise:

„Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigentümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele jener Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings notwendig, sie mit ihren eigenen Augen gesehen zu haben ... Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansas machen; und Don Quixote ... wird doch immer nur demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war und sich selbst unter Personen der Klassen befand, welche ihm Cervantes schildert.“<sup>41</sup>

Sicher hatte Humboldt den Anspruch, sich auf das bereiste Land so intensiv wie möglich einzulassen, für sich selbst weitgehend eingelöst. Dennoch wird auch eine Funktionalisierung deutlich – man las nicht Cervantes, um etwas über den spanischen Eseltreiber zu erfahren, sondern beobachtete den Eseltreiber, um Cervantes zu verstehen. Auch die längeren Abhandlungen über die antiken Ruinen von Sagunt<sup>42</sup> und den Montserrat, die

<sup>37</sup> FISCHER, Madrid, S. 160.

<sup>38</sup> FISCHER, Madrid, S. 163.

<sup>39</sup> FISCHER, Madrid, S. 332.

<sup>40</sup> HUMBOLDT in seiner im August 1800 an Goethe gesandten Abhandlung „Der Montserrat bei Barcelona“, in: Wilhelm von Humboldts Werke, Bd. 3, hg. v. Albert LEITZMANN (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften 3), Berlin 1904 (ND 1968), S. 30–59, hier S. 34.

<sup>41</sup> HUMBOLDT, Montserrat, S. 30f.

<sup>42</sup> Wilhelm von HUMBOLDT: Über das antike Sagunt, in: LEITZMANN, Werke, Bd. 3, S. 60–113.

Humboldt nach seiner Reise verfertigte, haben mit dem zeitgenössischen Spanien nicht sehr viel zu tun. Deutlich wird zudem ein bemerkenswerter Rollentausch, wie ihn auch auf eher abstrakter Ebene eine Tagebuchnotiz zur Betrachtung des Morgenhimmels bei Jerez de la Frontera zeigt: „Ich sah viele Sterne des Centauren sehr gut unter der Jungfrau, die ich mich nie bei uns gesehen zu haben erinnere, und grüßte so diese fremden Gäste aus einer anderen Hemisphäre.“<sup>43</sup>

Die Freude des Bildungsreisenden an verklärter Geschichte verbindet sich mehr oder weniger stark mit der Sehnsucht nach südländischer Natur, wie sie in Kaufholds emphatischem Ausruf schon anklang. Hier ist die Entwicklung zur Haltung jener Reisenden eingeleitet, die mit leuchtenden Augen die Alhambra durchstreiften, während die Wohnhöhlen der Besitzlosen am gegenüber liegenden Hügel wie im Guckkasten ausgeblendet wurden. Zwei Formen touristischen Interesses richteten sich jetzt auf Spanien, um es nicht wieder aus dem Blick zu verlieren.

Ein sprödes Gegenbild gegen diese Haltung findet sich im Tagebuch eines preußischen Beamten.<sup>44</sup> Im Januar 1802 brach der spätere Oberpräsident der Provinz Westfalen, Friedrich Ludwig von Vincke, nach Spanien auf, um dort im Auftrag der preußischen Regierung Merinoschafe einzukaufen. Es war die erste große Bewährungsprobe für den 28-jährigen. Er löste sie zur Zufriedenheit und hatte nach der Einschiffung der Herde in Bilbao noch einige Monate Zeit für eine private Reise durch das Land. Hier konfrontiert er nun das Gesehene mit den vorgegebenen Bildern und wundert sich: Statt der Zitronen- und Orangenhaine in Andalusien fand er nur ein sonnenverbranntes und in weiten Teilen unbebautes Land vor. Der immer blaue Himmel erweckt in ihm die Sehnsucht nach den Regenwolken des Münsterlandes, und die Begeisterung seiner Begleiter, die es bedauern, nicht in jenem gesegneten Landstrich leben zu können, bleibt ihm rätselhaft. Nur einmal formuliert er eine eigene Ahnung von der historischen Bedeutung der maurischen Zeit, aber nicht angesichts der Alhambra, sondern vor den von den Bergen herab sichtbaren Bewässerungsanlagen um Granada. Sein Bedauern gilt dann jedoch nicht der Unkenntnis gegenüber der geistigen Kultur jener Epoche, sondern dem Mangel an Wissen über eine politische Verfassung, die solche Anlagen hervorzubringen vermochte.

Vincke lässt sich nicht auf das Fremde ein, Spanien ist ihm ein Land, „welches wenigstens ein Jahrhundert gegen alle kultivirten Länder Europas zurück ist“<sup>45</sup>. Erst in Katalonien bessert sich seine Laune, mit der bemerkenswerten Begründung: „Land und Men-

<sup>43</sup> Wilhelm von HUMBOLDT: Tagebuch der Reise nach Spanien 1799–1800, in: Wilhelm von Humboldts Tagebücher, Bd. 2, hg. v. Albert LEITZMANN (Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften 15), Berlin 1918 (ND 1968), S. 47–355, hier S. 250.

<sup>44</sup> Friedrich Ludwig von VINCKE: Die spanische Reise, in: BODELSCHWINGH, Ernst von: Das Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke nach seinen Tagebüchern bearbeitet, Bd. 1, Berlin 1853, S. 146–209.

<sup>45</sup> VINCKE, Reise, S. 210.

schen scheinen nicht Spanien anzugehören<sup>46</sup>, und am Ende rechnet er ganz kaufmännisch ab:

„Ich fand meine Erwartungen von dem Lande nicht befriedigt, aber die Reise bleibt mir doch in vieler Hinsicht nützlich und wichtig; ich möchte sie um keinen Preis noch einmal machen, aber es ist mir auch nicht leid, sie gemacht zu haben [...].“<sup>47</sup>

So unterschiedlich sie im Ergebnis auch sind, so berühren sich doch beide hier nur kurz angerissenen Sehweisen darin, dass sie das bereiste Land funktionalisieren, dass sie das Betrachtete im Status des Objektes verlassen und an seiner ganz eigenen Identität weitgehend vorbeischnitten.

### Deutsche Offiziere

Die spanische Bevölkerung meldete sich aber als historisches Subjekt am 2. Mai 1808 unüberhörbar zu Wort. Wenn man neben Vincke noch einmal auf Kaufhold zurückgreift, der mit erstaunlicher Arroganz behauptete: „In Absicht auf Politik ist der Spanier eine wahre Null; Staatsangelegenheiten sowohl innere wie äußere gleiten wie die Bilder des Traums vor seiner spiegelglatten Seele vorbei, ohne irgendeine bleibende Spur zu hinterlassen.“<sup>48</sup>

Vor dieser Einschätzung wird man verstehen, welche Sensation die Nachrichten von jenem Aufstand in Madrid für eine Öffentlichkeit hervorriefen, deren Blick seit 1789 ganz auf Frankreich gerichtet war. Tatsächlich war aber Spanien, wenn auch vielfach nicht wahrgenommen, von Anfang an in den Zusammenbruch der alteuropäischen Ordnung involviert. Während die traditionelle Regierung eines aufgeklärten Zentralismus die revolutionären Umtriebe aus dem Norden abzuwehren versuchte, setzte Manuel Godoy, der seit 1792 fast unumschränkt regierende Günstling der Königin, ganz auf die Kooperation mit Napoleon. Dieser kannte aber auch für die Iberia nur die Unterwerfung und sah nach dem Frieden von Tilsit 1807, der die französische und die russische Machtsphäre in Europa definierte, den Zeitpunkt gekommen, auch ihre Länder seinem Herrschaftsbereich zu inkorporieren. Die beiden zerstrittenen spanischen Bourbonen, Karl IV., der am 19. März 1808 abgedankt hatte, und sein Sohn und Nachfolger Ferdinand VII., wurden im April 1808 nach Bayonne zitiert und zum Thronverzicht gezwungen. Dies öffnete Napoleon den Weg, seinen Bruder Joseph zum spanischen König zu designieren und eine eigene Verfassung zu proklamieren.

Nun ist es nicht so, dass dieses Oktroi ohne Unterstützung in Spanien selbst geblieben wäre. Es gab hier Reformkräfte, die den im 18. Jahrhundert auch in Spanien teilweise umgesetzten Grundsätzen eines „aufgeklärten Absolutismus“ anhängen und nun mit

<sup>46</sup> VINCKE, Reise, S. 207.

<sup>47</sup> VINCKE, Reise, S. 209.

<sup>48</sup> KAUFHOLD, Spanien, Bd. 1, S. 268.

Frankreichs Hilfe entscheidende Entwicklungsschritte realisieren zu können hofften. Es handelte sich um jene „afrancesados“ oder „josefinos“, die mit Hilfe der Verfassung von Bayonne die Chance sahen, spanische Rückständigkeit in großen Schritten zu überwinden und das Negativbild der „Leyenda negra“ endgültig zu korrigieren.

Wichtiger für die innenpolitische Entwicklung Spaniens waren längerfristig zwei andere Faktoren. Zum einen gab es die königs- und kirchentreuen „serviles“, für die ein Monarch als Erbe jener Revolution, die eine Königin und einen König ermordet und der Göttin Vernunft gehuldigt hatte, untragbar war. Auf der anderen Seite standen die „liberales“ oder „progresistas“, deren Reformvorstellungen letzten Endes auf eine konstitutionelle Monarchie zielten, die eine neue politische Ordnung in Spanien wollten und sich dabei auf die noch kleine Schicht einer einheimischen Bourgeoisie stützten. Sie besaßen die stärkste politische Potenz, wenn sie auch ihre Ziele erst spät und nach einem langen Bürgerkrieg zumindest teilweise umsetzen konnten.

Entscheidend sollte aber etwas anderes werden. Die spanische Bevölkerung zeigte, quer durch alle Schichten, Stände und Landschaften, eine militante Reaktion mit zwei einfachen, allgemein verständlichen und kompromissfähigen Forderungen: die nach der Vertreibung der Okkupanten um jeden Preis und die nach einer Rückkehr Ferdinands als König. Das Volk warf Manuel Godoy am 17. März 1808 aus seinem Palast in Aranjuez und erhob sich am 2. Mai in der Hauptstadt gegen die französische Besatzung. Dies war nicht mehr der Staat, „von dem man noch vor wenigen Monaten behauptete, er gehöre kaum zu Europa“, wie es ein österreichischer Diplomat formulierte,<sup>49</sup> sondern ein Land, das die Aufmerksamkeit der gesamten europäischen Öffentlichkeit fesselte. Sie beobachtete einen Widerstand gegen die gleiche französische Herrschaft, der sich die meisten deutschen Staaten mehr oder weniger willig unterworfen hatten.

Die Reaktionen in Deutschland waren heftig. Über Spanien wurde in den folgenden Jahren in den Journalen so ausführlich berichtet wie noch nie zuvor und auch die Unterhaltungsliteratur nutzte die „Konjunktur“ spanischer Sujets. In Preußen fand die von Madrid ausgegangene Erhebung begeisterte Zustimmung, wie es etwa der Oberst Andreas von Schepeler bezeugt.<sup>50</sup> Von Schepeler selbst meldete sich in England, wo eine „Königlich Deutsche Legion“ aufgestellt wurde, und kämpfte mit ihr auf der Seite der Aufständischen. Er blieb bis 1823 im Lande, heiratete eine Spanierin, zeigte Interesse an Geschichte und Kultur, sammelte historische Dokumente und Gemälde und war zuletzt offensichtlich ganz jenem Land verfallen, in das er doch eher zufällig gekommen war. Nach Deutschland zurückgekehrt sollte dieser „Zeitzeuge“ mehrere Darstellungen seiner Erlebnisse und

<sup>49</sup> Clemens Wenzel von HÜGEL: *Spanien und die Revolution*, Leipzig 1821, S. 11.

<sup>50</sup> Andreas von SCHEPELER: *Geschichte der spanischen Monarchie von 1810 bis 1823*, Bd. 2, Aachen 1830, S. 6, Anm. 1.

historische Abhandlungen veröffentlichen, die bis heute einen Fundus wertvoller Informationen bieten.<sup>51</sup>

Es gab aber auch in den französischen Reihen deutsche Sympathisanten. Eindrucksvoll gibt Philipp Joseph von Rehfues, der in französischem Gefolge just an jenem 2. Mai 1808 in Bayonne aufgebrochen war, den Standpunkt der „afrancesados“ wieder: Dass gegenüber den Verkrustungen der spanischen Gesellschaft nur die Umwälzung aller Verhältnisse von außen das Land modernisieren könne.<sup>52</sup> Der Madrider Aufstand war ihm ein unbegreifliches Gräuöl und der anhaltende Widerstand der Bevölkerung blieb ihm immer unverständlich, wobei dies allerdings keine private, sondern der Reflex der vorherrschenden Einschätzung war, die eine wesentliche Ursache für das Scheitern Frankreichs darstellte.

Eine dritte Kategorie von „Reisenden“ aber trat auf den Plan, als die deutschen Rheinbund-Fürsten auf Napoleons Aufforderung hin Truppenkontingente nach Spanien schickten. Nassauer, Badener, Sachsen, Frankfurter, Lipper und Angehörige anderer Kleinstaaten, die später in der Deutschen Division zusammengefasst wurden, kämpften nicht nur nicht für ihre eigene Freiheit, sondern gegen die eines fremden Volkes, das ihnen nichts getan hatte. Von Offizieren dieser Einheiten liegt eine ganze Reihe von Berichten vor, in denen sie nach der Rückkehr ihre Eindrücke verarbeiteten. Problematisiert haben sie ihren Einsatz kaum, es genügte ihnen für den Marsch in das ferne Land die vom badischen Second-Lieutenant Karl Franz von Holzling formulierte Begründung, „ein ächter Soldat dürfe nie nach dem Beweggrunde fragen, sondern er müsse unbedingt dem Befehle seines Fürsten gehorchen.“<sup>53</sup>

Jene Deutschen waren überrascht. Sie kamen nicht aus eigenem Interesse an Land, Leuten oder spanischer Kultur und sie waren in keiner Weise auf eine solche „Reise“ vorbereitet. Sie knüpften – außerhalb des rein militärischen Geschehens – in gewisser Hinsicht an die Neugierde an, wie sie zehn Jahre zuvor Kaufhold und Fischer ausgezeichnet hatte, doch waren ihre Erfahrungen teilweise elementarer und unverfälschter, ihre Reaktionen spontaner und nicht durch die „touristischen“ Mechanismen gefiltert. Zu den gerade durch seine Naivität auffälligsten Beispielen gehört etwa der Bericht des erwähnten Second-Lieutenants von Holzling, der im Mai 1810 in der Kleinstadt Lillo nahe Toledos von

<sup>51</sup> Dazu JURETSCHKE, Hans: El coronel von Schepeler. Carácter y valor informativo de su obra historiográfica sobre el reinado de Fernando VII, in: Revista de Estudios Políticos, Nov.–Dez. (1962), S. 229–249.

<sup>52</sup> Philipp Joseph von REHFUES: Spanien. Nach eigener Ansicht im Jahr 1808 und nach unbekanntenen Quellen bis auf die neueste Zeit, 4 Bde., Frankfurt 1813.

<sup>53</sup> Karl Franz von HOLZING: Meine Gefangennahme in Spanien, vierjährige Gefangenschaft in Alicante, auf den balearischen Inseln, und endlich, nach erlangter Freiheit, die Rückreise in's Vaterland über Genua durch die italienische und teutsche Schweiz, nebst Gedichten und Charaden, Mannheim 1825, S. 32. Vgl. dazu auch seine Erinnerungen: Unter Napoleon in Spanien. Denkwürdigkeiten eines Rheinbundoffiziers (1789–1839), aus alten Papieren, hg. v. Max DUFNER-GREIF, Berlin 1937.

einer Guerilla-Gruppe überwältigt wurde und die nächsten vier Jahre in spanischer Gefangenschaft verbrachte.<sup>54</sup>

Tatsächlich erlagen manche von ihnen, wie der badische Hauptmann Franz Xaver Rigel, der Faszination jenes Landes „fern von der friedlichen Heimath, jenseits der Pyrenäen, unter einem andern Himmel, unter andern Menschen.“<sup>55</sup> Rigel veröffentlichte eine dreibändige Geschichte des Krieges in Spanien und ließ ihr 1839, ein Vierteljahrhundert nach seiner Rückkehr, Erinnerungen mit einer Landesbeschreibung folgen, die sich eng an Fischers Vorbild anlehnte.<sup>56</sup> Fasziniert war auch der sächsische Offizier Heinrich Schümberg, der in jenen Kriegszügen „die spanische Nation bewundern und verachten, lieben und hassen“ lernte.<sup>57</sup> Auch dies waren im Übrigen Wertungen, die auf direktem Weg in die deutsche Unterhaltungsliteratur übernommen wurden.

Es ist bemerkenswert, wie diese Krieger mit der Zeit deutliche Sympathien für die Aufständischen entwickelten. Natürlich hatte dies nach dem deutschen Befreiungskrieg auch legitimatorische Züge und Rigels Versicherung: „Es schmerzte uns, zur Vergrößerung der Macht eines fremden Staates [das] Schwert ziehen zu müssen“,<sup>58</sup> deckt den Schleier über die tatsächliche Beteiligung an jenen Gräueln, wie sie in den Bildern Goyas weit über Spanien hinaus bekannt wurden. Aber der gleiche Rigel respektierte doch die Tatsache, dass dieses Land sich plötzlich an der Spitze dessen befand, was allgemein unter Fortschritt verstanden wurde:

„Des Spaniers Arm ermüdet nimmer im heil’gen Kampf für sein Land und seine Sitte. Diese Alles hingebende Selbstverläugnung eines edlen Volkes wird als Muster glänzen in der Geschichte des Patriotismus’s, nachahmungswerth für jegliche Nation, die Vortreffliches in sich bergend, sich selbst gebieten kann.“<sup>59</sup>

Das war offensichtlich nicht mehr nur das Land Sancho Pansas, des Fandango und der Stierkämpfe. Erkennbar wird aber nicht nur eine Veränderung in der historischen Realität, sondern ein Wechsel der Werte: Freiheit und Nation, in ihrer Verbindung als Patriotismus, standen plötzlich ganz oben in der europäischen Werteskala. Von ihnen blieb in Deutschland nach den „Freiheitskriegen“ nicht viel übrig, am wenigsten die Freiheit.

<sup>54</sup> Zu Holzings Gefangennahme in Spanien s. auch RUPPERT, Andreas: Francisquete, in: *Tranvía* 33 (1994), S. 42ff.

<sup>55</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 1.

<sup>56</sup> Franz Xaver RIGEL: *Der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814, besonders meine eigenen Erfahrungen in diesem Kriege nebst Bemerkungen über das Spanische Volk und Land*, 3 Bde., Bd. 1 u. Bd. 2, Darmstadt, Bd. 3 Rastatt, 1819–1821; zu seinen Erinnerungen s. o.

<sup>57</sup> BELMONT, *Erinnerungen*, S. III.

<sup>58</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 31.

<sup>59</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 308.

Dennoch haben auch diese „Reisenden“ einen eigenen Blickwinkel und urteilen häufig nach militärischen Kriterien. So zogen sie etwa die Landschaft, die Kaufhold so maßlos erschreckte, in ihr strategisches Kalkül: die Schlucht von Las Salinas etwa war ihnen in erster Linie der „furchtbare Engpaß“<sup>60</sup>, in dem es regelmäßig zu Überfällen durch Guerrilla-Einheiten kam, und in den Gebirgen des Landesinneren erkannten sie vor allem das geeignete Terrain für jene neuartige Kampfform, deren Begriff und Vorstellung sie erstmals mit in die Heimat brachten, den kleinen Krieg, die „guerrilla“, die „immerwährende Unruh“<sup>61</sup>, wie sie von Schepeler nannte:

„Aber ist auch der Pyrenäenwall überstiegen; so bieten die übrigen zahlreichen Gebirge und Flüsse des Landes noch sehr viele natürliche Vertheidigungslinien dar, die bei einer genau berechneten Ausführung echt militärischer Kombinationen leicht gedeckt und schwer erobert werden können. Dieses Land ist überhaupt für den Stellungs- und Festungskrieg, vorzüglich aber für den kleinen Krieg sehr vortheilhaft geeignet, da es großen Theils aus natürlich verschanzten Feldlagern besteht.“<sup>62</sup>

Auch ein statistisches Interesse begleitet diesen militärischen Blick. Nun finden sich zwar statistische Angaben schon in den Landesbeschreibungen französischer und englischer Autoren, aber sie hatten bisher keinen Platz in deutschen Reiseschilderungen. Zwar zählte Fischer sehr genau die Bibliotheken in Madrid und führte akribisch die Gemälde im „Palacio nuevo“ an, doch militärisches Interesse war auf anderes gerichtet. So vermerken die Offiziere Rigel und Schümberg etwa exakt 100 Pyrenäenpässe, von denen 28 für Maultiere gangbar und nur sieben für Karren befahrbar waren,<sup>63</sup> 525 Straßen und 81 Plätze in Madrid, 9000 Häuser und 45000 Straßenlaternen, 39 Brunnen außerhalb und 661 innerhalb der Gebäude<sup>64</sup> – für die Angehörigen einer Armee, die die spanische Hauptstadt mehrfach besetzt hatte und mehrfach wieder räumen musste, waren das keine unwichtigen Details. Aber auch für spätere Leserinnen und Leser bietet die Anzahl der Straßenlaternen und Brunnen vielleicht eine ebenso wertvolle Information über den Zustand eines Landes wie die Angaben über die verfügbare Literatur oder die Pracht seiner Gemäldesammlungen.

### Resümee

Die Jahre zwischen 1790 und 1814 waren eine Umbruchzeit nicht nur allgemein für Europa, sondern auch speziell für Spanien. Parallel dazu und abhängig davon haben sich auch die Motive und Sehweisen der deutschen Spanienreisenden mehrfach verändert. Auf Dip-

<sup>60</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 269.

<sup>61</sup> SCHEPELER, *Geschichte*, Bd. 1, S. 314.

<sup>62</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 104.

<sup>63</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 103.

<sup>64</sup> RIGEL, *Erinnerungen*, S. 142f.

lomaten, Kaufleute, Siedler und Krieger früherer Zeit folgten Reisende um des Reisens willen, Neugierige auf der Suche nach dem Unbekannten, Bildungsreisende und romantische Schwärmer auf der Suche nach vermeintlich Bekanntem, und im Anschluss an sie wiederum Soldaten – die meisten von ihnen haben trotz der Unterschiede des Erlebens eine positive Erinnerung an dieses Land bewahrt. Sie alle haben durch ihre Veröffentlichungen wie auch durch ihre mündlichen Berichte, die sich zuweilen in den Schilderungen der Unterhaltungsliteratur wiedererkennen lassen, das Interesse an der Iberia geweckt und die Kenntnisse über sie gefördert. Auch durch die manchmal verzerrten Spiegelungen in den Köpfen der Autoren scheint immer auch das reale Bild des besuchten Landes hindurch. Das Fremde gewann an Anziehungskraft und verlor an Fremdheit: „Entdecken“ konnte man auch die Iberia nur einmal.

Die Berichte dieser Reisenden wurden nicht mehr neu aufgelegt, ihr eigentümlicher Wert wurde von der Wissenschaft gering geschätzt. Und doch entfalten sie einen ganz eigenständigen Reiz, wenn sie wie in einem Doppelspiegel Bilder des bereisten Landes wie auch die Denkweisen ihrer Autoren zurückwerfen. Überdies sind viele von ihnen schön zu lesen und vermögen es, Leserin und Leser in jene längst vergangene Epoche hineinzuziehen, von der sie handeln. Sie sollten als eigene Gattung der Literatur geschätzt und als historische Quellen ernst genommen werden.

## Vor 135 Jahren - Eine Festrede des Paderborner Oberlehrers Werneke zur Feier des Geburtstages von Kaiser Wilhelm I. am 22. März 1871<sup>1</sup>

*von Gerhard Düsterhaus*

Der siegreiche deutsch-französische Krieg von 1870/71, der in der Gründung eines einheitlichen Deutschen Reiches gipfelte und der dem König von Preußen den Titel „Deutscher Kaiser“ einbrachte, rief naturgemäß unter der Bevölkerung des Landes eine Welle nationaler Begeisterung hervor. Das Gymnasium Theodorianum blieb hiervon nicht unberührt, und so hielt denn der Oberlehrer Dr. Bernhard Werneke am Geburtstag des Kaisers eine Rede, die an Nationalstolz, man könnte auch Chauvinismus sagen, kaum zu übertreffen sein dürfte.<sup>2</sup> Dabei war die Begeisterung für das neu geschaffene Reich, ein Kleindeutschland, das Österreich, welches traditionell im Alten Reich das Oberhaupt gestellt bzw. später den Vorsitz in der Bundesversammlung eingenommen hatte, ausschloss, durchaus von unterschiedlicher Intensität. In der Stadt Paderborn schrieb zum Beispiel das lokale „Westfälische Volksblatt“: „Obgleich unsere Stadt mit seltenem Glanze die gewaltigen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 gefeiert, so ist doch keines der vielen Siegesfeste so großartig begangen, wie das 25jährige Papstjubiläum des greisen Pius des Neunten.“<sup>3</sup> Die staatliche Friedensfeier zum glücklichen Ausgang des Krieges wird in diesem Zeitungsartikel nur am Rande erwähnt, was Rückschlüsse auf die Haltung des politischen Katholizismus zum vorwiegend protestantisch geprägten Reich unter preußischer Führung zulässt.<sup>4</sup>

Für Oberlehrer Werneke waren solche Reaktionen auf das große Ereignis nicht erwähnenswert, denn für ihn standen einzig und allein die Kriegsleistungen, die Reichsgründung und die Person des Kaisers und Königs im Vordergrund. Da es sich beim Gymnasium Theodorianum um eine staatliche preußische Schule handelte, ist anderes kaum denkbar,

<sup>1</sup> Der folgende Beitrag erschien bereits im „Jahresbericht der Vereinigung ehemaliger Theodorianer“ (2006), S. 43–49 und wird hier mit Einverständnis des Verfassers und des Herausgebers in redaktionell leicht überarbeiteter Form nochmals veröffentlicht.

<sup>2</sup> WERNEKE, Bernhard: Der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 22. März 1871, in: Achtundvierzigster Jahresbericht über das Gymnasium Theodorianum zu Paderborn in dem Schuljahre 1871-72 [...], S. 5–23 (Archiv der Bibliothek für bildungsgeschichtliche Forschung, Berlin, Bd. 57).

<sup>3</sup> HÜSER, Karl: Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges (1871-1914), in: GÖTTMANN, Frank/ HÜSER, Karl/ JARNUT, Jörg (Hg.), Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Traditionsbindung und Modernisierung, Paderborn u. a. 1999, S. 128.

<sup>4</sup> HÜSER, Reichsgründung, S. 128.

weshalb der Direktor der Anstalt, Dr. Anton Joseph Schmidt, diese Huldigungsrede auch dem 48. Jahresbericht der Schule, der das Schuljahr 1871/72 umfasst, beifügte.<sup>5</sup>

Eigentlich sollte ein wissenschaftlicher Aufsatz oder eine akademische Rede, von einem Lehrer der Schule abwechselnd in deutscher oder lateinischer Sprache verfasst, dem Jahresbericht vorangehen, doch war es wohl angesichts der politischen Verhältnisse unmittelbar nach dem Kriege noch zu viel verlangt, die breiten Auswirkungen, die das neue Reich außen- und innenpolitisch mit sich brachte und auch die möglichen Weiterungen aus den herben Kriegsverlusten Frankreichs näher zu analysieren.<sup>6</sup> In seiner ein Jahr später verfassten Vorbemerkung zu seiner Rede lässt Werneke aber bereits Ansatzpunkte in dieser Hinsicht erkennen.

Diese Vorbemerkung betont die angebliche Forderung einer „gesunden Pädagogik, die Jugend von der Unruhe und dem Zwiespalt des politischen Lebens der Gegenwart fern zu halten“.<sup>7</sup> Laut Werneke gehört Politik nicht in die Schule, sie richte nur Schaden an, „wenn die Gegensätze [...] in ihre stillen Räume hineingetragen würden“.<sup>8</sup> Auch könne die Jugend noch kein eigenes Urteil über politische Tagesfragen haben. Ausnahmen kämen allerdings vor, z. B. wenn ein Volk in allen seinen Schichten nur von einem einzigen Gedanken erfüllt sei und alle Gegensätze aufgehoben schienen.

Ein solches Ereignis war laut Werneke der „von Frankreich so frivol heraufbeschworene Krieg“, in dem die „reifere Jugend“ das besondere Vorrecht hatte, „persönlich an dem Kampfe gegen den Erbfeind des deutschen Namens sich betheiligen zu können.“<sup>9</sup> Solche gewaltigen Tage „kommen im Völkerleben sehr selten vor und es wäre für eine deutsche Schule unmöglich gewesen, die mächtigen und erhebenden Eindrücke derselben von sich abzuwehren.“<sup>10</sup> Daher gezieme sich dieses Thema auch für die Rede am Geburtstag des Oberfeldherrn, zumal Werneke der Auffassung ist, dass die Erinnerung an die große Zeit schon zu verblassen scheint. Da jetzt Streitfragen die Einigkeit aufzubrechen drohen, fährt er fort, solle die Zeit der „Einmüthigkeit“ wieder wachgerufen werden. Das Gefühl „ein Volk von Brüdern“ zu sein, werde „die Tage des völligen Friedens und der ungetrübten Ruhe“<sup>11</sup> zurückbringen. „Unser deutsches Vaterland“, heißt es am Schluss, „steht gegenwärtig auf der Sonnenhöhe seiner Macht, seines Ruhmes und Glücks.“<sup>12</sup> Jetzt heißt es zusammenzuhalten, insbesondere wo blasser Neid, Furcht und Eifersucht der Nachbarn uns umschleichen, die auf Rache und Vergeltung lauern. Mit Schillers Worten: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. Hier sind die wahren Wurzeln Deiner Kraft“<sup>13</sup>

<sup>5</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg.

<sup>6</sup> Vgl. Jahresbericht 2005. Vereinigung ehemaliger Theodorianer, S. 77.

<sup>7</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 3.

<sup>8</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 3.

<sup>9</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 3f.

<sup>10</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 4.

<sup>11</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 4.

<sup>12</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 4.

<sup>13</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 4.

schließt Werneke im Juli 1872 seine Vorbemerkung, die, wie erwähnt, schon durch Hinweise auf das allmähliche Vergessen des großartigen Aufschwungs von 1870 und auf die Gefahren, die in der Zukunft drohen mögen, Ansätze zur Reflexion bietet, ganz im Gegensatz zu seiner Rede vom 22. März 1871.

In dieser macht er sich zum „Dolmetscher der Gefühle“ einer „geachteten Körperschaft“<sup>14</sup> und betont, dass an diesem Tage, verglichen mit allen Jahrhunderten zuvor, „unsere Brust kaum lauter schlagen könnte vor freudiger Lust und stolzer Begeisterung.“<sup>15</sup> Es ist dies keine gewöhnliche Geburtstagsfeier, „denn heute begrüßen wir in unserem Könige an seinem 74. Geburtstage zum ersten Male den in unvergleichlichem Siegesglanze strahlenden Feldherrn, den ruhmreichen Verteidiger des Vaterlandes, den Bezwingen unseres Erbfeindes, den Wiederhersteller des einigen deutschen Reiches, mit einem Wort den deutschen Kaiser, den ersten deutschen Kaiser aus dem erhabenen Hause der Hohenzollern, dem es am späten Lebensabend noch vergönnt ist, den ‚Traum der Jahrhunderte‘ in Erfüllung zu bringen.“<sup>16</sup> Diese Huldigung setzt sich fort mit dem Hinweis auf Kaiser Barbarossa, als dessen Inkarnation der neue Kaiser quasi den „Klüften des Kyffhäusers“ entstieg sei. Die in der Sage enthaltene Überzeugung, dass Deutschland wieder „gehoben und einig, gesittet und kraftvoll, geachtet und gefürchtet unter den Völkern des Welttheils dastehen werde“<sup>17</sup> habe sich nun erfüllt. Hinweise auf „des Reiches Herrlichkeit“, die Kaiserkrone, den erlauchten Herrscher König Wilhelm schließen sich an. Die Gegenwart ist „groß und gewaltig“ und „mit einem Stolze wie nie zuvor können wir uns Deutsche nennen.“<sup>18</sup> Ein solcher Glanz lag angeblich noch nie auf dem deutschen Volke.

Wie ist es nun zu solchen Ereignissen von weltgeschichtlicher Bedeutung gekommen? Es ist hierbei laut Werneke geradezu wunderbar zugegangen: „Mit frevelnder Hand hat ein Mann, der lange Jahre der Schrecken Europas und der Tyrann Frankreichs war, hat Kaiser Napoleon [III., Anm. d. Verf.] einen Brand entzündet, der Deutschland verzehren sollte.“<sup>19</sup> Die folgende Darstellung der Ereignisse, die zum Kriegsausbruch 1870 führen sollten, ist recht eigenwillig, selbst gemessen am Kenntnisstand eines Oberlehrers dieser Zeit, denn die damalige Presse berichtete durchaus über die wesentlichen Neuheiten und Schachzüge in der Frage der spanischen Thronkandidatur: In Deutschland habe tiefste Ruhe geherrscht, man war friedfertig zu allen Nachbarn, seit vier Jahren eifrig mit dem Neubau des Landes beschäftigt, „heiß brannte die Julisonne, die wogenden Saaten reiften der Ernte zu, [...] die Schüler erwarteten fröhlich die kommenden Ferien; die Staatsmänner ruheten aus von angestrenzter Arbeit und hatten sich auf Reisen oder auf ihre Land-

<sup>14</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 5.

<sup>15</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 5.

<sup>16</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 5.

<sup>17</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 6.

<sup>18</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 6.

<sup>19</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

güter begeben.<sup>20</sup> König Wilhelm erholte sich „von seinen Herrschermühen [...] an den sprudelnden Quellen des Bades Ems.“<sup>21</sup> Bismarck hatte sich auf sein Gut Varzin in Pommern zurückgezogen, um u. a. nach außen hin den angeblich rein dynastischen Charakter der spanischen Thronfolgefrage zu betonen, verfolgte jedoch die Ereignisse mit größter Aufmerksamkeit. In dieses friedliche Bild hinein erschallte nun plötzlich „von jenseits des Rheins wüster Kriegslärm.“<sup>22</sup> Grund hierfür sei, mit den Worten des Vortragenden, die Zusage eines deutschen Fürstensohnes, der rein zufällig den gleichen Namen führte wie „unser erhabenes Königshaus“, „dem zerrütteten Volke Spaniens seine Kraft und sein Leben zu weihen.“<sup>23</sup>

Der „corsische Caesar“ hatte jetzt den Vorwand, „die Furien des Krieges loszulassen“.<sup>24</sup> Dieser war nämlich nicht mit dem Thronverzicht des Prinzen zufrieden, sondern wollte Herrscher und Volk demütigen. „Er wollte eben Krieg haben und musste Krieg haben – und er hat ihn erhalten.“<sup>25</sup> Krieg ist zwar ein grausiges Wort, betont der Redner, doch als der König dem Unterhändler des Kaisers die Tür gewiesen hatte, erscholl ein „unermesslicher Jubel“ in ganz Deutschland. Der Hinweis darauf, dass die Ablehnung der völlig überzogenen Forderung Napoleons III. von Bismarck so instrumentalisiert wurde, dass dem französischen Kaiser nach dem Ehrverständnis des 19. Jahrhunderts keine andere Wahl als die Kriegserklärung übrig geblieben war, fehlt. Auch wenn die Einzelheiten damals noch nicht bekannt waren, so konnte doch jeder einigermaßen politisch Interessierte die französische Reaktion auf die sogenannte „Emser Depesche“ voraussehen. In dieser Geburtstagsrede kommt Bismarck nur sehr am Rande vor, die eigentlich handelnde Person ist immer König Wilhelm.

Verantwortung für den Krieg tragen jedenfalls ausschließlich Napoleon und seine „Napoleoniden“, die Söhne der „blutigsten aller Revolutionen“, die den wankenden Thron mit „Strömen von Blut“ immer von neuem kitten.<sup>26</sup> Jetzt sollte „das deutsche Blut“ den morschen Thron festigen. Napoleon hat Blut gefordert und bekommen und ist letztendlich darin versunken. „Die Rache des Himmels“ hat diesen „unseligen Fürsten“ zerschmettert. Größere Schuld als Napoleon trägt jedoch „die ganze französische Nation“, die es immer als ihr natürliches Recht erachtet hat, Deutschland anzugreifen, zu plündern und zu zerreißen. In einer historischen Revue wird auf Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon I. und ihre Nachfolger verwiesen, die nicht nur „deutsche Landschaften“ an sich gerissen, sondern die Einigung des Landes immer verhindert haben. Es ist die „Selbstüberschätzung der Franzosen“, ihre „kindische Ruhmsucht“, ihre „blinde Ländergier“ und ihre

<sup>20</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>21</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>22</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>23</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>24</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>25</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 7.

<sup>26</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 8.

„nagende Eifersucht“ auf Deutschland, die zum Ausbruch dieses Krieges geführt haben.<sup>27</sup> Hinzu kommen ein allgemeiner Chauvinismus und die „Rache für Sadowa“ [Königgrätz, 1866, Anm. d. Verf.]. Frankreich konnte halt nicht ertragen, dass „der französische Kriegeruhm durch Preußens Siege überstrahlt war.“<sup>28</sup> „Ganz Frankreich hat an uns gefrevelt“, heißt es weiter.<sup>29</sup> Da es glaubte, zum Kampfe fertig zu sein, hat es sich „leichten Herzens“ in ihn hineingestürzt, voll „Nationaleitelkeit“ und „Selbstüberschätzung“.<sup>30</sup> Im Gegensatz dazu ist der Deutsche immer „bescheiden“ und „neidlos“ gewesen. Deutschland hat inzwischen die Franzosen „an Macht, Ruhm und Bildung“ überflügelt.<sup>31</sup> Es hat Frankreichs Rolle in Europa übernommen und wegen dieses „Wechsels der Hegemonie“ war der Krieg unvermeidlich. Sittlicher Verfall, Hochmut, Missachtung von Tugend, Glauben und Familienleben haben dieses Volk entartet und entnervt. Somit hat es sein Schicksal jetzt selbst verdient.<sup>32</sup> Die Deutschen zeichnen sich dagegen „durch unverdorbenene Kraft und Tüchtigkeit“ aus, durch eine „geniale Leitung des Heeres“. Ein „entschlossener Wille“ stand gegen „zuchtlose Scharen.“ „Biederkeit, Frömmigkeit und Stärke“ kämen nach Wernekes Ansicht dem deutschen Volke in höherem Maße zu „als namentlich den Franzosen“, die „sittlich unterhöhlt“ und korrumpiert seien.<sup>33</sup> „Echt christlicher Glaube und gute Sitten“ wurzeln tiefer und sind weiter verbreitet als bei manchen Nachbarn. Diese begnügten sich oft mit einem Scheinchristentum und der rein mechanischen Erfüllung religiöser Vorschriften, was dem deutschen Charakter völlig widerstrebe. Die echte Sittlichkeit habe dem deutschen Volke „Kraft und Stärke“ erhalten, „die das Erbteil von unseren Ahnen aus Germaniens Urwäldern ist.“<sup>34</sup> Sie kennt keine „sittenlosen Höfe“, keine „entnervenden Laster“, keinen „üppigen Lebensgenuß“. Ein „rauer Himmel und ein karger Boden schützen uns vor solchem Verfall“.

Die Antwort auf die Kriegserklärung war eine Einmütigkeit, die alle Deutschen auf der ganzen Welt erfasste. Man war jetzt entschlossen „mit dem leichtsinnigen Volke [...] diesmal gründlich abzurechnen.“<sup>35</sup> Während das deutsche Heer „unvergleichlich“ genannt wird, ergänzt sich die französische Armee „vorzugsweise aus den niedersten Kreisen des Volkes, ja zum Teil aus dem Abschaum der verdorbenen großen Städte“, es hetzt sogar „seine wilden afrikanischen Regimenter, rohe Neger und zuchtlose Muhamedaner [...] gegen unsere blühenden Landschaften“ und verspricht ihnen neben „Mord, Brand und Raub [...] noch Ärgeres als Siegespreis.“<sup>36</sup> Dagegen ist das deutsche Heer „ein Volk in

<sup>27</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 9.

<sup>28</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 9.

<sup>29</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 9.

<sup>30</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 10.

<sup>31</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 11.

<sup>32</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 11.

<sup>33</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 12.

<sup>34</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 12.

<sup>35</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 13.

<sup>36</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 14.

Waffen“, ohne Standes- und Besitzunterschiede. Sein Aufmarsch verläuft wie ein Uhrwerk, seine Kämpfe sind immer siegreich. Frankreich jedoch leidet unter der „Unfähigkeit seiner Generale“. Die deutschen Armeen zeichnen sich auch durch Menschlichkeit und Großherzigkeit aus, König Wilhelm verkündet z. B. beim Einmarsch in Frankreich: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten, nicht mit den Bürgern Frankreichs.“<sup>37</sup> Und Prinz Friedrich Karl ruft seinen Soldaten zu: „Zeigt den Franzosen, dass das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist.“<sup>38</sup>

Im Folgenden streift Werneke kurz die erfolgreichen 17 bis 20 Schlachten „dieses wunderbaren Krieges“, wobei er reichlichen Gebrauch von allen möglichen Ableitungen des Wortes „Wunder“ macht. Wunder und Größe korrespondieren mit Gewinn und Sieg, mit Verlust und Niederlage. „Der Baum der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit“ wurzelt jetzt in diesen „blutgetränkten Feldern“ Frankreichs<sup>39</sup>, heißt es an anderer Stelle. Tapferkeit im Kampfe wird den Franzosen plötzlich nicht mehr abgesprochen, vor allem wenn es um den deutschen Sieg bei Sedan [2. September 1870] geht. Neben die Siegesbeute tritt aber auch die gewaltige Hilfsbereitschaft, die sich aus christlicher Liebe den Verwundeten ohne Unterschied von Freund und Feind zuwendet. Vergessen werden auch nicht die Leistungen der Feldpost, die Siegesmeldung des Königs an seine „erlauchte Gemahlin“, die letzten Kämpfe mit der republikanischen Regierung sowie die „festlich geschmückten Christbäume, bei deren Schein im Herzen des feindlichen Landes die rauen und doch so weichen Krieger sich einen Augenblick in die süße Heimat versetzt denken.“<sup>40</sup> Dieser Krieg trägt den Stempel des „Großartigen, Wunderbaren, Abenteuerlichen, Rührenden.“<sup>41</sup> Zweifellos war er den hohen Einsatz wert. Nicht nur wurden die „zuchtlosen Scharen des Feindes“ von Deutschlands „blühenden Gauen“ ferngehalten, sondern die Deutschen hätten auch die frühere „Schmach und Unbilde“ glänzend gerächt und dazu zwei Provinzen, „die schönsten des alten deutschen Reiches“ wiedergewonnen. Eine Kriegsentschädigung decke die materiellen Verluste der Nation, gesichert durch die Stationierung „bedeutender Heeresmassen“, die in den nördlichen Provinzen „auf Feindes Kosten“ leben. Wichtiger jedoch ist, dass Deutschland seine Selbstachtung durch das „wohlverdiente Glück“ dieses Krieges wiedergewonnen hat. Ein „siegreicher Heldenkönig“ trägt jetzt die deutsche Kaiserkrone. Er zieht unter dem Jubel des Volkes in seine Heimatstadt ein, Napoleon III. jedoch geht ins Exil. Kaisertum und deutsche Einheit geben dem Lande nun seine alte „Weltstellung“ wieder, es ist erneut die erste Macht in Europa, von der man jedoch im Gegensatz zu Frankreich „größere Maßhaltung, mehr Achtung vor fremdem Recht, mehr Ernst und Würde“ erwarten darf. Vor allem das deut-

<sup>37</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 16.

<sup>38</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 16.

<sup>39</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 17.

<sup>40</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 19.

<sup>41</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 19.

sche Element in Nordamerika wird von dieser neuen Stellung des Reiches profitieren, zumal es dort in einigen Gliedstaaten schon die Mehrheit besitzt. Deutschland ist das Griechenland der Neuzeit, es ist „wie neugeboren“, im „Vollbesitz seiner physischen, moralischen und geistigen Kräfte.“<sup>42</sup> Wie Griechenland nach den Perserkriegen so wird auch Deutschland erblühen und unvergängliche Werke hervorbringen. „Stolz und Hochgefühl“ zeigen sich jetzt, wo Deutschland an der Spitze der europäischen Völkerfamilie steht. Die Nation habe jetzt ein deutsches Vaterland und folge dem Banner des deutschen Kaiserreiches, heißt es weiter. Grundlagen dieses Reiches sind „demütige Gottesfurcht“, „Sitte und gute Zucht“, gegenseitige Treue und Liebe, echte Wissenschaft und wahre Bildung.<sup>43</sup>

Mit Dank an Gott, an die deutschen Fürsten, die todesmutige Tapferkeit des deutschen Heeres, die genialen Feldherrn, die Klugheit unseres großen Staatsmannes, die Opferfreudigkeit des gesamten Volkes und an den Kaiser als „74jährigem Heldengreis“, „Nestor und Achill in einer Person“ schließt Werneke seine Geburtstagshuldigung mit den Worten:

„Es lebe der deutsche Kaiser,  
König Wilhelm der Siegreiche  
Hoch!“

Es fällt heutzutage schwer, ein solches Zeitdokument, das ein Konglomerat aus Widersprüchen, Halbwahrheiten, nationaler Selbstüberschätzung, Triumphalismus, moralischer Herabwürdigung eines Gegners, Rachegedanken und Rechthaberei darstellt, gedanklich nachzuvollziehen. Falsch wäre es, dies alles dem Oberlehrer Werneke anzulasten, da er nur ausspricht, was auch andere Geistesschaffende, Dichter und Schriftsteller, Künstler, Professoren und Pastoren damals von sich gegeben haben, in deren Geist dann ganze Generationen erzogen wurden. Lässt man den Rekurs auf Werte und religiöse Grundhaltungen, die nicht recht zu den Rachegedanken passen wollen, einmal beiseite, so bleiben Vorstellungen übrig, die später mitverantwortlich für zwei Weltkriege waren: das Bewusstsein moralischer Überlegenheit („und so wird an deutschem Wesen einmal noch die Welt genesen“), ein Weltmachtstreben („Ein Platz an der Sonne“, verbrämt durch „Gott mit uns“), ein politisch-historisches Schwarzweißdenken, das keinen Raum für Zwischentöne ließ, Rassismus und Xenophobie („Neger“ und „Muhamedaner“) und eine ungezügelt Adoration militärischer Gewalt. Dass Politik selbst damals auch anders hätte gestaltet werden können, zeigen Bismarcks Grundsätze in der Außenpolitik, die er allerdings 1870/71 angesichts einer überschäumenden Nationalbewegung nicht mehr zur Geltung kommen lassen konnte oder wollte: Ein Friede in Europa, der auf Ausgleich der Interessen beruhte, auf Verzicht der Erniedrigung eines geschlagenen Feindes und der Einhal-

<sup>42</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 21.

<sup>43</sup> WERNEKE, Der deutsch-französische Krieg, S. 22.

tung der eigenen Grenzen. Der eingangs erwähnte Artikel im „Westfälischen Volksblatt“ weist in diesem Zusammenhang auf übernationale Institutionen hin, die die Enge rein nationalstaatlichen Denkens überwinden helfen und dessen Verabsolutierung verhindern. Es sollte lange dauern, bis in einem geeinten Europa ein Krieg als Mittel einer Politik der Machterweiterung oder zur Wiederherstellung nationaler Ehre auf Dauer unmöglich gemacht wurde.

## **Historische Museen in Ostwestfalen – ihre Bedeutung für Stadtimage und Stadtidentität**

*von Wiebke Abel*

Seit den 1970er Jahren kann man in Deutschland „einen Museums- und Ausstellungsboom von bislang ungekannten Dimensionen“<sup>1</sup> feststellen. In der Literatur zu Museen geht es verstärkt um Aspekte der offensiven Öffentlichkeitsarbeit, Besuchergewinnungsstrategien und Besucherforschung.<sup>2</sup> Events, Museumsfeste und aktive Partizipation der Besucher im Museum sollen die Menschen in die ehemaligen „Musentempel“<sup>3</sup> locken. Sammeln, Bewahren, Forschen und Ausstellen sind die klassischen vier Aufgaben eines Museums, wobei auf letztere aktuell das meiste Gewicht gelegt wird. Die Ausstellungen werden verstärkt für die Wissensvermittlung konzipiert; durch sie soll ein Gegenwartsbezug hergestellt werden. Eine stärkere Kommunikation der Museen nach außen wird gefordert<sup>4</sup>, nachdem das Museum als bedeutende Einrichtung für die Gesellschaft erkannt worden ist.

Was aber ist der Grund hierfür? Wie sind das deutliche und fortwährende zahlenmäßige Anwachsen der Museen insgesamt und besonders die Gründungen von immer mehr historischen, volkskundlichen, Stadtteil- und Heimatmuseen in Deutschland<sup>5</sup> zu erklären?

„Durch die progressive Musealisierung kompensieren wir die belastenden Erfahrungen eines änderungstempobedingten kulturellen Vertrauensschwundes.“<sup>6</sup> Diese These

<sup>1</sup> THAMER, Hans-Ulrich: Vom Heimatmuseum zur Geschichtsschau. Museen und Landesausstellungen als Ort der Erinnerung und der Identitätsstiftung, in: Westfälische Forschungen 46 (1996), S. 429–448, hier S. 429.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. COMMANDEUR, Beatrix/ DENNERT, Dorothee (Hg.): Event zieht, Inhalt bindet. Besucherorientierung von Museen auf neuen Wegen, Bielefeld 2004.

<sup>3</sup> „Musentempel“ ist in der Forschung ein gängiger Ausdruck und meint ein Museum, in dem in erster Linie das Kunstwerk, das Objekt inszeniert wird. Meistens wird ihm ein Museum, das sich mehr auf Vermittlung von Inhalten konzentriert und besonders nach 1968 gefördert wurde, als „Lernort“ entgegengestellt. Vgl. HOCHREITER, Walter: Vom Musentempel zum Lernort. Zur Sozialgeschichte deutscher Museen 1800–1914, Darmstadt 1994 oder SPICKERNAGEL, Ellen/ WALBE, Brigitte (Hg.): Das Museum. Lernort contra Musentempel (Sonderband der Zeitschrift „Kritische Berichte“), Gießen 2017.

<sup>4</sup> Vgl. THAMER, Vom Heimatmuseum zur Geschichtsschau, S. 437.

<sup>5</sup> Vgl. HOCHREITER, Vom Musentempel zum Lernort, S. 3.

stellt der Sozialphilosoph Hermann Lübbe in den 1980ern zur Erklärung des Museumsbooms auf. Kulturgut werde mit zunehmender Modernisierung und Technisierung immer schneller funktionslos, weil es bereits immer schneller neu- oder weiterentwickelte Objekte gäbe. Das Museum ist laut Lübbe eine Art Rettungsanstalt für kulturelle Reste, für in einer Gesellschaft funktionslos gewordene Artefakte.

Ein Interesse an der Erhaltung dieser „abgelegte[n] Gebrauchsgegenstände“<sup>7</sup> entsteht in Lübbes Augen mit dem Verlust der Vertrautheit. Ähnlich wie der Denkmalschutz verhindern will, dass Stadtbilder durch Erweiterungs- und Erneuerungsbau vor den Augen der Stadtbewohner fremd werden<sup>8</sup>, sichert auch die museale Praxis „Elemente der Wiedererkennbarkeit, Elemente der Identität“.<sup>9</sup> Das Museum ist laut Lübbe also in erster Linie ein Ort der Identitätsstiftung.

Man könnte Lübbe eine „Blindheit für das Politische“<sup>10</sup> unterstellen, die der Heidelberger Zeithistoriker Edgar Wolfrum in vielen geschichtskulturellen Arbeiten erkennt und besonders bei Studien, die sich mit Museen beschäftigen. Politische Selbstdarstellung und Kulturpolitik resultieren bei Lübbe aus der erstarkten Stellung des Museums und seiner unübersehbaren Bedeutung in der Öffentlichkeit.<sup>11</sup> Die politische Sphäre wird erst als Folge der Musealisierung betrachtet, nicht als seine Veranlassung. Deshalb wird Faktoren, die aus der Politik resultieren und den Musealisierungsprozess beeinflussen, in Lübbes Theorie keine Bedeutung beigemessen. Auch auf den ersten Blick unpolitische Faktoren wie persönliches Engagement können die Museumsentwicklung vorantreiben, während das Desinteresse breiter gesellschaftlicher Schichten an der Darstellung stadteigener Geschichte sich hemmend auswirken könnte. Der Grad wissenschaftlicher Professionalität der Verantwortlichen oder Gebäudemangel nehmen in unterschiedlicher Weise ebenfalls Einfluss auf das Museumswesen und dürften in einer allgemeinen Musealisierungstheorie nicht ausgelassen werden.

In der Arbeit „Historische Museen in Ostwestfalen nach 1945“<sup>12</sup> wurde von der Verfasserin ausführlich anhand der ostwestfälischen Stadtmuseen in Bielefeld, Herford, Minden und Paderborn untersucht, inwieweit Lübbes Musealisierungsthese trotz dieser Einwände dennoch Gültigkeit hat. Besonders die oben geschilderte Problematik, die Gesellschaft und ihre Anforderungen an ein historisches Museum als homogen anzusehen, wur-

<sup>6</sup> LÜBBE, Hermann: Die Aufdringlichkeit der Geschichte. Herausforderungen der Moderne vom Historismus bis zum Nationalsozialismus, Graz/ Wien/ Köln 1989, S. 29.

<sup>7</sup> LÜBBE, Hermann: Zeit-Verhältnisse. Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit, in: ZACHARIAS, Wolfgang (Hg.), Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung (Edition Hermes, Bd.1), Essen 1990, S. 40–49, hier S. 41.

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 42.

<sup>9</sup> LÜBBE, Die Aufdringlichkeit der Geschichte, S. 29.

<sup>10</sup> WOLFRUM, Edgar: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990, Darmstadt 1999, S. 25.

<sup>11</sup> Vgl. LÜBBE, Die Aufdringlichkeit der Geschichte, S. 22f.

<sup>12</sup> ABEL, Wiebke: Historische Museen in Ostwestfalen nach 1945. Entwicklung und Bedeutung, Magisterarbeit an der Universität Paderborn 2006.

de aufgegriffen. Daneben wurde auch generell die Beziehungslogik von Modernisierung, Vertrauensschwund und Musealisierung überprüft. Es galt festzustellen, ob die Aufbewahrung von Kulturgut – so Lübbes Ausgangspunkt – tatsächlich die wichtigste Aufgabe der Museen darstellt oder ob diese Funktion durch eine andere politische oder gesellschaftliche Verwendung des Museums, zur Schaffung eines bestimmten Stadtimages möglicherweise, abgelöst worden ist. Zu dieser Frage musste auch die Berichterstattung der städtischen Medien mit berücksichtigt werden.

Der Zeitraum für diese Untersuchung umfasst dabei die Jahre 1945 bis 1970. Durch die kriegsbedingte Zerstörung und den Wiederaufbau ging viel Vertrautes verloren. Konnte die Musealisierung in dieser Zeit als Kompensationsinstrument dienen? Von wem wurde sie als solches in Anspruch genommen? Besonders für die unmittelbare Nachkriegszeit können auch zahlreiche Faktoren – knappe Kassen, fehlendes Personal und fehlende Räumlichkeiten –, die sich störend auf den Museumsaufbau auswirkten, ausgemacht werden. Lag hierin der Grund für die Unterschiede beim Tempo der Wiedereinrichtung der Museen? Ein Generationenwechsel, der Ende der 1950er oder Anfang der 1960er Jahre sowohl bei den Museumsdirektoren als auch bei den Historikern und Politikern anstand, lässt einen veränderten Umgang mit der Vergangenheit erwarten. Diese verschiedenen Elemente machen eine Überprüfung der Musealisierungstheorie Lübbes in dem genannten Zeitraum lohnenswert. Im Folgenden sollen die wichtigsten Ergebnisse der umfassenden Untersuchung dargestellt werden.

Als wichtigste Veränderung zeichnete sich in Ostwestfalen nach dem Zweiten Weltkrieg der schwindende Einfluss der lokalen Geschichtsvereine auf das städtische Museumswesen ab. Wenn auch vor 1939 die Museen in Minden, Herford und Bielefeld sich bereits in städtischer Hand befanden, hatten in Herford und Minden die historischen Vereine weiterhin die ehrenamtlichen Museumsleiter gestellt und auch in Bielefeld übernahm der Vorsitzende des Vereins nach 1945 vorübergehend wieder die Leitung der historischen Sammlungen. In Paderborn war der dortige *Altertumsverein* über 1945 hinaus noch Inhaber der historischen Sammlung.

Nach und nach bemühten sich die Kommunalverwaltungen, die Museen aus dem Zugriff der Vereine zu befreien und ihre Zugehörigkeit zur Stadt zu unterstreichen – hierzu gehörten Namensänderungen der Museen genauso wie die Einstellung hauptamtlicher, bei der Stadt beschäftigter Museumsleiter. Auch die Einrichtung von Museumsbeiräten und die Klärung von Zuständigkeitsrechten wurden mit derselben Intention vorgenommen. Die Abgrenzung konnte sehr drastisch ausfallen wie in Herford oder weniger deutlich wie in Minden, wo sich die Mitglieder des *Geschichts- und Museumsvereins* durch finanzielle und personelle Unterstützung bei der Instandsetzung des Museums nach dem Krieg ein dauerhaftes Mitspracherecht gesichert hatten.<sup>13</sup> In Bielefeld hingegen wurde durch die zahlreichen Eingaben und Denkschriften des *Historischen Vereins* deutlich, dass

<sup>13</sup> Der Vereinsvorsitzende betonte im Brief an die Stadt Minden: „[...] er [=der Verein, W. A.] hat sich bald nach Kriegsende, trotz aller Schwierigkeiten, durch Finanzierung und Herrichtung der Museumsdiele sowie Aufnahme des Inventars tatkräftig dafür eingesetzt, dass das Museum wenigstens teilweise

zahlreichen Eingaben und Denkschriften des *Historischen Vereins* deutlich, dass die Stadt eine Museumspolitik betrieb, die kaum auf die Wünsche dieser Gruppe reagierte.<sup>14</sup>

Während die Geschichtsvereine heimatliche Kulturgüter retten, sammeln und bewahren sowie nachfolgenden Generationen die heimatliche Vergangenheit nahe bringen wollten und damit die Bildungsfunktion des Museums unterstrichen, sollte die Institution den Städten in erster Linie als repräsentatives Objekt dienen. Diese Intention der Städte, ihre Museen als repräsentative Statusobjekte zu betrachten, mit denen Touristen angelockt und für die Stadtbürger eine bekannte Freizeitstätte geschaffen werden konnten, spiegelte sich nicht nur in Entscheidungen der Lokalpolitiker wider. Besonders durch die Personen der Mitte der 1950er Jahre eingestellten hauptamtlichen Museumsleiter wird das deutlich:

Zum einen wurden mit Dr. Rainer Pape und Dr. Gustav Vriesen in Herford bzw. Bielefeld Mitte der 1950er Jahre und später mit Dr. Friedrich Carl Bath Anfang der 1960er Jahre auch in Minden Akademiker eingestellt, um einen wissenschaftlichen und überregional anerkannten Status der Museen zu erlangen. Zum anderen unterschied sich die Arbeitsweise dieser Stadtbediensteten aber auch in vielen Bereichen deutlich von jener der früheren ehrenamtlichen Leiter aus den Reihen der lokalen Vereine. Bath und Vriesen sowie dessen Nachfolger Joachim Wolfgang von Moltke verschoben den Fokus auf die Förderung von Kunst, sei es durch Propagierung eines eigenen Kunstmuseums wie in Bielefeld oder durch die Ablösung heimatkundlicher Ausstellungen durch solche von Künstlern ohne lokalen Bezug in Minden.

Daneben wurde die Museumsarbeit deutlich stärker in der Öffentlichkeit präsent gemacht. So führte Bath verstärkt Werbemaßnahmen ein und Pape brachte einen Museumsführer heraus. In Herford änderte sich das Museumskonzept mit der Einstellung Papes zwar nicht wie in den anderen Städten durch eine Hinwendung zur Kunst, doch auch dieser Museumsleiter distanzierte sich von dem Konzept des Heimatmuseums, indem er die Sammlungen nach streng stadthistorischen Gesichtspunkten anordnete. Seine Professionalität führte zu einer positiven Medienresonanz und damit betrieb der Museumsleiter indirekt auch eine stärkere Öffentlichkeitsarbeit. Es versteht sich von selbst, dass die neue Generation von Museumsleitern deutlich mehr Zeit als ihre ehrenamtlichen Vorgänger, die oft noch in anderen Positionen tätig waren, mit der Museumsarbeit verbrachten. Dadurch konnten mehr Pressemitteilungen und Publikationen geschrieben sowie bessere Konzepte und Argumente zur Durchsetzung von Verbesserungen entwickeln werden. Mehr Gelder standen ihnen in der Anfangszeit ihrer Tätigkeit dabei allerdings nicht zur Verfügung.

der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würde“ (Vgl. Brief des Vereinsvorsitzenden Kebers an die Stadtverwaltung v. 14.04.1948, in: KAM Akte H 40/504).

<sup>14</sup> Vgl. Ratsbeschluss v. 10.06.1964 und in diesem Zusammenhang die Unterschriftenaktion des Historischen Vereins v. 27.09.1966, als sich herauskristallisierte, dass das neue Museum wieder kein historisches im Sinne des Vereins werden würde. In: StdA BI Kultdez 00280.

Die Stadtvertretungen erkannten nicht nur den Nutzen der (Geschichts-)Museen, um kulturelle Größe zu zeigen und den Fremdenverkehr voranzutreiben, sondern auch, dass sich Museen hervorragend als geschichtspolitische Instrumente verwenden ließen. In Bielefeld sagte die Stadt ihren Bürgern die Einrichtung eines Museums für die jahrelang im Magazin lagernden Sammlungen im Rahmen der 1964 stattfindenden 750-Jahrfeier zu. Man sah hierin eine Möglichkeit, den Zusammenhalt und das Bekenntnis der Bürger zu ihrer Stadt zu verstärken. Nicht nur Museumsgründungen wurden daher wie in Bielefeld oder auch Paderborn (1977) in ‚geschichtsträchtigen Jahren‘ vorgenommen – durch die städtische Förderung bestimmter Ausstellungen und Bereiche der Sammlungen konnte darüber hinaus auch ein bestimmtes Image der Stadt erzeugt werden. In Minden gab beispielsweise der 200. Jahrestag der Schlacht bei Minden 1959 den Ausschlag zu einer Ausstellung zum diesem Thema, und das Bild Mindens als Garnisons- und Festungsstadt wurde in den folgenden Jahren zumindest im Museum immer stärker herausgearbeitet.

Das Potential der Museen zur Erzeugung eines bestimmten Geschichtsbildes machte sich auch die zeitgenössische Presseberichterstattung zunutze. Die lokalen Printmedien waren nicht nur durch kritische und lobende Artikel eine treibende Kraft für die Entwicklung der Museen, sondern verdichteten bestimmte Images im Rahmen ihrer Mitteilungen über die Museen. Besonders die Artikel zu den Museumseröffnungen oder zu wichtigen Ausstellungen verbanden die durch die Museen abgebildete städtische Vergangenheit mit der gegenwärtigen Situation und schafften dadurch eine ganz spezifische Sichtweise zur Stellung der Stadt.

Während etwa in Herford dessen ehemalige Bedeutung als Hanse- und Abteistadt betont wurde – ein Bild, das die Zeitungen noch stärker propagierten als das Museum selbst – forderten die Bielefelder Bürger und mit ihnen die Medien die Einrichtung eines Industriemuseums zur Würdigung des Bielefelder Images ‚Großstadt mit industrieller Vergangenheit‘. In Minden griffen die Medien bei der Museumseröffnung 1953 noch die wichtige Rolle auf, welche die Stadt einst als Wirtschaftsstandort innehatte und schrieben über den freien Geist Mindens. Erst später wurde durch die bereits erwähnte Thematisierung im Museum der Fokus stärker auf Mindens Vergangenheit als Artillerie- und Festungsstadt gelegt.

Bis hierher zeigt die Analyse, dass eine ‚blühende Museumslandschaft‘ nach 1945 nicht mehr allein eine Folge des steten Fortschritts war, sondern von verschiedenen Faktoren abhing. Die Gründer der Museen, die lokalen Geschichtsvereine, gaben sich noch damit zufrieden, tatsächlich funktionslos gewordene Kulturgüter zu sammeln; einzig mit der Intention, sie für nachfolgende Generationen zu bewahren. Nun wurde die Beschäftigung mit dem Museumsgut nach dem Krieg mehr und mehr von politischen Gesichtspunkten geprägt. Die Stadtvertretungen förderten die Museen, damit diese repräsentative Funktionen erfüllten sowie ein bestimmtes Stadtimage kreierten bzw. festigten. Trotzdem muss das nicht das Hinfalligwerden von Lübkes Theorie bedeuten. Ein Zusammenhang zwischen Modernisierung und Musealisierung bestand trotzdem. Besonders deutlich ist diese Verbindung in Paderborn erkennbar. Ein historisches Museum wurde nach dem

Krieg lange nicht eingerichtet, obwohl der Wiederaufbau der fast gänzlich zerstörten Stadt viel Bekanntes verschwinden ließ. Es existierten jedoch Elemente, welche der Stadtbevölkerung eine Identifikation und Kontinuität mit der Vergangenheit ermöglichten: der Dom, das Libori-Fest mit seiner jahrhundertealten Tradition und das Diözesanmuseum. Die Stadtväter in Paderborn erkannten die Wichtigkeit dieser Elemente für die Orientierung, den Zusammenhalt und die Zuversicht der Paderborner Bürger und ließen ihnen – allesamt aus der traditionell-religiösen Sphäre – auch dementsprechend eine starke Unterstützung zukommen.

Mit einer stark gestiegenen Bevölkerungszahl, den wirtschaftlichen, strukturellen, vor allem aber den unübersichtbaren Veränderungen in Paderborns Stadtbild Anfang der 1970er Jahre reichten die traditionellen Werte nicht mehr aus, um den Vertrauensschwund zu kompensieren.<sup>15</sup> Die profane Vergangenheit rückte mit der Modernisierung in den Mittelpunkt. Die Einrichtung des Museums für Stadtgeschichte und die groß angelegte 1.200-Jahrfeier 1977 waren aber trotzdem keine urwüchsige Reaktion auf den sich abzeichnenden Wandel – so scheint der Kausalzusammenhang bei Lübke –, sondern eine bewusste politische Entscheidung. Die stärkere Zuwendung zur Vergangenheit und in deren Folge die Einrichtung von Museen wurden in den 1960ern immer stärker Instrumente, durch die Kommunalpolitiker einem Unwillen gegen Veränderungen und einer Zerstreuung Einhalt zu gebieten versuchten. Durch das Stadtmuseum wurden Identität und Vertrautheit geschaffen, aber nicht auf natürliche Weise, sondern durch die künstliche Erhebung der Museen zu Stätten der Erinnerung.<sup>16</sup> Durch sie wurde den Bürgern ein Stück Geschichte zugesichert und bewahrt, während man begann, an anderen Stellen historische Substanz zu modernisieren.

So kann man am Ende mit der Museologin Gisela Weiß übereinstimmend feststellen, dass der von Lübke beschriebene Zusammenhang zwischen Wandel und Musealisierung zwar überzeugend für die Gründungsmotivation der historischen Vereine im 19. Jahrhun-

<sup>15</sup> Das 1972 herausgegebene Buch „Paderborn – eine werdende Großstadt“ (Paderborn – eine werdende Großstadt, hg. von der Stadt Paderborn, Paderborn 1972) macht deutlich, dass die Stadt sich Anfang der 1970er stark fortschrittlich entwickelte. Im selben Jahr eröffnete beispielsweise die Paderborner Gesamthochschule und nicht nur hierdurch erlangte Paderborn einen Bedeutungszuwachs im Feld der Bildung und Kultur. Bereits 1969 wurde die Stadt an das innerdeutsche Flugnetz angeschlossen und in der Folge der Flughafens Büren/Ahden ausgebaut. Die Bevölkerungszahl sprengte nach der Gebietsreform 1975 die 100.000er-Marke. (Vgl. STAMBOLIS, Barbara: Jahrzehnte des Umbruchs (1945–1975), in: HÜSER, Karl (Hg.), Paderborn. Das 19. und 20. Jahrhundert. Traditionsbindung und Modernisierung (Geschichte der Stadt in ihrer Region, Bd. 3), Paderborn 1999, S. 254–334.

<sup>16</sup> Max Bäcker, der sich satirisch-kritisch mit der Frage nach der Bedeutung von Heimat und Identität beschäftigt, sagt: „Identität kann man nicht planen, nicht leasen, nicht kaufen, aber noch weniger verordnen.“ und bezeichnet die Orte und Bestrebungen, durch die Identität geschaffen werden soll als „historische Surrogate, Imitationen ohne Authentizität“ (BÄCKER, Max: Identität und Stadt – 10 Fragmente, in: IGGERS, Georg u.a. (Hg.), Hochschule – Geschichte – Stadt [Festschrift für Helmut Böhme], Darmstadt 2004, S. 399–409, hier S. 409).

dert klingt, darüber hinaus jedoch erweitert und modifiziert werden muss.<sup>17</sup> Wenn man die Entwicklung differenziert betrachtet, stellt man fest, dass die Musealisierung nicht mehr nur das direkte Ergebnis eines beschleunigten gesellschaftlichen Änderungstempos sein kann, sondern dass sie seit den 1950ern und 1960ern verstärkt von Politikern bewusst und gezielt eingesetzt worden ist, um eine Stätte der Identität zu erschaffen, um von Missständen der Gegenwart abzulenken und um ein bestimmtes Geschichtsbild zu kreieren oder aus der Vergangenheit Selbstbewusstsein für die Zukunft der jeweiligen Stadt zu erlangen.

Unter Berücksichtigung dieses Aspektes verwundert die nach wie vor rege Ausstellungstätigkeit in der Gegenwart nicht. Besonders im Rahmen der Globalisierung<sup>18</sup>, durch welche im Grunde Grenzen wirtschaftlich und politisch überschritten werden, werden einzelne historische Ereignisse gezielt in den Focus der lokalen Erinnerung gerückt, um die eigene Stadt vor einer ‚Entgrenzung‘ zu bewahren und ihr eine stadteigene Identität zu sichern. Und auch weiterhin wird sich jede Stadt und jeder Ortsteil um ein historisches Museum bemühen. Nicht nur, um Vertrautes zu bewahren, sondern weil es in den Zeiten zunehmender Mobilität wichtiger als zuvor geworden ist, durch die Museen und die hierin ausgestellten Exponate den Städten ein bestimmtes Image zu sichern und ein Geschichtsbild zu inszenieren, das trotz zunehmender Migration der Stadtbewohner und losgelöst von einem bestimmten Stadtbild Bestand haben kann. Der Museums- und Ausstellungsboom ist noch nicht zu Ende – die Museumsexpansion wird gar als „Wildwuchs“<sup>19</sup> bezeichnet. Verständlich ist vor diesem Hintergrund die Forderung verschiedener Wissenschaftler, die Eigenständigkeit der Vergangenheit zu sichern sowie Ausstellungen und die Sammlungen der Museen mit einer kontinuierlichen Forschungstätigkeit zu verknüpfen und die Geschichtswissenschaft als ‚kritische Instanz‘ einzusetzen, um zu verhindern, dass im Museumswesen das „Identifikationsbedürfnis einer gegenwärtigen Kulturpolitik bzw. das nostalgische Verlangen des Publikums übermächtig werden“.<sup>20</sup> Denn dadurch würden die historischen Museen ihren Charakter als ernstzunehmende Medien der Geschichtsvermittlung verlieren und ausschließlich zu Instrumenten werden, durch die eine „symbolische Ortsbezogenheit“<sup>21</sup> hergestellt und mit denen eine bestimmte Kulturpolitik betrieben wird.

<sup>17</sup> Vgl. WEIß, Gisela: Sinnstiftung in der Provinz. Westfälische Museen im Kaiserreich. (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 49), Paderborn 2005, S. 333.

<sup>18</sup> Verschiedene Studien beschäftigen sich aktuell mit der Frage nach regionaler Identität und den Funktionen des Museums im Zeitalter der Globalisierung, so HANIKA, Karin/ WAGNER, Bernd (Hg.), Kulturelle Globalisierung und regionale Identität. Beiträge zum kulturpolitischen Diskurs (Texte zur Kulturpolitik, Bd. 17), Essen 2004 oder BEIER, Rosmarie (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne (hg. für das Deutsche Historische Museum), Frankfurt/ New York 2000.

<sup>19</sup> KORFF, Gottfried: Musealisierung total? Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: FÜBMANN, Klaus (Hg.), Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln 1994, S. 129–144, hier S. 131.

<sup>20</sup> THAMER, Vom Heimatmuseum zur Geschichtsschau, S. 446f.

<sup>21</sup> KORFF, Musealisierung total?, S. 132.

## Ein Gewitter, das die Welt veränderte

### 2009 wird in Deutschland „100 Jahre Jugendherbergen“ gefeiert – ein Jubiläum im Zeichen des „History Marketing“

von Gunnar Grüttner

Runde „Geburtstage“ sind für Firmen und Verbände oftmals der Anlass, sich intensiver mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Ganz nach der Maxime Odo Marquards „Ohne Herkunft keine Zukunft“<sup>1</sup> kann die Rückschau helfen, sich und der Öffentlichkeit der eigenen Bedeutung in der Gegenwart zu versichern sowie Handlungsanleitungen für die zukünftige Ausrichtung des Unternehmens zu erarbeiten. Für die Presse- und Marketingabteilungen sind diese Jubiläen eine Chance, die Öffentlichkeit auf das Unternehmen und seine Produkte aufmerksam zu machen. Im immer stärker werdenden Wettbewerb um Kunden und Marktanteile kann die Firmengeschichte hierbei einen geldwerten Vorteil darstellen. Denn nur erfolgreiche Unternehmen erreichen überhaupt ein „feierwürdiges“ Jubiläum, weil Generationen von Kunden ihm sein Vertrauen geschenkt haben. In einer Zeit, in der die Marke eines Produktes als wertvoll im ursprünglichen Sinne des Wortes für das produzierende Unternehmen in die entsprechenden Bilanzen eingeht<sup>2</sup>, gilt Geschichte als „einzig zeitloses Alleinstellungsmerkmal“<sup>3</sup> im Wettbewerb um die Kunden. Diese Entwicklung bietet neuartige Arbeitsmarktchancen für professionelle Historiker jenseits von Schule, Archiv und Museum.<sup>4</sup> Voraussetzung ist die Einsicht der oftmals als allein „fortschrittsgläubig“ eingeschätzten Manager und Vorstände in den Unternehmen, dass auch „der Blick zurück“ in diesem Zusammenhang im wahrsten Sinne des Wortes gewinnbringend sein kann. Als Konsequenz wird gezielt die Zusammenarbeit mit Geschichtswissenschaftlern gesucht.

Diesen Weg beschritt auch das Deutsche Jugendherbergswerk (DJH) mit Sitz in Detmold, um das Jubiläum „100 Jahre Jugendherbergen“, das im Jahr 2009 ansteht, angemessen zu feiern. Bereits im Jahr 2002 wurde deshalb für dieses Jubiläum ein Wissenschaftli-

<sup>1</sup> MARQUARD, Odo: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Betrachtungen über Modernität und Menschlichkeit, in: DERS.: Philosophische Essays. Stuttgart 2003, S. 234–246.

<sup>2</sup> In einer Untersuchung für die US-Zeitschrift „Business Week“ aus dem Jahr 2005 wird „Coca-Cola“ als weltweit wertvollste Marke auf 67,5 Mrd. Dollar geschätzt. Wertvollste deutsche Marke ist demnach „Mercedes“ mit 20 Mrd. Dollar.

<sup>3</sup> SCHUG, Alexander: History Marketing. Ein Leitfaden zum Umgang mit Geschichte in Unternehmen, Bielefeld 2003, S. 22. Vgl. zu diesem Trend neben SCHUG, History Marketing z. B. auch BRÜCKNER, Michael: Das Firmenjubiläum als Marketinginstrument, Wien 2000 und HERBRAND, Nicolai O./RÖHRIG, Stefan (Hg.): Die Bedeutung der Tradition für die Markenkommunikation. Konzepte und Instrumente zur ganzheitlichen Ausschöpfung des Erfolgspotenzials Markenhistorie, Stuttgart 2006.

<sup>4</sup> Vgl. eine entsprechende Adressliste mit Hinweis auf Praktikumsstellen in SCHUG, History Marketing, S. 197–208.

cher Beirat eingerichtet, dem u. a. die Paderborner Zeithistoriker Prof. Dr. Dietmar Klenke und Prof. Dr. Barbara Stambolis angehören. Die solide Aufarbeitung der eigenen Geschichte wurde vom DJH-Vorstand als Grundlage für sämtliche Marketingaktionen beschlossen. Hierbei entschied man sich bewusst für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und gab zu zentralen Aspekten zwei Dissertationsthemen in Auftrag. Die erste Arbeit wird sich hierbei mit der Verbandsgeschichte während der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen<sup>5</sup>, während die zweite Promotion die weltweite Ausstrahlung der Jugendherbergs-Idee nach dem Zweiten Weltkrieg zum Thema hat.<sup>6</sup> Weitere Aspekte wurden im Rahmen eines eigens geschaffenen wissenschaftlichen Wettbewerbes bearbeitet, an dem sich Studierende mit ihren Examens-, Diplom- und Magisterarbeiten zum Thema „Jugendherbergen“ auseinandergesetzt haben. Einer der beiden Ersten Preise ging auch hier an eine junge Geschichtswissenschaftlerin: Stefanie Hanke zeichnete in ihrer Magisterarbeit der Gründungsphase des Jugendherbergs-Gedankens nach.<sup>7</sup>

Im Sinne des History Marketings ist es zum Beispiel in der Regel hilfreich, wenn der Ursprung des Unternehmens oder der Marke auf eine bestimmte Gründerpersönlichkeit oder eine spezielle Begebenheit fokussiert werden kann. Hier setzt oftmals auch das Interesse der Massenmedien ein, denn diese „Gründungsmythen“ lassen sich aus der Sicht der Journalisten besonders gut in deren Formaten verarbeiten. Sei es in Zeitungsartikeln, als Einstieg in längere TV-Dokumentationen oder als „Aufhänger“ in den populärwissenschaftlichen Radio-Sendereihen wie „ZeitZeichen“ bzw. „Stichtag“ vom WDR oder „Zeitwort“ vom SWR.

Die Geburtsstunde der Jugendherbergen etwa als hier konkret angesprochenes Jubiläum geht nach der verbandsinternen Erinnerungskultur zurück auf den 26. August 1909. Ein junger Lehrer aus Altena, Richard Schirrmann, war mit seiner Schulklasse auf einer mehrtägigen Wanderung von der sauerländischen Heimat nach Aachen. Übernachtete die Gruppe in der ersten Nacht noch mit der Erlaubnis eines freundlichen Bauern in dessen Scheune, fand sich am Abend des zweiten Tages in Bröl bei Hennef (Sieg) keine entsprechende Möglichkeit. Zu allem Überfluss brach ein heftiges Gewitter los. Schließlich gelang es, die Frau des Schuldirektors, Marie Gierling, zu überzeugen, dass die Schulklasse in der Bröler Dorfschule unterkommen konnte. Richard Schirrmann hielt seine Gedanken dieser Nacht in seinem Tagebuch fest: „Das Unwetter tobte während der ganzen Nacht mit Blitz und Donnerschlag, mit Sturm und Wolkenbruch und Hagelprasseln, als wenn die Welt untergehen sollte. Während die wandermüden Jungen fest schliefen, lag ich hellwach. Bei

<sup>5</sup> KRAUS, Eva: Das DJH, seine führenden Funktionäre und der Nationalsozialismus. Die Arbeit entsteht an der Universität Paderborn unter Betreuung von Prof. Dr. Dietmar Klenke.

<sup>6</sup> STUBBE, Sinika: „Brücken von Volk zu Volk“. Das Deutsche Jugendherbergswerk und seine internationale Arbeit in der Nachkriegszeit (1945–1950). Betreut von Prof. Dr. Adelheid von Saldern (Leibniz Universität Hannover).

<sup>7</sup> HANKE, Stefanie: Auf- und Ausbau des Jugendherbergswesens nach dem Ersten Weltkrieg (bis zum Beginn der 30er Jahre). Magisterarbeit an der Universität Gießen, betreut von Prof. Dr. Jürgen Reulecke.

der Sorge um meine Wanderschar überfiel mich plötzlich der Gedanke: Jedem wanderwichtigen Ort in Tagesmarsch-Abständen gleich Schule und Turnhalle auch eine gastliche Jugendherberge zur Einkehr für die wanderfrohe Jugend Deutschlands ohne Unterschied!“<sup>8</sup>

Dieses „Gewittererlebnis“ gilt in der Rückschau als der entscheidende Moment in der Entwicklung hin zu den Jugendherbergen, so wie wir sie heute kennen. Drei Elemente machen hier den entscheidenden Unterschied zu diversen Herbergen, die auch vor 1909 bestanden. Erstens spricht Schirrmann bewusst von der gesamten Jugend „ohne Unterschied“, die Jugendherbergen sollten also auch Volksschülern offen stehen – in den diversen Vorgängereinrichtungen, die seit dem späten 19. Jahrhundert entstanden waren, wurden oft nur Studenten und Gymnasiasten aufgenommen. Ebenso waren nun auch Mädchen willkommen. Natürlich wurde auch in den Herbergen nach Schirrmanns Idee strikt auf die Geschlechtertrennung bei der Übernachtung geachtet – doch vorher war es Mädchen grundsätzlich nicht erlaubt, die Schüler- und Studentenherbergen zu nutzen. Die dritte Neuerung ist der „Netzwerk“-Gedanke, die dem Tagebucheintrag zu entnehmen ist. Das gesamte Reich mit Herbergen „im Abstand eines Tagesmarsches“ zu überziehen, diese gewagte Forderung wurde vor dem 26. August 1909 von keinem anderen Herbergspionier erhoben.

Im Jahr 1912 gründete Schirrmann auf der Burg in Altena die Jugendherberge, die offiziell als die „älteste der Welt“ gilt. Bereits rund zehn Jahre später, im Jahre 1920, gab es im Deutschen Reich ca. 1.000 Jugendherbergen. Und die Idee ging um die ganze Welt. Vor knapp 75 Jahren, im Oktober 1932, wurde der Internationale Jugendherbergsverband (IYHF) gegründet, in dem zurzeit mehr als 90 nationale Verbände mit zusammen rund 4.500 Herbergen und Jugendhotels zusammengeschlossen sind.

In den Jubiläumsfeierlichkeiten und Marketingaktionen 2009 wird immer wieder auf diesen Ursprung Bezug genommen und auch die Werte, die seit der Gründung den Jugendherbergsgedanken prägen, werden ganz im Sinne der History Marketings ins Zentrum der Markenpositionierung gerückt. In den Gründungsaufrufen und ersten Herbergsordnungen beispielsweise wurden die Unterschiede der Menschen nach „Herkommen“, „Schulbildung“ und „Profession“ abgelehnt, wurden „Körperschulung“ und „Charakterbildung“, „Naturverbundenheit“ und „Heimatliebe“, „Einfachheit“ und „Abstinenz“ verlangt. Streicht man das zeitgebundene Pathos, kann dies heute aktuell mit „Chancengleichheit und Toleranz“, „Internationalität“ und „multikultureller Mobilität“, „bürgerhaftlichem Engagement“ und „sozialer Verantwortung“ oder auch „Ressourcenschonung“ und „Nachhaltigkeit“ modern übersetzt bzw. interpretiert werden. In manchen Dingen hat sich das Jugendherbergswerk in den vergangenen (fast) 100 Jahren zwar gewandelt – die Strohlager der Anfangszeit, die Schlaflaalomantik und das Waschsaalambi-

<sup>8</sup> Zit. nach: GÖTZ, Karl: 50 Jahre Jugendwandern und Jugendherbergen 1909–1959, Detmold 1959, S. 65.

ente der 1950er und 1960er Jahre ist für die Gäste zu Beginn des 21. Jahrhunderts beispielsweise nicht mehr zeitgemäß. Doch manches bleibt: Die aus der Verbandsgeschichte herausgearbeiteten zentralen Werte werden die Jugendherbergen auch in ihrem zweiten Jahrhundert begleiten.

## Schule in Westfalen – Historische Schlaglichter

### Bericht zur 15. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ des Historischen Instituts der Universität Paderborn vom 4. November 2006

von *Thomas Miebach*

Auch in diesem 15. Jahr der „Fragen der Regionalgeschichte“ konnte Prof. Dr. Frank GÖTTMANN ein interessiertes Publikum zum Thema „Schule in Westfalen – Historische Schlaglichter“ im Audimax der Universität Paderborn begrüßen. Die Referenten vermochten das Thema „Schule“ in historischer Perspektive aus unterschiedlichen Blickwinkeln auf eine Art zu erschließen, die Bezugnahmen auf gegenwärtige Diskussionen rund um Schule und Bildung zuließen.

Prof. Dr. Karl HENGST (Theol. Fak. Paderborn) eröffnete die Vortragsreihe mit einem Beitrag zur Bedeutung der Jesuiten für Schule und Universität in den nachreformatorischen katholischen Gebieten des Alten Reiches. Er machte deutlich, dass Paderborn dank



Die diesjährigen ReferentInnen (v.l.): Prof. Dr. Karl Hengst, Dr. Ursula Olschewski, Dr. Christoph Sturm, Dr. Udo Stroop, Prof. Dr. Frank Göttmann.

Dietrich von Fürstenberg – selber Absolvent einer Jesuitenschule – mit Hilfe der Mönche bedeutendstes Bildungszentrum in Westfalen war: 1616 gründete der Fürstbischof in Paderborn die erste westfälische Universität, die ganz in jesuitischer Obhut lag. Die chronologische Abfolge der „Schulgeschichte“ wurde von Dr. Udo STROOP (Bad Driburg) fortgeführt, der über die preußische Volksschullehrerausbildung in Westfalen sprach. Er legte dar, dass die Minimalanforderungen

seitens der Behörden an die Volksschullehrer Ende des 18. Jahrhunderts kaum ausreichend waren, um den Schülern eine angemessene Ausbildung in den elementaren Fähigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens zu gewährleisten. Dies änderte sich erst mit der Einrichtung und dem sukzessiven Ausbau der Lehrerseminare, wenig später auch

Lehrer<sup>innen</sup>seminare, die mehr und mehr auch naturwissenschaftliche Fächer und Pädagogik in der Ausbildung berücksichtigten. Während Udo STROOP die Volksschulen vornehmlich aus dem Blickwinkel der Regierungs- und Verwaltungskreise beleuchtete, nahm Dr. Christoph STURM (Universität Münster) in seinem Beitrag die dazugehörige Gegenperspektive ein, indem er anhand quantitativer Studien den Alltag und die z. T. schwierigen Bedingungen der Lehrerinnen in den Volksschulen der Stadt Münster vor allem im 19. Jahrhundert erhellte, die sich erst nach und nach, unter Aufwendung größerer finanzieller Mittel für Lehrerinnen und die Institution „Schule“, besserte. Abschließend sprach Dr. Ursula OLSCHESKI (Paderborn) über das jüdische Landschulwesen im 19. Jahrhundert. Sie machte anhand von Fallbeispielen die Gründe deutlich, warum viele meist gemeindlich organisierte jüdische Privatschulen nach einigen Jahren oder Jahrzehnten aufgegeben werden mussten: Die christlichen – staatlich anerkannten – öffentlichen Schulen bildeten aufgrund der Weiterbildungschancen eine durchaus attraktive Alternative zu den jüdischen Privatschulen, zumal jüdische Kinder an christlichen Schulen vom Religionsunterricht befreit waren; aufgrund der daraus resultierenden sinkenden Schülerzahlen ergaben sich finanzielle Engpässe für die jüdischen Schulen, so dass nur wenige Bestand hatten und gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine staatliche Anerkennung als öffentliche Schule erwirken konnten.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Exkursion zum Bürener Schulmuseum unter Leitung von Heinz WÖRDENWEBER (Büren).

## **Geistliche Fürsten und geistliche Staaten in der Spätphase des Alten Reiches**

*von Lars Reinking*

Vom 5.–7. Oktober 2006 fand in Paderborn eine interdisziplinäre Tagung statt, deren Anliegen es war, die in den letzten Jahren an verschiedenen Orten – jedoch teilweise isoliert voneinander – entstandenen und entstehenden Arbeiten zu den geistlichen Fürsten und den geistlichen Staaten zu bündeln, Zwischenbilanz zu ziehen und neue Forschungsperspektiven aufzuzeigen. Die Tagung wurde organisiert von Dr. Bettina BRAUN, Dr. Mareike MENNE und Dr. Michael STRÖHMER und finanziert von der Fritz-Thyssen-Stiftung für Wissenschaftsförderung. Den Anlass der Tagung bildete der sechzigste Geburtstag von Prof. Dr. Frank GÖTTMANN, der sich in den letzten Jahren intensiv der Geschichte geistlicher Staaten unter besonderer Berücksichtigung des nordwestdeutschen Raumes gewidmet und so maßgeblich zu einer Neubewertung dieser Territorien beigetragen hat. Die Tagung unterzog das in der Aufklärung geprägte und immer noch präsenste Diktum von der vermeintlichen „Rückständigkeit“ geistlicher Staaten einer kritischen Revision, indem sie den Fürstbischof in seinem geistlich-weltlichen Doppelamt in mehreren Sektionen umkreiste, um dessen herrschaftliches Selbstverständnis und politischen Handlungsspielraum auszuloten.

Gleich zum Auftakt der Tagung verortete Bettina Braun in ihrer Einführung die jüngeren Bemühungen um eine Neubewertung geistlicher Staaten in ihrer gegenwärtigen Relevanz: Vor dem Hintergrund, dass heute der Staat als sichernde, versorgende und identitätsstiftende Instanz immer mehr an Profil verliere, gewännen in der historischen Forschung gerade die Modelle an Bedeutung, die eine Alternative zum klassischen Machtstaat absolutistischer Prägung dargestellt hätten, nämlich die geistlichen Staaten. Diesem Interesse stehe aber ein eklatanter Mangel an empirisch gesicherten Erkenntnissen über die politische Struktur geistlicher Herrschaftsgebilde gegenüber. Es ist gerade dieser von Braun konstatierte Mangel an systematischer und theoriegeleiteter Forschung, welcher sich als Desiderat durch alle Sektionen zog und die Vortragenden immer wieder dazu aufforderte, sich an den älteren Negativfolien einer aufklärerisch-protestantischen Historiographie abzarbeiten.

In der ersten Sektion (Der Fürstbischof als Bischof) entwarf der Kirchenhistoriker Prof. Dr. Friedhelm JÜRGENSMEIER (Mainz) ein Panorama fürstbischöflicher Herrschaft. Ausgehend vom Bischofsideal des Tridentinums skizzierte der Referent die Unfähigkeit der meisten Fürstbischöfe, das Konzept des „guten Hirten“ mit Gehalt zu füllen. Als Signum einer vollends verweltlichten Herrschaft dienten ihm hier – wie so oft – die rheinischen Fürstbischöfe aus dem Hause Wittelsbach. Wenn Jürgensmeier auch einräumte, dass kein Fürstbischof des Reichs den tridentinischen Idealen vollends entsprochen habe, so gelten ihm doch insbesondere die Mainzer und Würzburger Fürstbischöfe aus dem Hause Schönborn als Vertreter einer geglückten Herrschaft, in der es gelungen sei, neben dem Fürstenamt durch ein intensives Bemühen um das geistliche Leben im Bistum die bischöfliche Seite ihres Amts zu stärken.

Die folgenden Beiträge von Dr. Bettina SCHERBAUM und Prof. Dr. Stefan SAMERSKI (beide München), beschäftigten sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Verhältnis der Fürstbischöfe aus dem Hause Wittelsbach zum Heiligen Stuhl. Jenseits allgemein beschreibender Zugänge erhielt man hier einen Einblick in die Strukturen fürstbischöflicher Herrschaftspraxis: So konnte Scherbaum in ihrem Referat über die diplomatische Vertretung der Bischöfe aus dem Hause Wittelsbach an der Kurie zeigen, dass der Gesandtschaftsverkehr zwischen Kurköln und Rom lange Zeit einen lediglich informellen Charakter besaß und in seinem Kommunikationsfluss stark durch die Münchener Hausmacht bestimmt war. Die daraus gefolgerte mangelnde staatliche Eigenständigkeit der rheinischen Kirchenfürsten parierte Stefan Samerski: Mit seinem zeitlichen Längsschnitt zur politischen Rolle der Kölner Nuntien im 17. Jahrhundert konnte er zeigen, dass die Fürstbischöfe, nach anfänglicher Zurückhaltung, bei der Umsetzung der tridentinischen Reformen sukzessiv immer mehr Kompetenzen an sich zu ziehen suchten und damit ihr geistlich-weltliches Amt aktiv zu gestalten vermochten. Auch die folgenden Sektionen zeigten, dass jenseits pauschaler Werturteile die jüngeren Detailstudien zu den geistlichen Staaten erstaunliche Erkenntnisse zu Tage fördern.

Nachdem Prof. Dr. Wolfgang WÜST (Erlangen) in seinem Auftaktreferat zur zweiten Sektion (Der Bischof als Reichsfürst) entlang mehrerer Beispiele aus dem süddeutschen

Raum die strukturellen Defizite geistlicher Staaten in punkto staatlicher Modernisierung konstatierte und damit die aufklärerische Kritik der Zeit letztlich bestätigte, gelang es PD Dr. Karl HÄRTER (Frankfurt/ M.) im Anschluss daran, das Fortschreiben einer vermeintlichen Rückständigkeit durch eine neue Perspektive aufzubrechen: Am Beispiel des *Corpus Catholicorum* auf dem Regensburger Reichstag legte der Referent anschaulich dar, dass es ab 1700 unter den katholischen Reichsständen partiell durchaus zu einer korporativen Reichspolitik kam, die sich gegenüber den Strömungen von Aufklärung und Säkularisation zu positionieren suchte. Da der Themenkomplex einer politisch-korporativen Praxis geistlicher Fürsten bislang ebenfalls ein „blinder Fleck“ der Forschung ist, betrat Härter in seinem Vortrag fruchtbares Neuland.

Auch die Beiträge der folgenden Sektionen (Der Bischof als Angehöriger eines adligen Familienverbandes/ Der Bischof als Landesfürst) trugen dazu bei, das Forschungsfeld geistlicher Staatlichkeit weiter zu präzisieren: So kennzeichnete Prof. Dr. Sylvia SCHRAUT (München) am Beispiel der Schönborn die Reichskirche als dynamischen Aufstiegskanal in einer ansonsten statischen ständischen Gesellschaft. Im Kontext der Bischofswahlen erblickte sie soziale Mobilität und Konkurrenzprinzip als modernisierende Aspekte frühneuzeitlicher Staatlichkeit, die in den weltlichen Erbmonarchien nicht in vergleichbarer Intensität zu erkennen gewesen seien wie in den geistlichen Territorien. Dr. Franz BRENDLE (Tübingen), Dr. Harriet RUDOLPH (Trier) und PD Dr. Jutta NOWOSADTKO (Essen) zeichneten im Folgenden das landesherrliche Aufgabenfeld des Bischofs nach. In ihren Vorträgen zur bischöflichen Reichsdiplomatie, dem Justizwesen und dem Militär rückten die Referenten rheinische und nordwestdeutsche Territorien – konkret Mainz, Osnabrück und Münster – stärker ins Blickfeld der Forschung. Entgegen dem klassischen Vorurteil, dass Strafpraxis und Rüstung im geistlichen Fürstentum hoffnungslos unterentwickelt bzw. praktisch nicht vorhanden gewesen seien, konnten Rudolph und Nowosadtko anschaulich aufzeigen, dass in den geistlichen Territorien der Frühen Neuzeit sowohl das Justizwesen eine Normierung und Bürokratisierung erfuhr als auch das Militär zu einer festen Institution wurde. Die Unterschiede zu den weltlichen Staaten waren hier, so wurde deutlich, im Detail viel geringer als bislang angenommen. Einer „Exotisierung geistlicher Staaten“, so brachte es eine DiskutantIn auf den Punkt, sei daher mit Vorsicht zu begegnen.

In der folgenden Sektion (Repräsentation geistlicher Herrschaft) richtete sich der Blick auf Ausdrucksformen der künstlerischen Selbstdarstellung. Von Seiten der Kunstgeschichte referierte Stefan HEINZ M.A. (Trier) über die Grabmäler der geistlichen Fürsten von Mainz und Trier. Eine erweiterte Perspektive nahm Prof. Dr. Johannes SÜBMANN (Frankfurt/ M.) ein: Er deutete die Würzburger Baupolitik Johann Philipp Franz' von Schönborn im Sinne einer gemeinschaftsstiftenden Stadttopographie. Baupolitik, so Süßmann, sei Gesellschaftspolitik gewesen, da sie darauf abgezielt habe, durch eine ästhetische Normierung der Stadt eine juristische Egalisierung der Einwohner zu erwirken. Mit seiner Würzburger Baupolitik habe Johann Philipp Franz damit letztlich eine Integrationspolitik verfolgt, welche zwischen der altständischen Stadtbevölkerung einerseits und der jüngeren

Hofgesellschaft Würzburgs andererseits zu vermitteln gesucht habe. Süßmann spitzte seine These dahingehend zu, dass der Fürstbischof angestrebt habe, mittels einer strategischen Baupolitik einen egalitären Untertanenverband einzurichten und damit langfristig auf die Ausbildung einer überständisch-säkularen Gesellschaftsordnung hinzuwirken – eine These, die in dieser Zuspitzung nicht unwidersprochen blieb. Über die ihr zugrunde liegende (Grund-)Überzeugung, dass architektonische Repräsentation in der Frühen Neuzeit mehr war, als schöner Schein und „Teufelsbauwurm“, sondern sie einen ausdrücklich politisch-instrumentellen Charakter besaß, herrschte jedoch Konsens.

Schließlich nahm die Tagung mit dem Referat von Prof. Dr. Christine ROLL (Aachen) zu den Pastoralreformen in der Diözese Konstanz das Ende der geistlichen Staaten in den Blick und fokussierte die weitere Entwicklung fürstbischöflicher Territorien im frühen 19. Jahrhundert. Mit ihrem regionalgeschichtlichen Zugriff vermittelte Roll nicht nur einen spannenden Einblick in die Strukturen katholischer Volksfrömmigkeit um die Jahrhundertwende, sondern machte zugleich deutlich, dass die Aufklärung – obwohl von der Herrschaft forciert – auf lokaler Ebene in der traditionellen Landbevölkerung häufig auf große Widerstände stieß und sich in der konkreten Umsetzung als äußerst langwieriger und schwieriger Prozess gestaltete.

Festlicher Höhepunkt der knapp dreitägigen Tagung war der abendliche Festvortrag von Prof. Dr. Anton SCHINDLING (Tübingen) im Auditorium Maximum der Universität. Er griff mit seinen Ausführungen zu Hochschulen der Germania Sacra einen seiner Forschungsschwerpunkte – die Bildungsgeschichte – auf und würdigte im Rahmen seiner Ausführungen die geistlichen Fürsten als durchaus fortschrittliche Bildungspolitiker ihrer Zeit. Die Beiträge der Tagung werden demnächst in einem Sammelband publiziert werden.

### **Dr. Friedhelm Golücke Ehrenvorsitzender des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn**

Auf der Mitgliederversammlung des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn e.V. im Oktober 2006 wurde der langjährige Vorsitzende Dr. Friedhelm Golücke zum Ehrenvorsitzenden des Vereins ernannt.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V. (VfG) wurde 1983 auf seine Initiative hin mit Dozenten und Studierenden der Paderborner Hochschule gegründet. Wilfried Wollweber, Anfang der 1980er Jahre selbst Student und an der Gründung beteiligt, hob in seiner Laudatio hervor, dass es Golücke immer verstanden habe, junge angehende Historiker für die Vergangenheit zu begeistern. „Was einen selbst begeistert, davon kann man auch andere überzeugen“, so habe stets seine Devise gelautet. Mit dem VfG habe Golücke hier in Paderborn eines seiner „Kinder“ ins Leben gerufen und auch die „Vaterpflichten“ übernommen – nicht zuletzt, indem er dem Verein mehr als 13 Jahre vorstand. „Wenn man zurückschaut auf das, was der Verein in den letzten 23 Jahren geschaffen hat, in Form von Veröffentlichungen, Vorträgen, Exkursionen, historischem

Gesprächskreis etc., dann ist ein zweiter historischer Verein in Paderborn entstanden, der sich maßgeblich durch die ehrenamtliche Arbeit und den großen Einsatz von Herrn Dr. Golücke etabliert hat“, so Wilfried Wollweber. Prägend für die Tätigkeit Golückes, nicht nur im Verein für Geschichte, sei dabei dessen Credo gewesen: „Was du tust, das tue ganz.“



Zahlreiche Publikationen wären nicht entstanden, wenn Golücke nicht zu Konzeptberatungen für Autoren, Vorgaben, redaktioneller Anregung und Überarbeitung zur Verfügung gestanden hätte und heute noch steht. So begann 1983 der Verein seine Veröffentlichungsarbeit zunächst mit der Reihe „Paderborner Beiträge zur Geschichte“ (PBG) mit nunmehr 15 Titeln, der fünf Jahre später die „Paderborner Historische

Forschungen“ (PHF) mit 14 Titeln folgten. Seit 1985 gibt der Verein eine Bibliographie zum Schriftgut der Stadt Paderborn fortlaufend in derzeit acht Bänden heraus. Die Schriftenreihen werden seit September 1987 durch ein historisches Mitteilungsblatt ergänzt. Aus den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn“ (MVfG) hat sich im Laufe der Jahre die bemerkenswerte und anerkannte historische Zeitschrift „Paderborner Historische Mitteilungen“ (PHM) entwickelt.

Zur Verankerung der Paderborner Geschichte im Bewusstsein der Bürger legte Friedhelm Golücke darüber hinaus ein Konzept vor und setzte sich für eine engere Zusammenarbeit von Stadt und Universität im Bereich der Geschichte ein: Eine gezielte historische Arbeit sollte die Identität zwischen Mensch – Stadt/Land – Leben verstärken und mit der Stärkung des geschichtlichen Bewusstseins zugleich eine Stärkung des politischen Bewusstseins bewirken. Es sollte für Paderborn ein historisch fundiertes „Image“ mit Wirkkraft nach außen geschaffen werden. Als Historiker und Pädagoge verfügte Dr. Golücke am Reismann-Gymnasium über die Fähigkeit, seine Begeisterung für das Fach Geschichte an seine Schüler weiterzugeben. Er vermochte ihr historisches Interesse zu aktivieren und führte sie in zahlreichen Projekten (Wettbewerbe, Oral History) an die Geschichtswissenschaft im Allgemeinen, insbesondere aber an die Paderborner Geschichte heran.

Das ehrenamtliche Engagement ist in allen seinen Ausprägungen eine unverzichtbare Stütze unserer Gesellschaft. Dabei wird verkürzt häufig allein das soziale oder politische Engagement in den Blick genommen. Andere Formen ehrenamtlicher Tätigkeit, wie beispielsweise das Engagement in einem historischen Verein, sind jedoch genauso anerkanntenswert. Dem hat der VfG mit der Ernennung von Dr. Friedhelm Golücke zum Ehrenvorsitzenden allen Nachdruck verleihen.

## **„Computer.Medizin – Hightech für Gesundheit und Lebensqualität“**

**Eine Sonderausstellung des Heinz Nixdorf MuseumsForums vom 25. Oktober  
2006 bis 20. Mai 2007**

*von Gottfried Hermeyer*

Die moderne Medizin ist ohne computergestützte Technologien nicht mehr denkbar. In Prävention, Diagnostik, Therapie oder Rehabilitation wird Hightech für Gesundheit und Lebensqualität genutzt. Aus Anlass des zehnjährigen Bestehens präsentierte das Paderborner Heinz Nixdorf MuseumsForum vom 25. Oktober 2006 bis zum 20. Mai 2007 in der großen Sonderausstellung „Computer.Medizin“ das breite Spektrum computergestützter Verfahren, Systeme und Geräte im humanmedizinischen Bereich. Fast 100.000 Besucher erlebten eine hoch interaktive Ausstellung mit über 100 spektakulären Exponaten der Gegenwart und Zukunft. Rund ein Drittel der Ausstellungsobjekte konnten sie selbst ausprobieren und testen. Derzeit wird die Ausstellung im Rahmen einer internationalen Wanderschaft noch an weiteren Orten gezeigt.

Der Rundgang durch die Ausstellung mit seinen Abteilungen „Anatomisches Theater“, „Wellness und Alltag“, „Blicke in den Körper“, „Eingriffe in den Körper“ und „Hilfen für den Körper“ wurde konzeptionell und didaktisch gemäß der ärztlichen Logik auf Prävention, Diagnostik, Therapie und Rehabilitation ausgerichtet.

### **Anatomisches Theater**

Ein lebensgroßer Avatar – halb Mensch, halb animiertes Modell – nimmt die Besucher in Empfang und gibt ihnen gleich einen ersten Überblick über die Ausstellung. Gleich nebenan weist das „Anatomische Theater“ auf die zentrale Stellung der Anatomie und Physiologie in der Medizin hin. Dieser Bereich ist ein Zitat aus den anatomischen Theatern des 16. Jahrhunderts, in denen erstmals auch Laien bei öffentlichen Sektionen Einblicke in das menschliche Innere gegeben wurden. Heute, im Zeitalter von Computer und Internet, lässt sich dank digitaler Repräsentationen der „gläserne Mensch“ darstellen. Computererzeugte Bilder und Programme ersetzen den klassischen Anatomieatlas und ermöglichen dreidimensionale virtuelle Reisen durch den menschlichen Körper. In feinsten Auflösung werden Bilder aus dem Inneren dargestellt und erlebbar gemacht. Ein vollkommen neuartiges Präsentationssystem führt alle virtuellen Eingriffe per Gestenerkennung unmittelbar auf Fingerzeig durch. Als Simulation einer Sektion klappt der Besucher Körperteile auf, entfernt Strukturen, dreht Organe oder färbt bestimmte Gewebe ein.

### *Wellness und Alltag*

Nach dieser allgemeinen Betrachtung des menschlichen Körpers und seiner Funktionen zeigt dann der Bereich „Wellness und Alltag“ chipbasierte Produkte, die gesundheitliche Risiken überwachen und die eigene Fitness verbessern.

Am „AgeScan“ kann kinderleicht das „biologische Alter“ bestimmt werden. Eine „intelligente Toilette“ kontrolliert neben Blutdruck und Körperfett auch die Urinwerte. Digitale Fitnessprodukte zeigen, wie der Freizeitsport sicherer und interessanter wird. Ebenso wird präsentiert, wie der Computer den Menschen bei der eigenverantwortlichen Erhaltung seiner Gesundheit unterstützt und ihn zu einer gesunden Lebensführung motiviert. Dazu zählen computergestützte Bewegungs- und Fitnessprogramme. So kann man sich auf dem interaktiven Laufband an der Leistung des Marathon-Weltrekordlers oder mit Joschka Fischer messen. Bei der Event-Fitness an der interaktiven Trainingswand werden Bewegungsabläufe trainiert und dabei gleichzeitig Reaktionsvermögen, Beweglichkeit, Motorik und Konzentration geschult. Vor einer Großleinwand nimmt man auf einem Fahrradergometer an einer virtuellen Fahrradtour teil. Selbst für die Bekämpfung globaler Seuchen sind der Computer und die digitale Messtechnik heute unentbehrliche Hilfsmittel. So lässt sich die Dynamik der Ausbreitung von Infektionskrankheiten am Computer simulieren, um wirksame Interventionsmaßnahmen zu entwickeln. Durch eine automatisierte Temperaturkontrolle mittels einer Wärmebildkamera in öffentlichen Zonen an Flug- oder Bahnhöfen könnten infizierte Personen frühzeitig entdeckt werden.

### *Sonderbereich „Gesundheitskarte“*

Der Sonderbereich „Gesundheitskarte“ vermittelt dem Besucher einen ersten Eindruck in das digitale Zeitalter des elektronisch komplett vernetzten Gesundheitswesens. An drei aufeinander folgenden Stationen – Arztpraxis, Patientenkiosk und Apotheke – kann man sich eigenständig ein Rezept ausstellen, am Patiententerminal abrufen und in der Apotheke einlösen. Dazu erhält man ein Gesundheitskarten-Muster, mit dem man den Demonstrationsparcours durchläuft. Die Anwendung zeigt an Originalkomponenten den kompletten Ablauf zur Anwendung des „Elektronischen Rezeptes“, was nach Abschluss erster regionaler Tests in Deutschland bald flächendeckend eingeführt wird.

### *Blicke in den Körper*

Immer detailreichere „Blicke in den Körper“ ermöglichen die bildgebenden Verfahren. Alle hochmodernen Verfahren im Röntgen, Ultraschall, Computertomographie, Magnetresonanztomographie und Positronen-Emissions-Tomographie sind in der Ausstellung vereint. Funktionsweisen und Besonderheiten der Verfahren bis hin zur virtuellen Herzkranzgefäß-Darstellung oder der virtuellen Darmspiegelung werden erklärt und können teilweise auch praktisch nachvollzogen werden. Mit dem Ultraschallsimulator „Sonofit“ untersucht man den lebensgroßen Torso einer Schwangeren, man überzeugt sich von der hochauflösenden Qualität der Bilder einer eigenständig am Modell durchgeführten Ma-

genspiegelung und „röntgt“ auf Knopfdruck digital. In abgeschirmten Bereichen hat man die Möglichkeit, sein eigenes Seh- und Hörvermögen zu testen und sich von einem Retina-Tomographen zur Überprüfung der Netzhaut in die Augen schauen zu lassen. Auch der Bereich der Labordiagnostik wird thematisiert. Hier werden eine fortschreitende Automatisierung sämtlicher Arbeitsschritte zur Aufbereitung und Analyse von Laborproben und Miniaturisierung der Messverfahren wie Biochips und das „Lab on a chip“ erläutert.

Die Ausstellung zeigt auch die Möglichkeiten und Grenzen einer computerassistierten Auswertung der Daten auf. Der Computer kann den Arzt bei der Diagnosestellung unterstützen und entlasten, ihn aber derzeit (noch) nicht ersetzen.

### *Eingriffe in den Körper*

Therapien können mit dem Computer präziser und für den Patienten auch schonender durchgeführt werden, etwa bei chirurgischen Eingriffen oder der Behandlung von Krebserkrankungen. Der Bereich „Eingriffe in den Körper“ belegt dies mit ausgewählten Exponaten auf dem aktuellsten Stand der Wissenschaft und Technik. Im Mittelpunkt steht der Operationssaal der Zukunft, ausgestattet mit einem Navigationssystem der Neurochirurgie, einem Anästhesiearbeitsplatz, einer Herz-Lungen-Maschine und einem Telemanipulator. Im Vorfeld einer Operation werden die Planung von Operationen und das chirurgische Vorgehen mithilfe virtueller Visualisierung optimiert. Implantate werden mit Computerhilfe individuell nach Patientendaten hergestellt. In virtueller Realität am OP-Simulator kann der Besucher Techniken der „Schlüssellochchirurgie“ ausprobieren und in einem simulierten Herzkatheterlabor wie ein Kardiologe einen Katheter platzieren und verengte Herzkranzgefäße aufweiten. Er erlebt diese Simulatoren als neues Instrument in der Mediziner Ausbildung.

In einer Intensivstation mit modernstem Monitoring, Neugeboreneninkubator und Beatmungsgerät erfährt der Besucher z. B. durch das künstliche Auslösen einer Herzrhythmusstörung oder indem er den Patienten am Beatmungsgerät „husten“ lässt, wie die Geräte dank modernster Technik im Sinne der Patientensicherheit reagieren und arbeiten.

Exponate wie neueste Generationen von Dialysegeräten oder Kunstherzsystemen tragen zum Eindruck bei, dass mit Hilfe moderner computergestützter Geräte immer kranke und ältere Menschen eine immer aufwendiger operative oder nichtoperative Therapie zuteil werden kann. Vielversprechende Perspektiven werden schließlich zur Krebsbehandlung gezeigt. Computergestützte Planung und Durchführung der Strahlentherapie ermöglichen eine hochwirksame Behandlung von Tumoren unter weitestgehender Schonung des teilweise sehr empfindlichen gesunden Gewebes in der Umgebung.

### *Hilfen für den Körper*

Zum Abschluss des Rundganges erwartet den Besucher der Bereich „Hilfen für den Körper“, der zeigt, wie die Computertechnik kranken, älteren und behinderten Menschen helfen kann, ihre Selbstständigkeit und Lebensqualität zumindest teilweise zu bewahren.

Herausragende Beispiele sind das „C-Leg“, eine mikroprozessorgesteuerte Kniegelenkprothese, die ein nahezu natürliches Gehen ermöglicht, sowie eine myoelektrisch gesteuerte Armprothese, die mit kleinen Motoren und Akkus ausgestattet ist, um Handbewegungen auszuführen. Beide Prothesen wurden bereits bei den Paralympics erfolgreich von Sportlern genutzt. Weitere Exponate sind Netzhaut- und Innenohr-Implantate, Neurostimulationssysteme, ein Rehagerät für neuromuskuläre Störungen sowie ein Herzhandy.

Beim interaktiven Entspannungsspiel „Mindball“ können die Besucher üben, einen Ball allein mit der Kraft ihrer Gedanken zu bewegen. Um die Übersetzung von Gehirnsignalen in Steuerungssignale geht es auch beim „Brain Computer Interface“ (Fraunhofer-Institut für Rechnerarchitektur und Softwaretechnik), einer Schnittstelle zwischen Gehirn und Computer, die künftig Menschen, die aufgrund von Behinderungen nicht mit ihrer Umwelt kommunizieren können, neue Kommunikations- und Handlungschancen eröffnen soll.

Der Ausgangsbereich bietet schließlich Entspannung in Massagesesseln, aus denen Videoclips von Science-Fiction-Filmen der 70er und 80er Jahre zu betrachten sind. Im einzigen „Rückblick“ der Ausstellung werden damalige Fiktionen und Visionen der Medizintechnologie gezeigt.

„Computer.Medizin“ macht nun im Ruhrgebiet Station und richtet sich auch dort sowohl an den interessierten Laien als auch an Ärzte und andere Mitarbeiter im Gesundheitswesen sowie Informatiker und Techniker.

Ausstellungskatalog: HNF (Hg.): Computer.Medizin. Hightech für Gesundheit und Lebensqualität (Deutsch und Englisch), Paderborn: Schöningh 2006, 358 S.

Internetauftritt: [www.computer-medizin.de](http://www.computer-medizin.de)

**ROLAND PIEPER: Carl Ferdinand Fabritius. Veduten und Altargemälde für den Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg 1664–1667. Mit Beiträgen von Christoph Fiebiger und Günter Deppe (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte Band 55), Paderborn: Bonifatius 2006, 326 S., 243 Abb., 49,80 €**

Da sitzt er, der gut gekleidete junge Herr mit den langen Haaren, ein Blatt auf den Knien, den Zeichenstift in der Hand, umringt von einer ländlichen Zuschauergruppe, mal mit dieser in ein Gespräch vertieft, mal den Bildbetrachter in den Blick nehmend. Im Hintergrund die Stadt Brakel bzw. die Stadt Warburg, sein Zeichenmotiv. Die Individualität der Gesichtszüge und die Attribute lassen vermuten, dass sich hier der Maler der Bilder, Carl Ferdinand Fabritius, selbst dargestellt hat. Die Bilder sind Teil eines von Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg in Auftrag gegebenen Zyklus' von dreiundsechzig Bildern, die Städte, Dörfer, Klöster und Burgen des Paderborner Landes zeigen. Einst für die Innenausstattung der bischöflichen Residenz Schloss Neuhaus geschaffen, befinden sie sich heute in der Theologischen Fakultät zu Paderborn. Im Jahre 1806 nach Paderborn verbracht, haben sich noch einundvierzig Bilder erhalten. Unter historisch-topographischen Gesichtspunkten sind sie von hohem Quellenwert. Teilweise handelt es sich um die ältesten Ortsansichten, die in einigen Fällen bis zum Aufkommen der Fotografie die einzigen Darstellungen dieser Orte sind.

Sollte sich Fabritius also selbst porträtiert haben, so läge uns wenigstens ein Abbild des Künstlers vor, dessen Leben und Werk lange im Dunkeln lag. Fast zweihundert Jahre wurde den Aussagen Georg Joseph Bessens wenig Neues hinzugefügt. In seiner „Geschichte des Bisthums Paderborn“ von 1820 schreibt er im Kapitel über Ferdinand von Fürstenberg: „Der Maler C. Fabricius nahm für ihn [Ferdinand von Fürstenberg] die vorzüglichsten und reizendsten Ansichten des Landes an Ort und Stelle auf, und führte sie in den Jahren 1664–1666 zur Zierde des Residenzschlosses Neuhaus auf Leinwand in verschiedener Größe aus. Kenner bewundern an diesen Oelgemälden die richtige Perspective, die kräftige Färbung und den freien natürlichen Baumschlag.“ In der Fußnote merkt er dann noch an: „Die näheren Umstände von dem Leben dieses C. Fabricius sind mir nicht bekannt. Nach den Registern der Gau- und Markkirche lebte damals und lange vorher eine zahlreiche und angesehene Familie dieses Namens in Paderborn. – Seine Gemälde sind in nachherigen Zeiten vernachlässiget, und unter dem Fürstbischöfe Friedrich Wilhelm in den Jahren 1783–85 durch den Maler Ferdinand Woltemout wieder hergestellt. Bei der Räumung des Residenzschlosses wurden selbe ins Universitätshaus gebracht, und sollten, wie es hieß, eine Bildgalerie für studirende Liebhaber der Zeichnungskunde bilden. Allein unter der Westphälischen Regierung wurden selbe wieder fortgenommen und versplittert. Jetzt sollen sie theils in Paderborn, theils in Münster zerstreuet aufbewahrt seyn.“

Nun hat Roland Pieper mit einer Monographie über die Veduten Carl Ferdinand Fabritius' Licht ins Dunkel gebracht. Anlass für die Beschäftigung mit dem Künstler war die Restaurierung der Gemälde in den Jahren 2002 und 2003. Auch wenn der Autor seine Arbeit als „Sammlung der bisherigen Kenntnisse zu Maler und Werk“ versteht, geht er doch über bloßes Sammeln hinaus und kommt zu neuen Erkenntnissen.

Nach einem knappen Überblick zur politischen und künstlerischen Situation in Westfalen im 17. Jahrhundert und zu Ferdinand von Fürstenberg, gelingt es Pieper im Kapitel, das Fabritius gewidmet ist, trotz spärlicher Zeugnisse, Herkunft und Werdegang des Malers zu rekonstruieren. Wurde neben dessen Herkunft aus dem Paderborner Bürgertum u. a. auch eine Zuordnung zur niederländischen Malerfamilie Fabritius vermutet, so identifiziert Pieper ihn mit dem 1637 in Warschau geborenen und in Wien zum Maler ausgebildeten Carl Ferdinand Fabritius. Dieser hatte 1659 Regina Köglin, vermutlich die Witwe seines Lehrmeisters, geheiratet und von Kaiser Leopold I. den Titel eines Hofmalers verliehen bekommen. Zwischen 1661/62 und 1663/64 ist er in Mainz nachzuweisen – er bezeichnet sich u. a. als „Churfürstlich Mainzischer Hofmaler“ – und anschließend, bis 1667, in Paderborn. Ab 1670 befindet er sich wieder in Wien, wo er sich 1673 erschießt.

Pieper geht den Hintergründen des Malprojektes nach – danach ist es im Zusammenhang mit den historischen Arbeiten und Aufträgen Ferdinands von Fürstenberg (*Monumenta Paderbornensia*, Nikolaus Schatens *Annales Paderbornenses* etc.) und seinem Versuch, das Fürstbistum aufzuwerten, zu sehen –, rekonstruiert die Arbeitsweise des Malers vor Ort und wertet die spärlichen Schriftquellen zur Geschichte des Zyklus aus, hauptsächlich Inventare, die er in den relevanten Teilen auch abdruckt. Ferner gibt er einen Überblick über die Bildrezeption und ordnet das Werk des Künstlers in den kunsthistorischen Kontext ein.

Im Katalogteil werden alle gemalten Bilder des Zyklus' mit den technischen Daten aufgeführt und beschrieben (bei den verlorenen Gemälden geschieht dies soweit der Inhalt bekannt ist). Dabei werden sie alphabetisch nach Ortsnamen geordnet, was einen schnellen Zugriff ermöglicht.

Beiträge von Günter Deppe, zum rechtlichen Status der Bilder – anlässlich der Restaurierungsvorbereitung stellte man fest, dass die Eigentumsfrage ungeklärt war, so dass das Erzbistum erst 2001 Eigentümer der Veduten wurde –, und von Christoph Fiebiger, dem Restaurator der Bilder, zu früheren Restaurierungen und der aktuellen restauratorischen Maßnahme, ergänzen den Band.

Roland Pieper erfasst aber nicht nur die Veduten, sondern auch weitere Werke von Fabritius, die er in die drei Gruppen Landschafts-, Historien- und Altarbilder zusammenfasst. Die Gruppe von Landschaftsdarstellungen, die über den Vedutenzyklus hinausgehen, wurden überwiegend für Schloss Neuhaus angefertigt und sind größtenteils im Krieg zerstört worden oder seither verschollen. Die Urheberschaft ist allerdings nicht bei allen Bildern gesichert. Das gilt auch für die acht ebenfalls verschollenen Gemälde aus der Gruppe der Historienbilder, von denen lediglich die Maße und die Sujets bekannt sind.

Die Altargemälde wurden für die Pfarrkirche SS. Heinrich und Kunigunde in Schloß Neuhaus, die Dominikanerkirche in Warburg, die Paderborner Busdorfkirche und für Schloss Herdringen gemalt.

Es wird somit erstmals eine Art Werkverzeichnis vorgelegt, das sicherlich, da es sich immer noch um ein Forschungsdesiderat handelt, weitere Zuschreibungen, aber wohl auch Abschreibungen erfahren wird, da bei einer Reihe von Werken, besonders den ver-

nichteten, die Urheberschaft ungewiss ist, auch wenn die Argumentation pro Fabritius plausibel erscheint.

Alle besprochenen, heute noch erhaltenen Gemälde sind farbig abgebildet, die verschollenen, soweit Fotos vorhanden waren, schwarz-weiß. Für die Publikation hat der Autor fast alle Gemälde neu fotografiert. Die Aufnahmen sind durchweg von hervorragender Qualität und durch die zahlreichen Detailaufnahmen erkennt der Leser mehr, als er sehen würde, stände er vor den Originalgemälden. Das soll jedoch niemanden abhalten, die Gemälde vor Ort in der Theologischen Fakultät, wo sie auf den Gängen und in den Hörsälen hängen, anzuschauen, denn die wenigsten Kunstfreunde dürften die Veduten schon mal im Original betrachtet haben.

Roland Piepers Arbeit wird auf lange Sicht das Standartwerk zu Carl Ferdinand Fabritius bleiben, auch wenn zu hoffen ist, dass weitere Gemälde auftauchen und neue Quellen zu Leben und Werk des Malers gefunden werden.

Ansgar Köb, Paderborn

**HANS-WERNER GOETZ/ JÖRG JARNUT (Hg.): Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung (MittelalterStudien, Bd. 1), München: Wilhelm Fink Verlag 2003, 511 S., 64.00 €**

Als ersten Band seiner neuen Reihe „MittelalterStudien“ gab das IEMAN (Institut zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachlebens) die Veröffentlichung einer vom Institut gemeinsam mit dem Deutschen Mediävistenverband veranstalteten Tagung heraus, in dem sich eine Reihe von namhaften Vertretern der internationalen Mediävistik über Gegenwart und Zukunft der Mittelalterforschung Gedanken machten.

Wie schon auf dem Plakat zur Ankündigung der Tagung ist auch das Titelbild des Bandes gestaltet: durch eine Darstellung des auf dem Boden liegenden Ritters aus Bressons Film *Lancelot*, für den als Hintergrund die Grande Arche der Défense in Paris gewählt wurde. Die Blutlache in der der Ritter liegt (die übrigens auf dem Plakat deutlich besser zu erkennen war) deutet an, dass er tot oder zumindest schwer verletzt ist. Schon Peter Johanek überlegt in seinem Beitrag über die Lage der deutschen Mediävistik, der den ersten thematischen Schwerpunkt zu einem Vergleich der Situation der Mittelalterforschung in verschiedenen europäischen Ländern eröffnet (Nationale Traditionen und internationale Entwicklungen der mediävistischen Geschichtswissenschaft), was die Montage bedeuten könnte. Symbolisiert der Ritter, so fragt er, die tote Mediävistik „gescheitert an den Strukturen der modernen Universität, gefällt durch die vom Dämon der Sparsamkeit betriebenen Reformen?“ (S. 22) Eine solche Interpretation weist Johanek selbst sofort zurück, denn glücklicherweise wäre die Mittelalterforschung auch in Deutschland keineswegs tot, sondern höchst lebendig – was sich sowohl in der Vielfalt der aktuellen mediävistischen Forschung zeige, als auch im Interesse des Publikums am Mittelalter, das in Deutschland seit einiger Zeit kontinuierlich anhält. Der kurze Ansatz zu einer düsteren Deutung des Titelbildes war, wie Johanek erklärt, vor allem durch seine Assoziation des

durch den Druck verfremdeten Bildes mit einer „betonalen verplatteten Brutalarchitektur“ inspiriert, die ihn lebhaft an das Untergeschoss des Fürstenberghauses seiner Münsteraner Universität erinnerte. Allerdings ließe sich gerade mit dem architektonischen Element des Bildes auch eine andere Deutung verbinden. Durch die stilistische Zuordnung zur Postmoderne könnte der vor der Grande Arche liegende Ritter auch die Frage nach der Objektivierung des Mittelalters in einer Zeit aufwerfen, die nach Jean François Lyotard durch das „Ende der Großen Erzählungen“ charakterisiert werden kann. Schließlich verdankt gerade das Mittelalter, wie Otto Gerhard Oexle in seinem Beitrag über die „Mittelalterforschung in einer sich ständig wandelnden Moderne“ (S. 227–252) ausführt, die Konzeption seines Begriffs einer der großen Erzählungen der Moderne: der Reflexion über den historischen Fortschritt. Im Rahmen des historischen Deutungsmusters, in dem sich diese Reflexion über den Fortschritt vermittelte, dem Modell von Antike, Mittelalter und Neuzeit, entwickelte das Mittelalter eine wichtige Funktion zur Selbstbestimmung der Moderne. So war das Mittelalter etwa als Figur der Abgrenzung, als das glücklich überwundene, oder der romantischen Verklärung, als das unglücklich verlorene, oder auch in der Sehnsucht nach seiner Wiederkehr, ja selbst in Max Webers Bild seiner Vielfalt und Differenzierung seit seiner Erfindung „in allen Reflexionen über die Moderne, eingestandenermaßen oder auch nicht, anwesend“ (S. 228ff.). Mit dem Verlust des Glaubens an die großen Erzählungen hat aber auch das Mittelalter seine selbstverständliche Gegenwart in der Moderne verloren und vielleicht könnte man damit den leblos daliegenden Ritter auf dem Titelbild des Bandes verbinden. So gesehen könnte man das Bild nicht als Darstellung einer schwer angeschlagenen oder toten Mediävistik verstehen, sondern als ein Bild für das Ende jener Funktion des Mittelalters und damit auch als recht mutigen Ausgangspunkt einer Reflexion der Disziplin und ihres gesellschaftlichen Kontexts: Nach dem Ende der großen Erzählungen und der damit verbundenen Auflösung der Rolle des Mittelalters für die Selbstbestimmung der Moderne soll die Reflexion zwischen Vergangenheit und Zukunft der mediävistischen Forschung helfen, sich von der Begründung in zunehmend an Einfluss verlierenden Legitimationsdiskursen zu emanzipieren und neue Rollen und Perspektiven für die Erforschung des Mittelalters zu definieren.

In diesem Sinn betont auch Hans Werner Goetz in seiner Einleitung (Die Aktualität des Mittelalters und die „Modernität“ der Mediävistik, S. 11–18) die Bedeutung einer solchen Reflexion in der mediävistischen Forschung nicht nur grundsätzlich durch eine sich ständig wandelnde Konzeption und Konstruktion des Gegenstandes: Mittelalter, sondern vor allem in der aktuellen Situation, in der die Mittelalterforschung sowie die Geisteswissenschaften insgesamt wachsendem Legitimationsdruck ausgesetzt sind. In der Bereitschaft, die jeweilige Zeitgebundenheit der Mittelalterforschung anzuerkennen und sich in die Wandlungsprozesse einzugliedern, sieht er die Voraussetzung zur Mitgestaltung des Mittelalterbildes auch in der außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit – und damit auch der Mitgestaltung der gesellschaftlichen Erwartungen und Ansprüche an die Erforschung des Mittelalters.

Dass die aktuellen Ansprüche und Erwartungen der Mittelalterforschung und an die Mittelalterforschung in verschiedenen Ländern mit jeweils eigenen historiographischen Traditionen recht unterschiedlich sein können, zeigen die Beiträge des ersten Schwerpunktes des Bandes, in dem in einem Ländervergleich „Nationale Traditionen und internationale Entwicklungen der mediävistischen Geschichtswissenschaft“ in sieben verschiedenen Ländern diskutiert werden. Für Deutschland führt Peter Johanek (Mittelalterforschung in Deutschland um 2000, S. 21–33), drei Forschungsfelder an, durch die er die deutsche Mediävistik des 20. Jahrhunderts geprägt sieht: erstens die Tradition der Quellenforschung und -erschließung, wie sie durch die *Monumenta Germaniae Historica* entwickelt wurde, getragen von einer „subtilen und weit verbreiteten Erudition in den historischen Hilfswissenschaften“; zweitens die Dominanz der politischen Geschichte, insbesondere der Herrschaftsgeschichte, die vor allem mit den Fragen nach den Anfängen der deutschen Geschichte bzw. der Entstehung des Deutschen Reichs zusammenhing; und drittens durch die in einem Neuansatz der zwanziger Jahre entstandene, interdisziplinär konzipierte geschichtliche Landeskunde, die sich vor allem auf die Herausarbeitung verschiedener Kulturräume konzentrierte (S. 26f.). An die Arbeit in diesen Forschungsfeldern wurde auch nach dem zweiten Weltkrieg angeschlossen, allerdings veränderten sie sich stark unter dem Einfluss zweier Zäsuren oder Paradigmenwechsel: der Auseinandersetzung mit den Sozialwissenschaften, insbesondere der Soziologie in den sechziger und siebziger Jahren (S. 27f.), und der Ersetzung des Paradigmas der „Gesellschaft“ durch das der „Kultur“ in der Mitte der achtziger Jahre (S. 31f.). Bei aller gerechtfertigten Kritik, dass im Zentrum der deutschen Mittelalterforschung als Orientierungspunkte oft noch immer Fragen und Probleme der Ausübung von Herrschaft stehen, sollte daher nicht übersehen werden, dass es in vielen Fällen „nicht mehr die alte Verfassungs- und Institutionengeschichte ist, die hier abgehandelt wird“ (S. 33). Gleichzeitig beobachtet Johanek eine mit dem „cultural turn“ verbundene Annäherung der deutschen Mittelalterforschung an das multidisziplinäre Konzept der „medieval studies“ aus den Vereinigten Staaten mit dessen enger Verbindung von Geschichts- und Literaturwissenschaften, der vor allem durch die Gründung des Mediävistenverbandes in Deutschland nach der Wende eine neue Basis gegeben wurde (S. 32). Als die wichtigsten drei Fragen, denen sich die Mittelalterforschung an der Schwelle des 21. Jahrhunderts stellen müsse, sieht Johanek die Interdisziplinarität gegen eine zunehmende Abschottung und Spezialisierung der Disziplinen, die Entwicklung neuer Konzeptionen historiographischer Darstellung und die Rückbesinnung auf eine der Kernkompetenzen der Mediävistik, der kritischen und editorischen Erschließung der Quellenüberlieferung, was auch ein Rückkehr zur „Erudition“ verlange (S. 33). Dazu empfiehlt sich die äußerst anregende Diskussion des Begriffs in Erudition seinem Beitrag „Die Erudition und die Folgen“ in den Mitteilungen des Instituts für Geschichtsforschung 113 (2005, S. 259–268) nachzulesen. Den Umgang mit Dokumenten sieht auch Alain Guerrau als eine der zentralen Herausforderungen der Mediävistik heute, allerdings vor dem Hintergrund eines äußerst düsteren Bildes der französischen Situation (Die französische Mediävistik am Anfang des 21. Jahrhunderts, S. 35–40). Die französische Mittelalterforschung

wäre „schwer krank“ und „in der Öffentlichkeit zunehmend unsichtbar“, die Zahl der Studenten sinke und die intellektuelle Produktion sei dramatisch zurückgegangen. Er beklagt die riesige Kluft zwischen Konservatoren bzw. Archivaren und Professoren und dass die wachsende Spezialisierung eine Reflexion über die Gesamtstruktur der mittelalterlichen Gesellschaft verhindere (S. 37f.). Als Auswege aus der Krise sieht er die Nutzung neuer Quellen und Werkzeuge, wie die Bearbeitung von Bildern und Texten in elektronischer Form, die Entwicklung eines neuen Dokumentenbegriffs im Rahmen einer „radikalen Erneuerung der Methoden und Begriffe“ des 19. Jahrhunderts, deren Potential er für vollkommen erschöpft hält. Als dritte große Herausforderung müssten sich nach Guerrau die französischen Mediävisten als Teil einer europäischen Mittelalterforschung verstehen, „in deren Rahmen die französisch Mediävisten ihre Rolle in Zusammenarbeit mit ihren Kollegen der anderen großen europäischen Länder spielen können.“ (S. 39f.) Dass in Italien eigene Traditionen der quellenkundlichen und hilfswissenschaftlichen Forschung fortgeführt und weiter entwickelt werden, kann der Beitrag von Claudio Azzara, Corrina Bottiglieri und Massimo Oldoni zeigen (*Il Medioevo e l'Italia*, S. 101–118), in dem von Corrina Bottiglieri ein eindrucksvoller Überblick über die zahlreichen Projekte zur Erschließung mittellateinischer Quellen und ihrer elektronischen Aufbereitung geboten wird (mit einer Liste von „nützlichen Web-Adressen S. 114f.). Allerdings sieht Claudio Azzara aber auch ein Problem in der mangelnden Einbindung italienischer Mediävisten in die internationale Forschungslandschaft. Matthew Innes gibt einen ausführlichen Überblick über die der Mittelalterforschung in England seit dem 19. Jahrhundert, deren Entwicklung er im Spannungsfeld zweier komplementärer aber oft auch widersprüchlicher Auffassungen vom Mittelalter beschreibt: dem Mittelalter als Figur der Abgrenzung und dem Mittelalter, in das Anfänge, aber auch Ideale, gelegt wurden, mit denen soziale Modelle oder Ansprüche der Gegenwart erhoben, erklärt oder legitimiert werden sollten. In diesem Spannungsfeld entstand eine Forschungstradition, die sich fächerübergreifend vor allem auf das englische Mittelalter konzentrierte und weitgehend isoliert von Entwicklungen auf dem Kontinent blieb. Nachdem sich um die Mitte des 20. Jahrhunderts die Situation langsam zu ändern begann, setzte vor allem mit den Reformen der 1960er und 70er Jahre ein völlig neuer Prozeß ein, den er mit den Begriffen „diversification“ und „expansion“ beschreibt. Während er mit „expansion“ die größere Breite von Forschungsfragen, aber auch die höhere Zahl von Forschungszentren meint, die nun nicht mehr allein Oxford, Cambridge und London, sondern auch andere Universitäten wie Manchester, Leeds, oder York sind, sieht er mit „diversification“ ein aktuelles Problem verbunden, das er im Titel seines Beitrags „A fatal disjuncture. Medieval History and Medievalism in the UK“ (S. 73–100) schon andeutet. Am Beispiel der historischen Mittelalterforschung zeigt er, wie ihre Spezialisierung und Internationalisierung sowohl den interdisziplinären Dialog der akademischen Mittelalterforschung sowie auch den Dialog mit außerwissenschaftlichen Interessen am Mittelalter zunehmend erschwert habe; eine Situation, die alle Fächer der englischen Mediävistik starkem Legitimationsdruck aussetzt. Für die Vereinigten Staaten skizziert Patrick J. Geary die Geschichte der Mittelalterforschung in einem Land, in dem das Mittelalter nicht

als Teil seiner Nationalgeschichte beansprucht werden kann (Medieval studies – „Mittelalterstudien“ – in Amerika, S. 63–71). Daraus erklärt er auch das im Vergleich zu Europa breitere Fächerspektrum der medieval studies in den USA, mit ihrer stärkeren Betonung komparativer Ansätze und dem größeren Spielraum für inter- und transdisziplinäre Projekte, breiter angelegte supranationale Fragestellungen sowie stärker theoriegeleitete Annäherungen an die europäische Kultur und Geschichte. Dass Mittelalterhistorikern in Amerika erspart geblieben sei, „als Bewahrer und Verteidiger der nationalen Vergangenheiten aufzutreten“, bedeute aber gleichzeitig eine schwächere gesellschaftliche Position der Mittelalterforschung, die ihre Vertreter deutlich stärker „marktabhängiger“ mache, als ihre Kollegen in Europa. Abschließend gibt Geary einen Überblick und analysiert, was dieser Markt, der ein wichtiger Faktor dafür ist, was geforscht, geschrieben publiziert und in den zeitgenössischen Mittelalterstudien diskutiert wird, gegenwärtig produziert (S. 68ff.). Während die mittelalterliche Vergangenheit in den Vereinigten Staaten sich für eine Suche nach den Ursprüngen wenig eignete, und in den westlichen europäischen Staaten ihre nationale Aneignungen weitgehend überwunden sind, muss in den Ländern des ehemaligen Ostblocks die Mediävistik sich mit gesellschaftlichen Identifikationsbedürfnissen auseinandersetzen, in denen die Ursprünge der aktuellen nationalen Gemeinschaft im Mittelalter gesucht und gefunden werden. Den Schwierigkeiten, die sich etwa dadurch für die russische Mittelalterforschung in einer Zeit ergeben, in der grundsätzlich die soziale Rolle der professionellen Geschichtsschreibung in der post-sowjetischen Gesellschaft neu definiert werden muss, beschreibt Michail A. Bojcov (Die Mediävistik in Russland an der Schwelle des neuen Jahrhunderts, S. 51–54). Ähnliche Probleme beobachtet János M. Bak in den Ländern Ostmitteleuropas (Einige Gedanken zur Lage der Mediävistik in Ostmitteleuropa, S. 55–59), wo gegen die Ergebnisse solider und kritischer Mittelalterforscher immer wieder die mittelalterliche Vergangenheit zur nationalen Sinnstiftung verwendet wird. Als eindrucksvolles Beispiel erwähnt er die „politisch verordnete“ Datierung der Stephanskrone in die Zeit des mythischen Ahnvaters der Ungarn, Hunor, („4.–5. Jahrhundert“) im Zusammenhang mit der Feier des „Millenniums des ungarischen Staates“ tausend Jahre nach der Krönung Stephans I. 1000/1. Wie auch die beiden folgenden Sektionen des Bandes wird auch die erste durch eine Round-Table-Diskussion zum Thema des Schwerpunktes abgeschlossen.

Die in den einzelnen Beiträgen zum Ländervergleich mehrfach und unterschiedlich angesprochene Interdisziplinarität der Mediävistik ist Thema eines zweiten Schwerpunkts des Bandes (Sektion 2: Disziplinarität und Interdisziplinarität in der heutigen Mediävistik: moderne Forschungsperspektiven der mediävistischen Fächer, S. 135–265). In seinem Beitrag zeigt Lars Boje Mortensen am Beispiel der Erforschung mittellateinischer Literatur und der Volkssprachen (The study of Medieval Latin literature – an expanding field of little impact, S. 135–147) die Probleme von nebeneinander statt miteinander arbeitenden Disziplinen. Ausgehend von einer gemeinsamen Betrachtungsweise der Literaturen entwickelt er „a new model of literary history“, in dem das Verhältnis Lateins zu den Volkssprachen neu gesehen werden kann und der Ablösung Lateins als dominierendes Medium

schriftlicher Kommunikation durch Volkssprachen erst um 1200 anzusetzen ist, was auch zu einem neuen Bild der Interdependenzen der Sprachen vor und nach 1200 führt. In seinem Beitrag zur „Stand der germanistischen Mediävistik“ (S. 149–60), zeigt Horst Wenzel, wie sehr in diesen Disziplinen die Öffnung für neue Fragestellungen, die vielfach im Zusammenhang mit neuen Kommunikationstechnologien stehen, Rückkoppelungsprozesse ausgelöst haben, die dazu führten, die bisherigen Fachgrenzen zu überschreiten (S. 151f.). Als Forschungsschwerpunkte, „die die bisherige Fachsystematik relativieren, während wir uns gleichzeitig verstärkt auf die Traditionen des Fachs besinnen“ diskutiert er den Begriff der „Aufführung“ („performance“, „performativity“), die Frage der ‚Materialität‘ der Kommunikation, die sich aus den Herausforderungen durch die „New Philology“ ergibt, die Frage nach dem Verhältnis von Text und Bild im Mittelalter und die mediengeschichtliche bzw. medienanthropologische Dimension des Faches. Kritisch setzt sich Guy Halsall mit der Situation der Archäologie des frühen Mittelalters in England auseinander (*Early Medieval Archaeology and History: Some Interdisciplinary Problems and Potentials for the Twenty-First Century*, S. 163–185). Dabei beklagt er, dass – von wenigen Ausnahmen wie etwa die Archäologen in Reading um Heinrich Härke abgesehen – die englische Frühmittelalter-Archäologie weitgehend isoliert von ihren Kollegen am Kontinent arbeitet, und die Bereitschaft zur theoretischen Reflexion der Interpretation archäologischer Daten recht gering ist. Gleichzeitig zeigt er aber auch, etwa am Beispiel der ethnischen Interpretation archäologischer Quellen, dass genau aus einer kritischen Reflexion methodischer Fragen sich eine Reihe von Möglichkeiten der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Historikern ergeben kann. Ebenfalls in einer schwierigen Situation sieht Wilhelm G. Busse die ältere Anglistik („Simulations, forgeries and fabrications“. Vom Verlust an Bedeutung und Gewinn an Beliebigkeit, S. 189–194). Die in der Anglistik vorherrschenden Ansätze des „new criticism“ und „close reading“, die aus seinem Verständnis eine radikal ahistorische Sicht auf die älteren Sprachstufen und der mittelalterlichen Literatur entwickelten, hätten besonders die Ältere Anglistik in eine Sackgasse manövriert (S. 190). Als Ausweg schlägt er eine radikale Historisierung der literarischen Gegenstände vor, aus der sich auch die Forderung nach einer interdisziplinären Anstrengung ergibt, Literatur als soziale Praxis und ihre Deutung als „sozialgeschichtliche (Re-) Konstruktion“ zu untersuchen (S. 191). Gegen eine enthistorisierende Tendenz wendet sich auch Philipp W. Rosemann in der Philosophiegeschichte (*Intellektuelle Praktiken und interkulturelle Dimensionen in der mittelalterlichen Philosophiegeschichte*, S. 195–201). Entgegen der Tradition, in der die philosophischen Werke ausschließlich in einer innerphilosophischen Tradition diskutiert werden, die zu einer Trennung des „Philosophischen vom Konkret-Geschichtlichen“ (S. 196) geführt habe, schlägt er mit Kurt Flasch vor, die Rolle der älteren Philosophien in bestimmten geschichtlichen Situationen zu verstehen. Wissensformen wie die Philosophie sollten als intellektuelle Praktiken untersucht und in ihrem Zusammenhang mit jeweils bestimmten gesellschaftlichen, institutionellen und intellektuellen Bedingungen verstanden werden, in denen ein bestimmtes Denken und Handeln sie jeweils konstituiert. Ziel der Untersuchung von intellektuellen Praktiken wäre

weniger, einzelne Wahrheiten des mittelalterlichen Denkens zu erforschen, als die solchen Einzelwahrheiten vorgelagerten Strategien der Wahrheitskonstitution in ihren jeweils besonderen historischen Bedingungen und Funktionen (S. 201). Einen Überblick über die Lage der Byzantinistik im deutschen Sprachraum gibt Johannes Koder, wobei er auch auf Bestandsaufnahmen, die bei byzantinischen Kongresse der letzten Jahre gemacht wurden, verweist (Byzantinistik: Disziplinäre und methodische Vernetzungen, S. 205–212). Der grundsätzlich interdisziplinären Ausrichtung der Byzantinistik stellt er die aktuelle Einengung ihrer Spielräume zur Vernetzung gegenüber, die er nicht nur als Ergebnis der allgemeinen Kürzungen und Sparmaßnahmen sieht. Da die „Fiktion guter Altgriechischkenntnisse die Entwicklung des Faches an den Gymnasien überdauert“ habe, stünde die Byzantinistik an den deutschen Universitäten nun vor dem Problem, Griechischkenntnisse vorzusetzen, die im sekundären Bildungssektor aber nicht mehr vermittelt werden. Um diesem Mangel zu begegnen, schlägt er eine längst fällige Neustrukturierung der gräzistischen Ausbildung vor, in der vom Griechischen unserer Zeit ausgehend die historischen Sprachformen regressiv erschlossen werden (S. 208). Gleichzeitig konstatiert er einen Rückstand der Byzantinistik gegenüber der westlichen Mittelalterforschung in der Quellenaufbereitung und den Hilfswissenschaften (S. 211). Trotzdem sieht er Chancen der interdisziplinären Vernetzung im Aufbau von „Quellenkompetenzzentren“, die durch kultursprachenspezifische Kooperationen sprachliche Defizite in der Mediävistik ausgleichen könnten (S. 211). In seinem Beitrag über die Musikwissenschaft, schlägt Oliver Huck vor, bei der Untersuchung und Edition der Zeugnisse polyphoner Musik aus dem Mittelalter von einem offenen Textbegriff auszugehen (Präsenz und Geschichtlichkeit in der Musik des Mittelalters, S. 213–223). Darin sieht er die Voraussetzung, um von einer „Geschichte der Musiktheorie des Mittelalters“ zu einer „Geschichte der Musik des Mittelalters“ zu gelangen, in der mittelalterliche Musik vor allem als historisches Ereignis und soziale Praxis von der Komposition bis zu ihrer Aufführung sowie den darauf folgenden Prozessen ihrer Überlieferung und Aneignung im Mittelpunkt der Untersuchung steht. Wie unterschiedlich die methodischen Zugänge und Probleme der verschiedenen mediävistischen Disziplinen in den Beiträgen dieser Sektion auch vorgestellt wurden, so fällt doch auf, dass Zukunftschancen der Fächer vor allem mit der Re-Historisierung ihres Gegenstandes und der Integration der Fragestellungen in einen breiteren kulturgeschichtlichen Horizont verbunden werden. So scheint sich in diesen Beiträgen auch jene Tendenz abzuzeichnen, die Otto Gerhard Oexle in seinem schon am Beginn der Rezension erwähnten Beitrag zur „Mittelalterforschung in einer sich ständig wandelnden Moderne“ (S. 228–252) als kulturgeschichtliche Wende der letzten Jahre bezeichnet; ein Paradigmenwechsel, der, wie Oexle zeigen kann, – bewusst oder unbewusst – an Bemühungen um eine historische Kulturwissenschaft am Beginn des 20. Jahrhunderts anschließt. Ausführlich geht er auf das Spannungsfeld ein, in dem Vertreter dieser historischen Kulturwissenschaften am Beginn des vorigen Jahrhunderts, wie Max Weber, Ernst Cassirer oder Georg Simmel, zwischen der Herausforderung durch die Naturwissenschaften einerseits und der Kritik an der Orientierung an Rankes objektivistischem Idealismus andererseits,

eine neue Theorie der historischen Erkenntnis zu entwickeln versuchten. An den dabei entwickelten Begriff von „Kultur“ könne man auch heute anschließen: „als die Gesamtheit von Denksystemen, Wertsystemen, Mentalitäten, emotionalen und intellektuellen Dispositionen, die daraus sich ergebenden Formen des Handelns der Menschen und deren Ergebnis, die Objektivationen und Institutionenbildungen, die dann wiederum von Individuen und Gruppen angeeignet oder abgelehnt, verstanden oder missverstanden, transformiert und umgestaltet wurden“ (S. 240). Das Erbe der Historischen Kulturwissenschaft stelle zumindest in Deutschland eine noch immer nicht voll eingelöste Aufgabe dar und aus ihren innovativen Ansätzen ließen sich aktuelle Perspektiven für die Geschichtsforschung und insbesondere für die Mittelalterforschung entwickeln: Anzuschließen wäre nach Oexle dabei vor allem an den integrativen Begriff der Kultur, den weit reichenden Diachronien der historischen Analyse und Darstellung und den multidisziplinären Zugriffen der epistemologischen Reflexion (S. 241ff.). Im Zusammenhang mit der epistemologischen Reflexion regt Oexle auch einen neuen Dialog der historischen Wissenschaften mit den Naturwissenschaften an, der von der Auffassung von „Natur“ und „Geschichte“ als komplementäre Deutungsmuster einer mehrdeutigen Welt auszugehen habe. Im diesem Rahmen wäre die „Historizität der Welt als eine ihrer unaufhebbaren Dimensionen darzustellen“, eine der zentralen Aufgaben einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Mediävistik (S. 251).

Mit seinen Überlegungen zu einer „kulturgeschichtlichen Wende“ in der Geschichtsforschung am Ende des 20. Jahrhunderts leitet Oexle in seinem die zweite Sektion des Bandes abschließenden Beitrag auch zu den Beiträgen des dritten Abschnitts über. Unter dem Titel: „Mediävistik als Kulturwissenschaft. Neue Themen und Ansätze“ präsentieren und diskutieren darin dreizehn Beiträge exemplarisch Möglichkeiten und Chancen einer sich als Kulturwissenschaft positionierenden Mediävistik. Bei all ihrer Unterschiedlichkeit haben sie doch gemeinsam, dass in ihnen neue Ansätze diskutiert werden, in denen integrierende Fragestellungen sowohl über die Grenzen der Disziplinen und methodischen Zugänge, als auch über die vielfach auf ihnen beruhenden sozialen Abgrenzungen der mittelalterlichen Welt gespannt werden. Welch großes Potential für die Mittelalterforschung in einem komparatistischen Ansatz steckt, zeigt Michael Borgolte in seinem Beitrag über die „Mediävistik als vergleichende Geschichte Europas“ (S. 313–323), die, wie er betont, alle drei Kulturen des Mittelmeerraums, die arabische, byzantinische und lateinische, im Blickfeld haben sollte. Allerdings kann das von ihm gewählte Beispiel dafür, die Arbeit von Ernst Pitz über die „griechisch-römische Ökumene und die drei Kulturen des Mittelalters“ (S. 316ff), auch darauf aufmerksam machen, dass dabei inhaltlich und methodisch noch viele Probleme zu lösen sind. Zwischen „Lupe und Fernblick“ (Zwischen Lupe und Fernblick. Berichtspunkte und Anfragen zur Mediävistik als historischer Anthropologie, S. 269–293) diskutiert Ludolf Kuchenbuch die Möglichkeiten einer Neupositionierung der Mittelalterforschung aus anthropologischer Sicht. Ausgehend von einem Überblick über Arbeiten der historischen Anthropologie und anthropologisierender Forschungen seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelt er einen terminologischen

Neuansatz. Mit der begrifflichen Neuprägung einer „Hominologie“ schlägt er vor, „leitbegrifflichen Anknüpfungen“ an die Antike wie an die Moderne auszuweichen, um spezifisch christlich-okzidentale Auffassungen vom Menschen und „Menschsein“ in Mittelalter und früher Neuzeit besser zu erfassen (S. 292). Um eine elementare Dimension des Menschen im Mittelalter geht es im Beitrag von Felice Lifshitz über Gender-studies (Differences, [Dis]appearances and the Disruption of the Straight Telos: Mediavalology [„Mediävistik“] as a History of Gender, S. 295–312), in dem sie eindrücklich darstellt, wie die Gender-Forschung dazu beigetragen hat, soziale Erfahrungen und Gruppen als Teil des kulturellen Universums des Mittelalters zu untersuchen, die lange Zeit in der Geschichtsforschung keine Rolle gespielt hatten. Eine weitere in ihrer Komplexität bisher weitgehend vernachlässigte Dimension menschlicher Existenz und sozialen Handelns – Emotionen – zu untersuchen, schlägt Barbara H. Rosenwein vor (Eros und Clio: Emotional Paradigms in Medieval Historiography, S. 427–441). Durch eine wenig kritische Übernahme älterer sozialpsychologischer Modelle wären sie in der Geschichtsforschung lange Zeit mit primitivem und/oder irrationalem Handeln verbunden worden. Dagegen entwickelt sie mit Hilfe neuerer Modelle einen Ansatz, durch den Emotionen als wesentlicher Faktor sozialer Strategien und Prozesse in der Geschichte betrachtet werden können. In seinen Arbeiten, in denen er das Leben von Vaganten und Spielleuten verfolgte, konnte Ernst Schubert († 2006) Grenzen zwischen Epochen, sozialen Gruppen und Kulturen überschreiten (Das Interesse an Vaganten und Spielleuten, S. 409–426). Dabei kann er zeigen, wie sich in der Untersuchung ihrer Lebensumstände und -bedingungen und der Vielfalt ihrer Lebensformen auch breitere Zusammenhänge des Wandels sozialer Mobilität vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit darstellen lassen. Um die Vielfalt der sozialen Topographie einer Lebensform, dem mittelalterlichen Mönchtum, geht es auch Anne Marie Helvetius (Comment écrire une nouvelle histoire du monachisme, S. 443–455). Entgegen der Tradition, das Mönchtum hauptsächlich aus konfessioneller Sicht, als eine Geschichte kirchlicher Institutionen oder Spiritualität zu untersuchen, schlägt sie eine Art Typologie der verschiedenen Formen monastischen Lebens vor, die helfen soll, die Spannung zwischen religiösem Anspruch und weltlicher Verankerung in ihrer historischen Vielfalt besser zu verstehen. Von der Vielfalt sozialer Praxis auszugehen und dadurch forschungsgeschichtlich etablierte Grenzziehungen zu überwinden, schlägt auch Frank Rexroth in seiner Diskussion der Möglichkeiten der Ritualforschung vor (Ritual und Ritualismus in der historischen Mittelalterforschung, S. 391–406). Sie sollte weniger darauf abzielen, ein bestimmtes Paradigma rituellen Handelns und seiner Funktion zu argumentieren, sondern vielmehr versuchen, die soziale Dynamik der Interaktion und Kommunikation, die ausgehend von Formen ritualisierten Handelns entwickelt werden konnte, zu verstehen. Eine solche Untersuchung sozialer Spielräume der Rituale könnte seiner Meinung nach sehr davon profitieren, wenn einerseits die selbstauferlegte Beschränkung auf bestimmte Textsorten ebenso wie entwicklungsgeschichtlich bedingte Trennungen der Forschung, wie die zwischen Recht und Ritual, überschritten werden könnte. Während die meisten Beiträge dieser dritten Sektion die Integration neuer Ansätze mit kulturwissenschaftlicher Fragestellungen in

der mediävistischer Forschung diskutieren, werden gerade in den Überlegungen eines Vertreters der sich als kulturwissenschaftlichen Disziplin verstehenden Medienarchäologie Abgrenzungsbedürfnisse spürbar. In seinem Beitrag argumentiert Wolfgang Ernst (Medien im Mittelalter? – eine kulturtechnische Retrospektive, S. 347–357) gegen eine undifferenzierte Anwendung des Medienbegriffs in der Mittelalterforschung, die es seiner Meinung zwar „mit Prä- oder Intermedialität zu schaffen“ habe, nicht aber mit Medien im modernen Sinn. Dabei schlägt er vor, die „scheinbare Nähe audiovisueller Kommunikationsformen des Mittelalters zur multimedialen Kultur der Gegenwart (die im Metamedium Computer konvergiert) aufzugreifen, um gerade die Differenzen aufzuklären“ (S. 357). Seine Anregung den Medienbegriff für das Mittelalter überhaupt nicht zu verwenden und dafür den Begriff Kulturtechnik einzusetzen, scheint allerdings von den Beiträgen, die sich in dieser Sektion mit den Bedingungen und Medien schriftlicher oder mündlicher Kommunikation im Mittelalter befassen (vgl. Marco Mostert, Dennis H. Green, Ernst Bremer) nicht aufgenommen worden zu sein. Mit den Voraussetzungen der Erforschung der medialen Bedingungen mittelalterlicher Kommunikation beschäftigt sich Reinhard Härtel in seinem Artikel über die Historischen Hilfswissenschaften (Sind die Historischen Hilfswissenschaften noch zeitgemäß?, S. 379–389). Dabei kann er darauf aufmerksam machen, dass eine klare Definition der „historischen Hilfswissenschaften“ schwer möglich ist und diese sich heute weder über einen klaren Kanon noch über ihre Grenzen zu ‚anwendungsorientierter‘ Geschichtsforschung bestimmen lassen. Obwohl das grundsätzlich positive Anzeichen für die Offenheit und den Nutzen der historischen Hilfswissenschaften sind, weist Härtel darauf hin, dass paradoxerweise gerade im Zuge dieser Entwicklung immer weniger wahrgenommen würde, wie wichtig ihre Techniken und Erkenntnisse für die mediävistische Forschung sind. Während mit Ausnahme weniger Institute, wie etwa dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien, im deutschsprachigen Raum an den Universitäten auch kaum mehr Möglichkeiten zum Studium der historischen Hilfswissenschaften geboten werden, stellt er in anderen europäischen Ländern eine neue Konjunktur ihrer Lehre im Rahmen von Programmen zur Bewahrung des kulturellen Erbes fest und überlegt, ob „die Erforschung des Kulturerbes im gesamteuropäischen Horizont nicht jenes gemeinsame Haus sein könnte, in dem alle hilfswissenschaftlichen und quellenkundlichen Bemühungen ihre Heimatstatt finden könnten“ (S. 388). Eine Weiterentwicklung hilfswissenschaftlicher Fragestellungen zu einer kulturgeschichtlich ausgerichteten Handschriftenforschung stellt Marco Mostert in seinem Beitrag vor (Das Studium von Handschriften und Schriftkultur, S. 327–331). Dabei schlägt er vor, Handschriften nicht nur als die Texte zu untersuchen, „die wir seit dem 19. Jahrhundert aus ihnen zu gewinnen versuchen“ (S. 330), sondern auch als Quellen für die Vielfalt der kulturellen Wirklichkeiten, in denen sie in Skriptorien, Kanzleien Archiven und Bibliotheken entstanden und aufbewahrt worden sind. Wie weit der kulturelle Kontext über den Text und die Orte seiner Produktion und Aufbewahrung hinausführen kann, zeigt darauf Dennis H. Green (Das Mittelalter – eine orale Gesellschaft S. 333–337). Dabei betont er, dass eine scharfe Trennung zwischen oraler und schriftlicher Kultur die kulturelle Wirklichkeit des Mittel-

ters kaum beschreiben kann und zwischen mündlichen und schriftlichen Formen kultureller Artikulation ein ständiger wechselseitiger Austausch bestand.

Die große Bedeutung der Untersuchung von Interdependenzen zwischen verschiedenen medialen Kommunikationsformen und Techniken streicht auch Ernst Bremer in seinem Beitrag hervor (Von der Handschrift zum Druck: Der Medienwechsel in Europa, S. 339–345). In der Untersuchung des Medienwechsels von der Handschrift zum Druck sollten weniger kausale Modelle zur Erklärung des Anfangs einer neuen Epoche als vielmehr der Prozeß des Übergangs zum Buchdruck auf breiter Ebene im Mittelpunkt stehen, der sich nach Bremer in Europa schon ab dem 12./13. Jahrhundert abzeichnete.

Um die Untersuchung des Übergangs von der Antike zum Mittelalter geht es in dem Beitrag von Walter Pohl (Die Anfänge des Mittelalters – alte Probleme, neue Perspektiven, S. 361–389). Darin stellt er neue Ansätze zu einer differenzierteren Betrachtung dieser Zeit vor, die vor allem aus der Überwindung von oft dichotomisch strukturierten Leitbildern, wie etwa Antike und Mittelalter, Katastrophe und Kontinuität, Römer und Barbaren, Christen und Heiden usw. entwickelt werden. Die Kritik der durch sie gestalteten „großen Erzählung“ der Völkerwanderung als Ende der Antike und Beginn des Mittelalters schlägt er nicht als eine alternative Weise oder Struktur der Erzählung vor, sondern als eine Arbeit ihrer Dekonstruktion im Rahmen ihrer radikalen Historisierung. Das kann nicht nur den Blick auf vieles, „was es an den Anfängen des Mittelalters neu zu entdecken gibt“, eröffnen, sondern auch die Aufmerksamkeit auf die Erforschung von Widersprüchen, Unschärfen und Paradoxa lenken, ja sogar auffordern „sie gezielt aufzusuchen, um an ihnen unsere allgemeinen Modelle zu überprüfen“ (S. 378). In seiner Diskussion einer Kritik der Anfänge von großen Erzählungen des Mittelalters formuliert der Beitrag auch methodische Ansätze, die über die Frühmittelalterforschung hinaus wesentliche Impulse für die Integration der Mittelalterforschung als Kulturwissenschaft geben können. Ausgehend von der Notwendigkeit von Abstraktionen und Modellen in der historischen Forschung schlägt er vor, in einer methodisch reflektierten *bricolage* aus neuen Zugängen und erprobten Techniken der Kritik, das Verhältnis der verwendeten Begriffe zu den durch sie bezeichneten sozialen Wirklichkeiten ständig neu zu überprüfen. Im Rahmen einer solchen von postmoderner Kritik inspirierten Synthese ließen sich nicht nur oft zu einfache Modelle des „Mittelalters der Moderne“, wie sie in Otto Gerhard Oexles Beitrag diskutiert wurden, abtragen und hinterfragen. Ebenso könnte sie helfen zu verhindern, dass neuere Modelle so wie jene, die sie ablösten, ein Eigenleben entfalten, oder gar (wie beim Volksbegriff der nationalen oder beim Kirchenbegriff der katholischen Geschichtsschreibung) zu eigentlichen Subjekten der Geschichte werden (S. 377f.). Im Zusammenhang mit einem solchen Projekt kann die breite Palette der Ansätze zur Erforschung mittelalterlicher Wirklichkeiten, die in dem Band vorgestellt werden, zeigen, wie recht die Organisatoren der Tagung und Herausgeber des Bandes mit ihrem am Beginn der Rezension angesprochenen Mut und ihrer Zuversicht zu diesem Projekt hatten. Sollte der leblos daliegende Ritter vor der Grande Arche tatsächlich das Mittelalter der Moderne repräsentieren, so

wurde er spätestens von der Vielfalt seiner Wirklichkeiten, die bei der Tagung und in dem Band diskutiert werden, überwältigt.

Helmut Reimitz, Paderborn

### Autorenverzeichnis

WIEBKE ABEL M.A., Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Medien- und Literaturwissenschaft in Paderborn. Studienschwerpunkte: Mediengeschichte und Medientheorie, Gesellschafts- und Sozialgeschichte. Seit Februar 2007 Verlagsreferentin bei arvato services (VVA) in Gütersloh.

DR. GERHARD DÜSTERHAUS, geb. 19.05.1939 in Paderborn. Studiendirektor im Hochschuldienst a. D. am Englischen Seminar der Universität Bonn, Kustos des Seminars 1994-2004. Promotion im Hauptfach Geschichte in Bonn 1975. Veröffentlichungen zur Literatur Anglo-Kanadas und zur Geschichte des Schulwesens in Preußen.

PROF. DR. BRIGITTE ENGLISCH, Universitätsprofessorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte in Auswahl: Bildungs- und Intellektualitätsgeschichte des Mittelalters, Mentalitätsgeschichte, Historische Kartographie und Chronologie.

DR. MED. GOTTFRIED HERMEYER, Heinz Nixdorf MuseumsForum Paderborn.

THOMAS MIEBACH, Studium der Fächer Geschichte und kath. Theologie für das Lehramt Sek. I und II, z. Zt. Studienreferendar.

DR. HELMUT REIMITZ, Studium der Rechtswissenschaften, Geschichte und Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien, seit 2004 Wiss. Angestellter am Institut für Mittelalterforschung (IEMAN) der Universität Paderborn.

LARS REINKING, Erstes Staatsexamen Sek. I/ II im Jahr 2002 in den Fächern Geschichte und Kunst. Derzeit Doktorand am Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Paderborn mit einer Arbeit zur politischen Ikonographie geistlicher Schlossbauten im Nordwesten des Alten Reiches.

DR. ANDREAS RUPPERT, geb. 1948 in Wiesbaden, Studium der Osteuropäischen, Mittleren und Neueren Geschichte und Slawistik in Frankfurt a. M., Stadtarchivar in Detmold. Von 1993-1994 Mitarbeiter am „Corvey-Projekt“ der Universität Paderborn.

## Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in

den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 25,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.**  
**c/o Die Sprachwerkstatt GmbH**  
**Stettiner Straße 40–42**  
**33106 Paderborn**

Oder anrufen:

**Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0**

Oder eine E-Mail schicken:

**[vfg@die-sprachwerkstatt.de](mailto:vfg@die-sprachwerkstatt.de)**

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Dr. Michael Ströhmer

(N2.343; Tel. 60-3167)

Prof. Dr. Frank Göttmann

(N 2.329; Tel. 60-2437)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

**[www.vfg-paderborn.de](http://www.vfg-paderborn.de)**

## Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Osterather Str. 42, 50739 Köln  
Tel. 0221/9561740, Fax 0221/9561741, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

### Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

#### **Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)**

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur

Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geist-

liche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

NEU:

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

#### **Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte**

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

#### Zuletzt erschienen:

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

#### **Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften**

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.